B: Z:

~~Ersch W. deutsche. pag. 693.~~

P O germ
1639-2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Schriften

von

Karl und Karoline Woltmann.

Zweiter Band.

Berlin 1806.

In der Realschulbuchhandlung.

Erzählungen

von

Karl und Karoline Woltmann.

Zweiter Theil.

Berlin 1806.

In der Realschulbuchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erzählungen.

Zweiter Theil.

A g a t h e.

Die Abendsonne glühte auf den Wipfeln der hohen Linden vor dem Schlosse: die gelben Blüthen wiegten sich nickend in ihrem goldnen Lichte; Bienen summten darum hin, und Abendlüftchen jagten sie auf von ihrem duftigen Raube. Vor dem Thore stand der Wagen, die muthigen Rosse stampften wiehernd den Boden; die Dienerschaft war versammelt. Eine schlanke Gestalt schwebte zwischen ihr hin, und empfahl diesem ihr Lamm, jenem ihre Vögel, dem dritten ihre Blumen, voll ungeduldiger Geschäftigkeit.

Es war Agathe. Ihr zarter Körper hatte sich schon jugendlich entfaltet: doch in ihrem Wesen war sie noch ein Kind.

Endlich führte der Baron, ihr Vater, seine Schwägerin Anastasia an den Kutschenschlag: Agathe sprang nach ihnen hinein, und donnernd rollte der Wagen über die Zugbrücke dahin, in das Blachfeld.

Zum ersten Mal verließ sie die alten Säle ihres Stammhauses, um hinaus in die Welt unter unbekannte Gegenstände und fremde Menschen zu treten. Das Ziel der Reise war das Gut eines Edelmanns, der Sammelplatz geselliger Freude in der Provinz. Schon lange hatte sie sich darauf gefreut, und es war ihr unbegreiflich, wie Anastasia, ihre zweite Mutter, die sonst so liebreich ihre Freuden theilte, so gleichgültig für diese blieb.

Doch sorglos entschlummerte sie bald, die Bilder der Zukunft zogen durch ihre lächlende Ruhe, die Anastasia sorgenvoll bewachte. Immer stiller ward es und dunkler rings umher; tief am Himmel stand der Abendstern, ein grauer Duft wand sich durch die Zweige, ahnungsvoll entfalteten sich die Blüten und goßen ihre Düfte

in die laue Nacht. Tausend Stimmen wallten durch den Aether, mehr gefühlt als gehört, und der Himmel zog mit allen seinen Sternen ruhig darüber hin. Auch sie verstummten allmählig, der schöne Stern sank tiefer, stets größer und glänzender, ihm gegenüber schwebte dunkel glühend die letzte Hälfte des Mondes in den Aether empor, und die Nacht lauschte feiernd, als ob der stille Geist der Liebe fühlbar durch die Schöpfung zöge. Anastasia's Blick, die einzig noch im Wagen wachte, und ihre Seele, hing an dem still erhabenen Schauspiel.

Bei der einförmigen Bewegung des Wagens waren selbst Kutscher und Reitknecht eingeschlafen, und die muthigen Pferde rannten, da kein Zügel sie hielt, auf einen Hügel außer dem Wege; die Führer erwachten, rissen schlaftrunken in die Leinen, die Pferde lenkten schnell herab, und der Wagen schlug um.

Anastasia fiel gegen einen Stein, und der Schmerz raubte ihr die Besinnung. Agathe ward eine Strecke fortgeschleudert und lag ohnmächtig.

Nur der Baron war unbeschädigt; allein er vermogte wenig zu helfen, denn es war ein Rad gebrochen. Er schickte einige seiner Leute nach dem nächsten Dorfe, von dort aus Hülfe herbei zu schaffen, und blieb mit den Andren voll Angst bei den Frauen, die er vergebens zu ermuntern versuchte.

Glücklicherweise kam ein Reisender in diesen Augenblicken die Straße hergezogen. Er eilte den Verunglückten beizustehen, bot ihnen seinen Wagen, und seine Dienste an; und der Baron machte in der Verlegenheit von beiden Gebrauch. Er fuhr mit Anastasia in dem Wagen des Fremden langsam voraus nach dem Dorfe; jener blieb bei Agathe, und half ihren Leuten eine Bahre bereiten, worauf sie nachgetragen werden konnte.

Sie erwachte unter einem Baum, der Mond schien durch die dünnbelaubten Aeste auf sie nieder, und die ganze Gegend schwamm in seinem Dämmerlichte. Sie schlug die Augen auf und erblickte neben sich einen unbekannten Mann. Er hatte sich knieend zu ihr niederge-

beugt, den Arm um ihren Leib geschlungen, und hielt sie empor. Sein Gesicht war ihr völlig fremd: ein unaussprechlich ernster Liebreiz lag in seinen Zügen, und auf der schönen Gestalt erhob sich kühn geschwungen, das stolze Haupt.

Sie wähnte zu träumen, und schloß die Augen wieder, das holde Traumbild nicht zu verliehren. Da kehrte allmählig ihre Besinnung zurück, sie richtete sich langsam auf, die Gestalt verschwand nicht, und auf seinen Arm gelehnt, stand sie da, sanft vom Mondlicht umflossen.

Ein stiller Friede verbreitete sich über ihr Wesen, sie dachte nicht, wo sie sei, noch woher sie gekommen; ihr war als erfüllte sich eine ferne liebliche Ahnung ihrer Kindheit. Die Jugend hatte sie geahnet und in diesem Moment ihres Lebens, verschwebte die Kindheit sanft darin.

Der Unbekannte rief ihre Leute, und hob sie auf die Bahre. Ruhig ließ sie es geschehen, ohne zu fragen, was mit ihr vorgegangen sei. Das Gefühl seiner Nähe erfüllte sie ganz und verschlang jeden Gedanken, jede Vermuthung.

Er ging neben ihr; sein Athem spielte auf ihren glühenden Wangen, seine Hand hielt die ihrige; sie hörte den süßen Ton seiner Stimme, wenn er, sich niederbeugend, fragte: wie ihr sei? Außer dem Gedanken an ihn hatte sie nur den Wunsch, diesen Augenblick festzuhalten; aber selbst seiner war sie sich nicht deutlich bewußt, denn Gefühl und Bewußtseyn ruhten immer noch dämmernd in ihrer Seele, wie die Bilder in einem tiefen stillen See.

Man trug sie langsam dahin. Bald schimmerte ein Licht aus dem niedrigen Fenster einer Hütte zwischen dunklen Bäumen hervor, und das Gebell von Hunden verkündete die Nähe eines Dorfes. In einer Allee, die zwischen Häusern hinlief, kam der Baron ihnen entgegen. Er brachte die Nachricht, daß Anastasia's Verletzung unbedeutend sei, und ließ Agathe nach dem Pfarrhause tragen.

Auf einem freien Platz in der Mitte des Dorfes, stand es gradeüber den weissen mondbeglänzten Wänden der Kirche. Weinranken

spielten darum, und eine freundliche Matrone empfing sie mit Licht an der Thür. Als der Fremde alle in Sicherheit wußte, nahm er Abschied von dem Baron, küßte Anastasia's Hand und Agathe's, und blickte noch ein Mal nach dieser zurück aus dem Wagen.

Sie war ihm bis an die Thür gefolgt, sein Wagen verschwand, aus der Ferne erscholl noch das Rollen der Räder; es verhallte, und ihre Besinnung, die von dem Augenblick, als sie ihres Vaters Stimme in der Allee vernahm, sich immer deutlicher geregt hatte, erwachte völlig. Ihr däuchte, es sänke ein Nebel um sie nieder, der alle Gegenstände ihr bisher verhüllt hatte, und sie blicke hinaus in öde Ferne. Mit ausgebreiteten Armen stand sie, als vermögte sie den Entschwundenen noch zu halten. Immer noch fühlte sie seine Lippen auf ihrer Hand zittern, und hörte die Musik seiner Rede. Man rief sie: langsam ließ sie die Arme sinken, folgte der freundlichen Matrone schweigend auf das für sie bereitete Zimmer, und sank erschöpft auf ihr Lager.

Sie erwachte früh am Morgen. Die Sonne warf röthliche Stralen durch das dichte Weinlaub vor dem Fenster, und wie die Luft die Ranken bewegte, spielten Blätter von Schatten, und rothe Lichtblüten auf dem reinlichen Boden des Gemachs durcheinander. Schnell trat sie an das Fenster, es war ihr als müßte sie nun in der Morgenklarheit den entdecken, den das Dunkel gestern ihren Augen entzog. Voll Lebenslust zitterte die Natur in den goldnen Stralen, die Felder dampften, Lerchen schwirrten, aber nur einsame Schatten jagte der Wind wie Geister über die bethaute Ebene. Jeder Augenblick des vergangenen Abends wurde ihr lebendig, der helle Morgen beseelte ihren Muth mit der Hoffnung, ihn vielleicht an dem Orte wieder zu treffen, wohin sie ging, und rasch flog sie die Treppe hinab, Anstalten zur Abreise zu fördern. Sie fand Anastasia schon angekleidet, ihr Vater sprach reisefertig mit dem Pastor, der Kammerdiener trieb die Leute welche anspannten: Alles schmeichelte ihrer Sehnsucht.

In einer halben Stunde saß sie im Wagen; und durch den frischen Morgenduft, mit reger Hoffnung im Herzen, sah sie Bäume und Felder an sich vorüberfliehn.

Gegen Mittag langten sie endlich auf dem Gute an. Das lebendige Treiben im Schloßhof stimmte harmonisch in die rege hoffnungsvolle Freudigkeit ihrer Seele. Prächtig gekleidete Lakayen liefen in geschäftiger Eile umher; von jungen Männern wurden Pferde vorgeritten, und herrliche Jagdhunde sprangen bellend vorauf. Doch der Unbekannte war nicht zugegen. Der Graf, dem das Gut gehörte, kam dem Baron und seinen Gefährtinnen entgegen. Sein Sohn, Graf Magnus, schwang sich aus dem Sattel, sie zu bewillkommen; und die andren Kavaliere folgten ihnen in die Versammlungszimmer, wo die Gräfin sie empfing, eine große schöne Frau, vor deren stolzem, männlichem Wesen man die entschwundene Jugendblüte nicht vermißte: so bestimmt war es ausgesprochen, daß man sie nicht anders denken konnte,

als sie eben den Augenblick erschien. Das ehrfurchtsvolle Benehmen ihres Gemahls und ihres Sohnes gegen sie, die tiefe Ehrfurcht der Dienerschaft, und ihre ganze Umgebung vollendete den Eindruck. Um so verführender war das liebevolle Entgegenkommen, womit sie Agathe behandelte.

Man ahnete leicht geheime Plane beider Familien aus ihrem Benehmen gegen einander. Weil Agathe in ihnen die Hauptperson war, ertheilte dies ihr einen Rang, und eine Bedeutsamkeit in der Gesellschaft, die ihr fremd waren, und die ungewohnten Huldigungen nahmen sie für die Familie und ihre Gäste ein, obgleich Niemand ihr sonderlich zusagte.

Das Bild des Unbekannten ging in dem neuen Genuß nicht unter, aber selten, und seltner tauchte es in ihrer Sehnsucht, ihrer Hoffnung empor. Wie leicht wäre es mit diesen endlich dennoch verschwunden, hätte nicht eines Tages die Gräfin über Tisch die Erzählung jenes kleinen Abentheuers von ihr verlangt. Ein hohes

Roth überflog ihr Gesicht. Alle die Gefühle, und die ganze Erinnerung der Begebenheit traten vor ihre Seele; sie fühlte diese Umgebung ihr so entfremdet, daß es unmöglich war sie zu erzählen. Anastasia bemerkte ihren Widerwillen, und nahm das Wort statt ihrer. Agathe glaubte ein ganz anderes Ereigniß zu hören. Die Gräfin, welche ihr Errōthen bemerkte, erkundigte sich nach dem Namen des Unbekannten. „Ein Ritter Romanus,“ erwiederte Anastasia. „Ich kenne Ihren Beschützer,“ sprach sie zu Agathe mit schneidendem Tone; „schade um Ihr Abentheuer, daß er so unbedeutend ist: vielleicht sehen Sie ihn noch hier, denn er droht uns mit einem Besuche.“

Sie ahnete eine Empfindung in Agathe's Seele, die ihren Absichten entgegen war, und wollte sie vernichten. Auf den lichtesten Punkt ihrer Erinnerung warf sie mit diesen Worten einen Schatten, und störte mit kaltem widrigen Mißlaut den heitern Einklang ihrer Gefühle. Sie beobachtete die Wirkung ihrer Rede, und

deutete Agathe's dunkle Empfindungen richtig, die heller entwickelt, sich bestimmt wider sie richten mußten. Dem zuvorzukommen und sie zu übertäuben, veranstaltete sie in der Eile einen Ball, und erbat sich von dem Baron die Erlaubniß, seine Tochter zu diesem Feste zu schmücken.

Die Gesellschaft war schon versammelt, als sie mit Agathe zurückkehrte. Ein blaues Gewand umfloß die schöne Jugendgestalt, und ein reicher Kranz hielt die braunen Locken. Leises Flüstern der Bewundrung empfing sie bei ihrem Eintritt in den Saal. Graf Magnus eröfnete den Ball mit ihr; er bot seine Tanzkunst und seinen Witz auf, sie durch Grazie und Schmeichelei zu bestricken, und sie sog in langen Zügen den ungekannten Genuß, sich als Seele der allgemeinen Freude zu fühlen, der Alles sich hingab.

Nur Anastasia war stumm und traurig; das künftige Schicksal Agathe's beschäftigte ihre Gedanken; und als die Gräfin es bemerkend, ein Gespräch anknüpfte, lenkte sie es auf die geheime Angelegenheit, die sie nach dem Gute geführt hatte.

Es war ihr lange klar geworden, daß das Leben des jungen Grafen und ihrer Agathe nie zusammenstimmen werde, und sie hoffte auf die Gräfin zu wirken, daß man nichts in der Angelegenheit übereile.

Allein ihren Gründen wurden Ansichten der großen Welt entgegengestellt, denen ihr Sinn verschlossen war: sie verstummte bekümmert, daß die Gräfin, welche die Verbindung ihres Sohnes mit der reichen Tochter des alten Hauses schnell vollzogen wünschte, nun tausend Schlingen der Liebe um Agathe's argloses Herz warf. Hatte diese einmal ihr Wort gegeben, so verbürgte der rechtliche Stolz des Barons, daß es gehalten wurde. Des Ritters Ankunft war dann nicht mehr zu fürchten, welche sonst bei Anastasia's Stimmung, und Agathe's unbewußter Neigung, alle Plane scheitern machen konnte.

Anastasia überschaute dies alles, und sann nur, die nächsten Verhältnisse ihres Lieblings so zu lenken, daß sie ihr Selbstständigkeit verliehen, jeder Zukunft zu begegnen. Von einer langen

gehaltvollen Reise hoffte sie das einzig. Wahrscheinlich kehrte Agathe als Mutter zurück, mit einem Wesen, daran ihr Herz sich schliessen mogte, wenn das einsame Leben, worin allein sie glücklich seyn konnte, und seine Geistesleere ihren Gatten von ihr entfernten. Mit leiser Hindeutung lenkte sie das Gespräch auf die Fremde. Sie schilderte ihr den schönen südlichen Himmel mit den glühendsten Farben und erweckte in ihr die Sehnsucht nach seinen Gefilden. Ein ander Mal zeigte sie ihr die Möglichkeit dorthin zu gelangen, wenn sie einst verheirathet werden solle, und gab ihr ein, es sich als die erste Gunst von ihrem künftigen Gatten zu erbitten.

Agathe ergriff begierig den Gedanken. Jeder neue Gegenstand hatte ihr neue Freuden bisher geboten, und die südliche Erde lockte sie mit einem Zauber, dem ihre Phantasie unendliche Lieblichkeit schenkte. Bald darauf überraschte ihr Vater sie mit seinem Plane. Er trat nicht ohne Besorgniß mit der Eröffnung zu ihr; denn er wußte, wie gleich sie mit Anastasia über jeden

Gegen-

Gegenstand dachte, die ihre Abneigung gegen diese Heirath ihm nicht verhehlte. Er wollte, daß ihm gehorcht werde, doch die Vaterliebe und ein dunkles Gefühl der Billigkeit erweichten seinen Stolz, und er fühlte sich beruhigt, als Agathe seinen Antrag nicht mit Widerwillen ablehnte.

Sie hätte vielleicht sogleich eingewilligt, aber in dem entscheidenden Augenblicke trat des Ritters Bild ihr wieder vor die Seele, und ihr Herz schauderte, es hinzuopfern. Doch die Zukunft trat mit der Erfüllung aller ihrer Wünsche glänzend daneben, das dämmernde flüchtige Nachtgebild der Erinnerung erlosch, und sie gab ihr Wort.

Mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit schloß ihr Vater, überrascht von seinen Gefühlen, sie in die Arme; die Gräfin und ihr Gemahl überhäuften sie mit Liebkosungen, Graf Magnus schien entzückt. Sie sah alles, was sie umgab, froh und zufrieden durch sie, und es schmerzte sie fast, das alles das ihr nicht mehr Opfer koste.

Eine Reihe angenehmer Tage folgte dieser Stunde; ihr Aufenthalt glich einem Triumphe. Am Morgen weckte sie Musik, am Mittag fand sie ihr Zimmer mit Blumen geschmückt, am Abend stieg ihr Name flammend in die Luft. Ihr Vater war zufrieden und liebevoll, ihr entstand kein Mittel alles zu beglücken, was sie umgab; wie ein glänzendes Gestirn überstralte sie mit Freude, wohin sie sich wandte: hätte sie Anastasia ganz heiter gesehen, sie wäre vollkommen glücklich gewesen. Sie äußerte ihrem Bräutigam den Wunsch zu reisen; er ergriff ihn begierig und vertraute ihr, daß ein sehr ehrenvoller Posten ihm bei einer nach Rom bestimmten Gesandtschaft angetragen wäre. Er bat sie um die Mitwirkung ihres Vaters, dafür die Einwilligung seiner Mutter zu erlangen. Ihre Furcht, daß sie den Ihrigen gänzlich dadurch entrissen würde, verbannte er, und sagte: daß ihn jene Verbindung nicht an das Ausland kette, und Anastasia sie nur begleiten dürfe.

Ihn drückte die Gegenwart dieser edlen Frau,

und jene Aeußerung war nicht sein Ernst; allein er hoffte durch seine Mutter, die ihr eben so abhold war, nachher ihre Begleitung leicht heimlich zu verhindern.

Er hatte die Frau des Gesandten, Gräfin Julie, ouf seinen Reisen kennen gelernt. Ihr Witz bezauberte, der Ruf einer geistvollen Frau fesselte ihn, und ihre Launen spannten das Gefühl, das er Liebe nannte. Es dauerte, weil sie weder Treue gab, noch foderte; er wünschte in ihrer Nähe zu leben, sie wünschte ihn um sich zu behalten, und es ward ihm die Stelle bei der Gesandtschaft angeboten, an deren Spitze ihr Gemahl nach Rom ging.

Seine neueu Verhältnisse zerstörten beinahe die Hoffnung zur Ausführung dieser Plane. Er schrieb es der Gräfin; doch bald lieferte ihm Agathe bewußtlos die Mittel zu ihrem Verderben.

Den alten Baron freute der Gedanke, daß sein Schwiegersohn an einem so bedeutenden Hof, als damals der römische war, eine Rolle spielen

würde. Ihn freute das kindliche Zutrauen des jungen Mannes, die Einigkeit des jungen Paares, das ihn um seine Verwendung ansprach. Das Vertrauen eines fremden Hofes, das dem Grafen einen solchen Posten antrug, rechtfertigte seine Wahl, und er übernahm es, die Einwilligung der Mutter zu bewirken. Es gelang leichter, als Magnus hoffte, und ein neues Glück gesellte sich zu Agathe's Freuden. Ein gleiches Interesse beseelte sie und ihren Verlobten, und ihr Gefühl für ihn gewann eine Lebendigkeit, die sie in ihrer Unerfahrenheit für Liebe nahm.

Nach und nach trübten sich diese hellen Stunden. Die Gräfin hatte ihr Ziel erreicht, der ungewohnte Zwang ward lästig und überflüssig; es gab Augenblicke, wo ihr heftiger Hochmuth, und der starre Stolz des alten Baron, mißtönend einander berührten.

Ihr Sohn lenkte so geschickt ihre Abneigung gegen Anastasia zu seinem Vortheil, daß sie insgeheim zur Bedingung ihrer Einwilligung machte, jene solle Agathe nicht begleiten, und

mit Schmerzen sah diese die liebste ihrer Hoffnungen nun verschwinden, ungetrennt von Anastasia zu leben.

Das Nahen des Verlobungstages vertheilte diese heraufziehenden Wolken. Ein glänzendes Fest war veranstaltet, Chöre von Musikern waren in dem Park vertheilt: ein Gewitter hatte die Luft abgekühlt, und verzog sich zwischen rothen Abendwolken. Die Gesellschaft zerstreute sich, und Anastasia wandelte einsam mit Agathe durch den Abend. Eine trübe Weise schlich leise durch die dunklen Wipfel, als fürchte sie, sich der Luft zu verrathen, und verklang wie ein unausgesprochenes Weh. Sie gingen bewegt und schweigend neben einander, und Niemand drängte sich in ihr ernstes Beisammenseyn. Agathe bedachte, wie noch vor wenig Wochen ihre Zukunft so unbestimmt vor ihr gegaukelt hatte, und wie nun darüber entschieden, alles Schwankende daraus entnommen sei. Es wird mir kein besonderes Glück zu Theil, wie ich es sonst wol träumen mogte, sprach sie zu sich; allein mein

Leben wird auch nicht ohne Reichthum seyn und Genuß. Unter solchen Gedanken erreichten sie das Ende des Parks und vor ihnen öfnete sich ein weites Kornfeld, durch welches der Weg, von den fernen Bergen herab, nach dem Gute führte.

Ein leichtes Fahrzeug rasselte die Bergstraße herunter. Sie blieben stehn, es vorüber zu lassen, und als es näher kam, erblickten sie den Unbekannten. Agathe erschrack heftig.

Bei dem Schmerz der nahen Trennung von Anastasia, verschwand, was sie glänzend hoffte, vor dem was sie innig liebte. Sein Bild erwachte in ihrem Gemüth, und wie sie ihn aufgegeben, und in trübe Wehmuth verhüllt zog es darin vorüber, wie in der Dämmerung jener Nacht.

Nun stand er vor ihr, nun da er für sie verloren war. Sie vermogte kaum ihre Bewegung zu verhehlen. Anastasia benutzte die erste Gelegenheit, ihm Agathe's Verhältniß zum Grafen Magnus zu entdecken.

Er stockte einen Augenblick, dann drückte er ihre Hand, wünschte ihr mit bewegter Stimme Glück, und darauf schnell sich ermannend, knüpfte er den Faden des Gesprächs wieder an. Thränen füllten ihre Augen, als sie ihm dankte, und sein fremder höflicher Ton schmerzte sie im tiefsten Herzen.

Er war ihr immer so nah, so vertraut gewesen; und das war alles dahin.

Sie gingen miteinander nach dem Schlosse: Anastasia bekümmerter als je um Agathe's Schicksal. Vor allen, hätte sie dem Ritter, ihres Lieblings Hand gegönnt. Edle Frauen würdigen den Charakter der Männer am besten, weil in dem Betragen gegen Frauen, sein Werth oder Unwerth sich am bestimmtesten ausspricht. Romanus ernstes Selbstgefühl, in welches ein tiefer Zug der Hochachtung gegen Frauen, aus der Blüte der Ritterzeiten hinüber schattirte, stach sonderbar zu seinem Vortheil ab, gegen den Ton leichter Vertraulichkeit ihrer Entartung in Magnus Betragen.

Romanus Liebe verrieth sich nicht bestimmt, seit jenem Abend; aber Anastasia ahnete sie in seinem Ernst, in seiner Aufmerksamkeit gegen alle, die Agathen theuer waren, und in kleinen tiefbeseelten Zügen. Ihn erschreckte jedes unedle Wort, das in ihrer Gegenwart gesprochen wurde, voll Unwillen erröthete er oft über den Bräutigam: dann blickte er auf sie, und der Unwille verlohr sich in tiefen Schmerz.

Auch sie empfand diese Verschiedenheit, und mit einer Qual, die nur das Glück, ihm nahe zu seyn, milderte. Sie hatte ihn aufgegeben, sie kämpfte gegen ihr Gefühl, sie litt den Schmerz seiner Liebe mit in diesem Kampfe, und in dem Gedanken seiner Leiden, erwuchs der ihre zu einer leidenschaftlichen Gewalt, die dem weichen Gemüth sonst vielleicht ewig fremd geblieben wäre.

Das Fest der Vermählung lockte immer mehr Fremde nach dem Gute, und jeder Augenblick erinnerte sie, wie unaufhaltsam der schrecklichste Tag ihres Lebens nahe.

Dunkel stand der Ritter unter den lachenden Haufen, sie floh ihn wie ihr böses Gewissen; und eine unwiderstehliche Gewalt zog dennoch sie immer wieder zu ihm hin.

Nur noch acht Tage waren bis zur Hochzeit. Die Wolken, welche den Tag über der Sturm einzeln zwischen Sonnenblicke durch den Himmel gejagt hatte, träufelten am Abend, in eines Landregens dichtes Grau verloren, nieder. Die Gesellschaft spielte Pharo in den Sälen, Anastasian war nicht wohl, und Agathe blieb auf ihrem Zimmer ihr Gesellschaft zu leisten.

Vor dem Fenster zitterten die Akazien unter den fallenden Tropfen, die erfrischte Luft strich durch die Jalousieen, und kühlte ihre thränenheißen Augen, und ihre Brust, beklemmt durch die Trennung von jedem lieben Gefühl, und die verborgene unbezwingliche Leidenschaft. Noch nicht lange waren sie allein, als die Thür sich öfnete und Romanus hereintrat.

Bis jetzt hatte sie ihn nur unter dem Zwange der Gesellschaft gesehen. Sie erblaßte, zitterte,

und er stand schweigend ihr gegenüber, und sah sie an, mit dunklen, glühenden Blicken.

Anastasia erschrack; zu krank die Unterhaltung zu beherrschen, bat sie den Ritter, ihnen vorzulesen. Er schlug ein Buch auf, welches auf dem Tische lag: es war Werther. Seine volltönende Stimme zitterte, und das eigne Gefühl preßte seine Brust zusammen, wie er das fremde aussprach.

Agathe hörte unter unaussprechlicher Qual: kalte Tropfen rollten über ihre bleichen Wangen, ihre Seele folgte jedem Worte, und immer schrecklicher drang die Ahnung des Ausgangs auf sie ein. Sie konnte es nicht ertragen. Ein paar Mal drückte sie die Hand auf ihr Herz, als wolle sie es halten; dann sprang sie plötzlich auf, und stürzte mit einem Schrei des Schmerzes aus dem Zimmer.

Das Buch entsank Romanus Händen: er blickte ihr lange nach, dann eilte er zur Thür. Anastasia hielt ihn zurück. Er wand sich los. „Zu ihr! zu ihr!“ rief er. „Ritter!“ sprach

sie, „was soll das? Sie ist Magnus Verlobte.“ Er stand schweigend, und drückte fest ihre Hände zwischen seine, tief erschüttert. Auf ein Mal riß er sich heftig auf, und entdeckte ihr Magnus ganzes Verhältniß zur Gräfin Julie. „Und sie soll ihm geopfert werden!“ rief er. „Nein, bei Gott! eh' ich das dulden kann —“ Schmerz und Wuth erstickten seine Stimme.

„Was vermögen Sie denn?“ fragte Anastasia innig und ernst.

„Ich fordre Magnus auf, ihr zu entsagen, oder drohe ihm mit Entdeckung von allem.“

„Haben Sie Beweise?“

„Nein: aber sein Bewußtseyn, er muß sich erinnern, wie oft ich Zeuge war.“

„Glauben Sie denn,“ versetzte sie, „daß er solcher Niedrigkeit fähig, nicht eine andre begehn wird, und leugnen, wo es sein Vortheil will? Sie haben mir Vertrauen gezeigt; ich achte Sie, Ritter; Agathe ist mein Liebstes auf Erden: aber Sie vermögen nichts für sie zu thun — als etwa — Sie waren in Rom: haben Sie Bekannte

dort? empfehlen Sie Agathe diesen, daß sie Freunde finde, und ist es nöthig, Schutz in der Fremde."

„Nein, wahrlich, ich muß mehr!" unterbrach er sie.

„Sie wollen denn ihren Vorsatz ausführen, meinem Schwager die Verhältnisse des Grafen entdecken. Aber wie erscheinen Sie? Wie ein Mann, der die Rechte der Gastfreundschaft verletzt. Sie sind ihm heilig, er wird Mißtrauen in Sie hegen, Beweise haben Sie nicht, Magnus muß Ihre Behauptung läugnen, und wird. Und wen wollen Sie davon überzeugen? Einen alten Mann, der keinen Menschen kennt und kennen kann, der ihn zu seinem Schwiegersohn gewählt hat, viel Rechtlichkeit, viel Stolz besitzt, und nimmer von Magnus glauben wird, wozu er sich unfähig fühlt."

Romanus schwieg, und versank in Träume. Endlich stand er auf, drückte Anastasia's Hand und sprach, sich entfernend: „Ich muß allein seyn."

„Hören Sie nur noch das Eine!“ sagte sie: „für Agathe ist nichts mehr zu thun; ich kenne meinen Schwager, und sie, und die Lage der Dinge; aber fürchten Sie auch nicht zu viel für sie. Ihr Loos wird das, so vieler Frauen seyn, ein ruhiges im Kreise schöner Kinder. Ihr Herz wird ihr Freunde erwerben, wenn auch ihr Gemahl ihr Freund nicht seyn kann: ihr Daseyn werden, im schlimmsten Fall, Freuden des Entbehrens schmücken.“

„Ueberlassen Sie mich mir selbst!“ wiederholte Romanus, drückte ihre Hand und ging.

Nach wenigen Stunden brachte sein Kammerdiener ihr einen Brief. Er enthielt eine Einlage an eine Verwandte des Ritters in Rom, für Agathe, und in wenig Worten seine Liebe, seine Wünsche für ihr Glück, und sein letztes Lebewohl.

Bleich, aber ernst und ruhig, trat er am Abend in den Versammlungssaal. Agathe war nicht dort: zu erschüttert, um in Gesellschaft zu erscheinen. Der Schmerz überfällt junge Gemüther mit einer Gewalt, der sie zu erliegen wäh-

nen; aber die Kraft der Jugend siegt, und er vergeht in süßes Mitleid mit uns selbst. Zu den Hoffnungen des Lebens gesellt sich Wahn der Ruhe, die Kraft zu Leiden glauben wir in dem heftigen Gefühl erschöpft, von mildem Licht umdämmert liegt vor uns still die Zukunft. Erst wenn die Erfahrung gelehrt hat, wie der Schmerz, doch immer neu und heftig wiederkehrt; verläßt der letzte schönste Genuß das Leben, Lust durch Leiden, und das müde Herz sehnt sich hinweg.

Als sie erwachte und seine Abreise erfuhr, brach die Heftigkeit des Schmerzes mit äußerster Gewalt auf sie ein. Anastasia tröstete sie nicht, aber sie zeigte ihr die Verbindung mit Magnus als ein Opfer, der Liebe ihres Vaters gebracht; sie gab ihr Romanus Brief, an seine Verwandte Theodora, sie reizte die Wunde ihres Herzens zum Verbluten, und versetzte sie in jenen Zustand der Mattigkeit, der kaum das Leben als sein Theil betrachtet.

Die Gesellschaft bemerkte ihr verändertes Wesen größtentheils nicht, oder behandelte es mit

feiner Schonung, geselliger Höflichkeit. Ihr Vater nannte es jungfräuliche Verschämtheit, und ahnete nicht, wie zerrissen das Herz seiner Tochter war.

Den Vorabend der Vermählung feierte die Gräfin mit einem Feste im Park, und die Stelle ward zum Schauplatz gewählt, wo Agathe Romanus zum ersten Mal wiedergesehen. Seit jenem Tage war sie nicht dort gewesen, verwundet von der Erinnerung lenkte sie abwärts von den wohlbekannten Pfaden; aber durch Umwege führte sie die Gräfin, und plötzlich lag die Bergstraße vor ihr, die Wipfel, das Kornfeld, und der Platz, festlich geschmückt. Sie wollte nicht glauben, daß es die alte Stelle sei, aber bald überzeugte sie alles, und nun schweiften ihre Blicke hinauf an den Bergen. Jedes Geräusch erinnerte sie an das Gerassel seiner Räder, eine unwillkührliche Hoffnung zuckte durch ihre Brust, und schwerer fiel es dann ihr auf die Seele, wie nicht hier, wie nirgend, wie nie mehr im Leben sie ihm wieder begegnen würde.

Der Abend brach ein, die Bäume wurden erleuchtet, und plötzlich vernahm sie wirklich und anhaltend das Geräusch eines leichten Fuhrwerks auf der Bergstraße. Ihr Herz schlug gewaltig, sie richtete die Augen nach der Stelle: es war ein bunter Zug von Zigeunern. Die Gräfin schickte einen Bedienten ab, sie herbei zu holen. Die Truppe verließ ihr ärmliches Fuhrwerk, nahte der Gesellschaft, und zeigte ihre kleinen Künste. Auf ein Mal begehrte eine von den Damen, sich gutes Glück weissagen zu lassen. Der Anführer bat sie einige Augenblicke zu verweilen, dann ergriff er ein Pfeifchen; ein widrig schmetternder Ton riß durch die Luft, und er rief: „Sibylle!" Auf seinen Ruf stieg ein Weib von dem Karren herab. Bunte grellfarbige Lumpen bedeckten ihren Körper, und verhüllten kaum die eckigen Umrisse der widrigen Gestalt. Um den Kopf trug sie ein schmutziges braunrothes Tuch, an dem noch Spuren einer reichen Goldstickerei hafteten. Ein wüstes Leben war über ihr Gesicht gezogen, aber die Trümmer ehemaliger Schönheit

schim-

schimmerten unverkennbar unter seiner Rohheit hervor, und in ihren schwarzen Augen glühte ein sonderbares Feuer.

Sie trat keck in den Kreis, und der Anführer erregte die Neugier auf ihre Weissagungen durch wunderbare Vorfälle, die er erzählte, und die sie alle den Personen, welche sie betroffen, vorausgesagt haben sollte. Sie stand dabei, als gälte seine Rede nicht ihr, und schaute mit scharfen Blicken umher in den Kreis, der sich um sie bildete. Endlich reichte eine von den Frauen ihr die Hand, und sie begann ihre Orakel mit heller unbiegsamer Stimme.

Die Erzählungen des Mannes, die Gestalt und das Wesen des Weibes, erfüllten Agathe mit unerträglichem Widerwillen.

Man drang in sie, auch ihre Hand zu reichen; sie verweigerte lange, endlich gab sie nach. Die Zigeunerin las mehrere Minuten in den Linien, blickte sie mit durchdringenden Augen einige Male scharf an, und schlug zuletzt bestimmt aus, ihr ein Orakel zu sprechen. Nicht Bitten,

Drohungen, noch Verheissungen konnten sie bewegen: sie verließ den Zirkel, setzte sich hartnäckig schweigend auf den Karren, trieb das Pferd an, und die übrige Bande folgte ihr murrend.

Der Hochzeitmorgen kam, man bereitete sich zur Kirche zu gehen, Agathe hatte die letzte Kraft gesammelt, den entscheidenden Schritt mit Muth und Fassung zu thun. So lange der Augenblick noch entfernt war, hielt sie eine schwärmerische Begeisterung, aber bei dem Gefühl seiner Wirklichkeit verschwand diese: sie fühlte nur ihre Liebe gewaltig, Romanus fest in ihrem Herzen, unsäglich lieb, und rang voll Angst nach Muth, alle, alle diese Bande zu zerreissen. Man kam, sie zur Trauung abzuholen; wankend folgte sie ihrem Vater.

Der Zug trat in die Kirche: alte Ritterbilder längs den dunklen Wänden in Stein gehauen, mit den Namen und der Jahrzahl lang vergangener Zeiten, weckten Bilder der Vergänglichkeit. Sie blickte auf die knieenden Gebilde, deren längst vergessenes Daseyn auch einst als lichte Gegen-

wart, mit seinen dürftigen Freuden, seinen unbekannten Schmerzen, über die Stelle wo sie stand, hingezogen war: daneben auf das glückliche Gesicht ihres Vaters. Ihr Muth rang sich empor, sie bekam Fassung, das entscheidende „Ja" mit fester Stimme zu sprechen. Doch als sie es gesprochen, ward ihr plötzlich, als sei nun alles Leben in ihr gestorben, Alles dunkel und öde: ihre Kniee zitterten, die Gegenstände um sie her schwankten, schweiften durch einander; sie sank, und bewußtlos trug man sie auf ihr Zimmer.

Die Begebenheiten, welche sie in den letzten Tagen so vielfältig erschüttert hatten, verwirrten sich in Fieberphantasieen, mit länger vergangenen, und nie geschehenen.

Sie lag den Tag über ohne Besinnung. Gegen Abend fiel sie in einen sanften Schlummer, und Anastasia verließ ihr Lager auf einige Augenblicke, sich im Vorzimmer zu erholen. Agathe fand sich allein, als sie erwachte; es war ziemlich dunkel um sie her.

Vor einer Thür, die zu der Wohnung ihrer Kammerfrau führte, entstand ein Geräusch. Sie richtete die Augen hin; die Thür ward leise geöfnet, ein Kopf blickte durch die Spalte in das Zimmer, und sie erkannte die Zigeunerin aus dem Walde.

Ein unerträgliches Grauen bemächtigte sich ihrer, sich so allein mit dem Geschöpfe zu sehen. Sie wollte rufen, doch sie vermogte es nicht. Die Sibylle trat herein und nahte, die Blicke unverwandt auf sie, langsam ihrem Bette. Agathe zitterte in ohnmächtiger Angst, unvermögend einen Laut hervorzubringen, ein Glied zu regen, oder die Augen von der anstarrenden Zigeunerin zu wenden. Immer näher kam ihr diese. Und nun stand sie vor dem Bett, und ergriff mit grinsendem Lächeln ihre Hand. Ein kalter Schauer durchzuckte Agathe bei der Berührung: sie hörte die Worte, welche sie sprach, nur wie ein schwaches Flüstern, denn ihre Besinnung erstarrte; aber der Sinn fiel dennoch in ihr Herz.

„Was sich trennt,“ sagte sie, „ist zum Un-

glück vereint, was sich fern bleiben sollte, verbunden. Viel trübe Tage seh ich vor Dir, Dein Weg führt hindurch, zum fernen Glücke."

Als sie diese Worte gesprochen hatte, ließ sie ihre Hände los, und wich zurück. Der starre Schauder, der Agathe's Lebensgeister gefesselt hatte, verschwand. Sie stieß ein gebrochnes Angstgeschrei gewaltsam aus der Brust, und Anastasia stürzte herein. Sie fand sie blaß und sprachlos: kalter Schweiß stand auf ihrer Stirn, und sie deutete nach der Thür, durch welche die Zigeunerin gekommen war. Anastasia öfnete sie, das Nebenzimmer war leer. Sie begann aufs Neue zu fragen, ein Strom von Thränen machte der Kranken Luft, und sie erzählte die gehabte Erscheinung. Anastasia hielt das Ganze für einen lebhaften Fiebertraum, vergebens suchte Agathe sie von der Wirklichkeit zu überzeugen, und noch lange nach ihrer Genesung verfolgte sie der Gedanke an die wunderbare Weissagung.

Fremde Eindrücke, neue Umgebungen verlöschten ihn endlich. Sie verweilte nur noch einen

Monat auf dem Gute, begleitete dann ihren Gemahl zu ihrem Vater; von dort aus weiter, über Wien nach Rom zu gehen.

In sonderbarer Stimmung betrat sie den Schloßhof wieder. Sie gedachte der kindischen Freude, mit der sie ihn in ihrer Unbefangenheit verlassen. Die ganze Zeit lag fern hinter ihr, als sei sie lange, lange schon vergangen, und sie staunte der Verwandlung ihres Innern. Ihr Wesen hatte sich zu entfalten begonnen. Nicht die Zeit: die Ereignisse, welche der Mensch erlebt, bestimmen sein Alter. Verschwand die Jugend bis zum Zeitpunkt schnellerer Ausbildung in kindischer Eingezogenheit, kindlicher Beschäftigung: so geschieht die Entwicklung des Innern so plötzlich, daß der Mensch sein eignes Selbst, anfangs wie eine fremde Erscheinung anstaunt.

Der Gedanke des nahen Abschieds machte Agathen die Gegenstände, welche sie umgaben, dringend lieb, sie genoß das entflohne Kinderglück noch einmal ernster in der Erinnerung, und es gab den alten Umgebungen das Bedeutende von Reliquien.

Wieder an einem Abend nahm sie, aber nun einen langen schweren Abschied von der Heimath. Die heimkehrenden Heerden trieben an ihrem Wagen vorbei: alle bekannte geliebte Gegenstände schwebten in raschem Fluge daran vorüber, und sie blickte sie mit solchem Schmerze, solcher Liebe an, als vermögte sie es, sie in die Seele zu fassen. Die Sonne ging in aller Pracht darüber unter. Ein violettgoldner Duft umfloß die Gegend, nur ein dunkler Bergschatten lag auf einer Eiche, die im Felde vereinzelt stand. Ach sie stand einzeln, wie der Baum, unter dem sie oft mit ihrem Vater und Anastasia geruht, und über ihrem Haupte lag ein dunkler Schatten. Ueberall riefen die leblosen Gespielen ihrer Jugend, ihr Lebewohl entgegen. Sie vermogte den Anblick nicht zu ertragen, der Schmerz preßte martervoll ihr Herz zusammen: sie verhüllte ihr Haupt, und warf sich in den Wagen zurück.

Und als sie wieder aufblickte, war die bekannte Gegend verschwunden, und es umfing sie eine fremde. Ihr Gemahl wollte ihr Trost zu-

sprechen. Er erinnerte sie an die Vorzüge des glänzenden Lebens, dem sie entgegenging, vor der stillen Abgeschiedenheit ihres Stammhauses, doch sie fühlte sich noch fremder bei seinen Worten, denn sein Trost war nicht das stumme Mitgefühl, das sie bedurfte.

Nach vier Tagen hatten sie Wien erreicht, wo der Gesandte sie erwartete. Zur Nacht langten sie an, und dumpfes Gewühl trieb sich noch immer durch die Straßen. Das Rasseln der Kutschen, die Erleuchtung, das Licht welches aus Läden und Gewölben über die Gassen hinströmte, wirkte mit neuem, romantischem Eindruck auf Agathe. Graf Magnus fuhr noch zum Gesandten, und brachte ihr eine Einladung für den nächsten Mittag zurück.

Was Luxus und Mode heischt, um beim Erscheinen Bewunderung und Neid zu wecken, besorgte er ihr den nächsten Morgen. Seine Eitelkeit wollte, daß sie Aufsehen erregte. Erst spät fuhren sie zum Gesandten, und trafen eine ziemlich große Versammlung. Graf Magnus

stellte der Gräfin Julie seine Gemahlin vor; sie maß sie scharf und flüchtig, und begrüßte sie dann schnell mit einnehmender Höflichkeit. Die Gräfin war nicht mehr ganz jung, ihr Gesicht mogte einst schön gewesen seyn, es hatte noch Charakter, große bestimmte Züge, aber keine Regelmäßigkeit in ihrem Ausdruck, ein lebhaftes Auge, und ihre hohe Gestalt war von sonderbarer Grazie der Haltung beseelt.

In ihren Gedanken war Schwung und Originalität. Aber unbegrenzte Eitelkeit, die das Natürliche verschmähte, lenkte ihren Geist auf das Barocke und Paradoxe, und kein höherer Sinn läuterte ihren Geschmack. Was sie that, sagte und trieb, war übertrieben: es sollte Aufsehn erregen, und sie wollte lieber für schlecht gehalten werden, als unbemerkt bleiben; und dieses fortdauernde Streben ertheilte ihrem Wesen eine unruhige Spannung, welche erschlaffte Seelen reizte; doch Agathe's unverdorbenes stilles Gemüth ward ängstlich davon beklemmt.

Sie machte sie nach und nach mit den An-

wesenden bekannt, und sprach dann, sich rasch zu ihr wendend: „Sie wissen nun, wie diese Herrn und Damen heißen. Meine Pflicht als Wirthin ist erfüllt: wer Ihnen gefällt, zu dem halten Sie sich. Wir hassen den Zwang; das Menschenleben ist kurz und langweilig; wir amüsiren uns auf eine originelle gescheite Weise, und sind zufrieden."

Eine junge Frau von einnehmender Gestalt gesellte sich zu Agathe: von der Gesandtin war sie als ihre Schwester vorgestellt worden. Sie lenkte das Gespräch auf Rom, auf das dortige Leben, und Agathe, von dem eckigen Wesen der Gräfin beinahe erschreckt, schloß sich dankbar an sie.

Noch nicht lange hatten sie mit einander gesprochen, als jene zu ihnen trat: „Also meine Schwester haben Sie erwählt?" sagte sie; „sie ist die Jüngere, allein es sei darum. Wenn wir uns näher kennen, mache ich mein Erstgeburtsrecht geltend." Agathe wollte antworten, doch ein junger Mann trat dazwischen. „Was mei-

nen Sie, gnädige Frau!" sagte er, sich an sie wendend, „ich habe so eben mit der Gräfin gestritten. Sie behauptet, Frivolität sei es, wodurch der Mensch sich am meisten vor dem Thiere auszeichne."

„Und mit Recht!" fiel die Gräfin ein. Das Thier muß seinen alten Gewohnheiten wol treu bleiben: und diese Treue, die unerträglich beschränkt auf einem verweilt, ist ja eure hochbelobte Solidität, die alte Gewohnheit alter Gewohnheiten. Ich muß vorwärts, da kann man nicht verweilen."

„Doch mit der Erinnerung?" sagte Agathe schüchtern.

„Das ist nun gar eine thierische Sitte, diese Erinnerung, ein rechtes geistiges Wiederkäuen. O pfui!

Solche Unterredungen, leicht, oberflächlich, schimmernd, hörte Agathe von allen Seiten. Je länger sie mit dieser Frau, in diesem Zirkel war, je fremder ward ihr beides.

Sobald sie nach Hause kam, war die erste

Frage ihres Gemahls, wie ihr die Gräfin gefalle. Sie konnte aus seinem Benehmen in der Gesellschaft, aus der Art, wie er fragte, wol schließen, daß er eine andre Antwort erwarte, als sie zu geben vermogte; doch die Verstellung war ihr fremd und zuwider; sie sagte unbefangen ihr Gefühl. Er widersprach, und vertheidigte die Gesandtin auf Kosten Anastasia's mit leidenschaftlicher Heftigkeit.

Zum ersten Mal redete er in diesem Tone zu Agathe, und es kränkte sie tief im Herzen. Thränen benetzten ihre Augen, aber zu stolz in seiner Gegenwart zu weinen, drängte sie sie zurück, und er verließ sie voll Unmuth.

Sie war allein, und der Gedanke an Anastasia, deren Herabsetzung sie vor allem verwundet hatte, ging nun beruhigend, mit allen Lehren der Duldung, die sie ihr verdankte, in ihrer Seele auf. Zu ihm gesellte sich der Gedanke der Pflicht. Sie gelobte ihren Unwillen zu besiegen, sich der Gräfin zu nähern; allein ihre Abneigung war so gegründet in ihrer tief-

sten Seele, daß es unmöglich blieb. Ihr äußeres Benehmen vermogte sie zu beherrschen, doch der Zwang entfernte immermehr die Möglichkeit einer herzlichen Annäherung.

Auch die Schwester, deren freundlich zuvorkommendes Thun, ihr anfangs Vertrauen eingeflößt hatte, ward ihr bald gleichgültig. Ihr leichtes Wesen konnte Agathen nicht zusagen. Tausend kleine Sorgen und Vorfälle, trieben ihre Seele in einem ewig einförmig wechselnden Kreise umher. Schön, angenehm, und schlau, hatte sie keinen Zweck, als zu gefallen. Ihn zu erreichen, schmiegte sie ihr Wesen, leicht und gefällig in jegliche Form, verbarg geschickt ihre Ansprüche, hatte für Jeden ein angenehmes Wort bereit, erspähte und benutzte alle Schwächen, listig schmeichelnd, Beifall zu gewinnen. Sie achtete nicht die Menschen, aber ihre Existenz war in ihnen; überall gefiel sie; nirgend wesentlich, wurde sie nirgend vermißt.

Unnennbare Wehmuth überfiel Agathe, wenn sie dachte, daß unter diesen fremdartigen Na-

turen nun ihre Heimath seyn mußte. Nur noch wenige Wochen blieben sie in Wien, dann eilten sie, dem Winter zu entgehen, nach dem wärmeren Himmelsstrich, ihrer Bestimmung entgegen.

Ihre Reise durch Oberitalien war glücklich, und am Abend eines schönen Tages, erhob sich endlich Rom vor ihren Blicken, auf seinen Hügeln in weiter Ebene; glühend verklärt von der untergehenden Sonne, wie von dem Glanz seiner versunkenen Größe.

Der Wechsel von so vielen, neuen, und großen Gegenständen, die liebliche Umgebung des südlichen Himmels, mit seiner reinen Luft, seinen schönen Formen, verminderte Agathes Wehmuth. Auch Romanus Bild sank tiefer in ihre Seele hinab, nur in einzelnen seltenern Augenblicken erfüllte es sie. Die Jugend machte in raschen Wellen des Blutes ihr Recht an das Leben geltend. Ein voller Becher schäumte es vor ihr, und alles, was sie umgab, war Leben und Genuß.

Man zog sie in Gesellschaft, die Bewundrung kam ihr entgegen, die Schmeichelei gesellte sich zu ihr, und immer mehr erwachte ihr Herz der Freude.

Doch die Schmeichelei belustigte sie, ohne tiefer zu dringen. Niemand erwarb ihre Achtung; Anastasia's frühe Lehren, ihr harmloser Jugendsinn schützten sie vor Gefahren, welche sie umgaben.

Mehrere Wochen war sie in Rom, ehe sie Zeit finden konnte, Romanus Brief abzugeben. Eines Morgens fuhr sie endlich zu Theodora. Sie fand die Familie in einer kleinen Wohnung, doch um sie alles vereint, was zum edlen einfachen Lebensgenuß gehört.

Die höchste Reinlichkeit glänzte von dem schön geformten Geräth: Jalousien schützten das Zimmer vor Sonnenstrahlen, und verbreiteten liebliche Dämmeruug. Vor den Fenstern blühten Myrthen, Tuberrosen, und Granaten, der Wind strich durch und erfrischte das stille Gemach mit Wohlgerüchen. An den Wänden hin-

gen Gemählde, ernste Eingebungen eines hohen Künstlergeistes, und um das Bild einer Madonna war ein Kranz von frischen Blumen gewunden.

Mitten in diesem Heiligthume saß Theodora mit zwei lieblichen Kindern. Sie trat Agathen mit edlem Anstande entgegen, und begrüßte sie in den geliebten Tönen ihres Vaterlandes. Zitternd überreichte ihr diese den Brief. Die Erinnerung an Romanus wurde in dieser Umgebung so lebendig geweckt: von ihm, von seinem Wesen war so viel darin.

Theodora erbrach das Schreiben: während sie las, schmiegten die Kinder sich zutraulich um Agathe. Der Mann kam hinzu, das Gespräch wurde kindlich und bedeutend. Ihr Herz genoß den Anblick eines nur geahneten Glückes. Sie sah zwei Menschen, die kräftig, unverkünstelt, einander mit festem Vertrauen hielten, mit frommer Innigkeit und hohem Geiste alles Schöne auffaßten, mitten in seiner Heimath ein Organ dafür in Farben und Tönen fanden; und um welche

ihr

ihr Daseyn in lieblichen Kindern herrlich aufs Neue emporblühte.

Ihre Verwandtschaft mit Romanus wob ein Band zwischen ihnen und Agathen. Ihr war, als hätte sie Theodora lange gekannt, und erst spät konnte sie sich losreißen.

Bei ihrer Rückkehr war ein unbestimmtes Gefühl der Leere in ihrer Brust, welches in der Einsamkeit sich in trübe Wehmuth auflöste. Sie nahm sich vor, recht viel in dem Hause zu seyn; doch das Getümmel der Welt ergriff sie, und der Einfluß der Verhältnisse ihres Gemahls auf ihre Lebensweise, verhinderte sie oft, dem Hang zu folgen, der sie zu jener Familie hinzog.

So verflossen beinah zwei Jahre. Nur wenn sie von Theodora kam, empfand sie, daß sie nicht glücklich sei, denn um sie war es Niemand mehr oder anders als sie. Was sie dann ahnete, erfüllte ihre Brust mit stiller Sehnsucht, die hierhin, dorthin schweifte, und endlich hinausgriff über das arme kurze Leben.

Seit Romanus Agathe verloren, schweifte er unstätt umher. Indessen, auch in seinem Herzen, das noch vielseitiger berührt ward als das ihre, erbleichte ihr Bild, und der Schmerz um sie wurde linder. Er hatte, gegen Norden gewandt, zuerst Rußland unter der Herrschaft der größten Frau ihres Zeitalters gesehen. Dann war er durch das schwarze Meer nach dem Archipelagus gesegelt, zu den griechischen Inseln, und dem Geschlechte, das von dem höchsten Gipfel sinnlicher Kultur unter die Herrschaft phlegmatischer Barbaren erniedrigt, den angestammten Adel nicht verloren. Er durchstreifte Sicilien, und wollte nun über Italien zurückkehren, in den heimathlichen Norden. Vor allen aber und zunächst zog Rom ihn an, Rom, seit Jahrhunderten der Mittelpunkt der höchsten Macht in Europa, das der halben Erde, erst durch Gewalt, dann durch List, seinen Willen aufzwang. Mit seinen Schätzen der Natur, der Kunst, der Erinnerung, war es schon lange das Ziel seiner Sehnsucht.

Er hatte es erreicht, und wankte einsam zwischen den großen Trümmern der Vorzeit umher, hörte den Strom der Zeit fernab donnernd mit ahnungsvollem Brausen darüber hinstürzen, sah die Schatten ihrer Heroen daraus vor ihm aufsteigen, und mitten unter solchen Bildern ergriff ihn wieder eine alte, peinlich bekannte Empfindung öder Leere, und Verlangen nach lebendigem Glück, trieb ihn zu den Menschen.

Es war zur Karnevalszeit. Im Korso wogte die bunte Maskenwelt: er mischte sich unter sie. Das Geschwirr unharmonischer Stimmen, welche durcheinander schrieen, und die abentheuerlichen Gestalten, bildeten sonderbar widrigen Kontrast zu den ernsten stillen Bildern der Vergänglichkeit, die zuvor durch sein Gemüth zogen. Er richtete seine Augen empor über das Gewühl. Auf reich behangenen Balkonen, sah er schöne Gestalten, die mit lebendiger Theilnahme in das mannichfache Treiben nieder schauten. Bedeutender Ausdruck, den er in einigen Gesichtern bemerkte, zog ihn an, und er benutzte die

Maskenfreiheit, sie zu betrachten. In Gedanken verloren deutete er den Sinn ihrer Züge; der Zuruf eines Kutschers schreckte ihn auf: er befand sich in Gefahr, umgefahren zu werden. Gestört lenkte er seine Augen auf den Wagen, und erblickte Agathe.

In Augenblicken leidenschaftlosen Selbstgenusses, trat wol ihr liebes Bild, freundlich dämmernd unter dem Gewühl des Lebens, vor seine Seele, wie längst versunkne Vesten, bei stillem Himmel noch im Grunde des Meeres erscheinen. Jetzt unvermuthet, überrascht davon in lichter wirklicher Gegenwart, erschrack er fast vor dem gewünschten Anblick.

Die er sah war Agathe, und war es auch nicht. Ihre Umgebung, und die Art wie er sie fand, wirkten widrig auf ihn. Lachend machte sie einen jungen Mann, der ihr gegenüber saß, auf die Possen eines Pullicinelle aufmerksam, welcher neben dem Wagen hingaukelte. Nicht so, schwebte sie vor seiner Seele. Er dachte sie immer mit dem wehmüthig ernsten, oder Lei-

denschaft flammenden Blick, wie er sie auf dem Gute sah. Daß sie verheirathet war, wußte er; er wähnte sie nicht glücklich, und seine Phantasie zeigte sie ihm auch in diesem Verhältnisse, ernst und bedeutend. Der Scene ihres Wiedersehens, so oft er sie ausmahlte, lieh er diesen Charakter: und nun trat sie vor seine Blicke. Es war ihre Gestalt, ihr Gesicht, ihre lieben Augen, und ohne ihn zu bemerken, belustigte sie sich an den albernen Gauckeleien einer Maske. Er ging einige Minuten neben dem Wagen her: er wollte sich überzeugen, daß sie es wirklich sei; vielleicht auch in der Hoffnung, sie würde ihn bemerken. Es geschah nicht, und mißmüthig verließ er den Korso. Er rettete sich auf sein einsames Zimmer vor den Empfindungen, die ihn widrig und wechselnd bestürmten; aber sie verfolgten ihn hier, verfolgten ihn im Theater, wo er Agathe vergebens suchte, und durch den ganzen Tag.

Für die Nacht war er zu einem Maskenball bei seinem Gesandten geladen. Die bange

Hoffnung, sie dort zu treffen, trieb ihn früh schon hin. Die Säle waren noch ziemlich leer. Einsam durchstreifte er sie, ohne sich mit den Masken einzulassen. Allmählig füllten sich die Gemächer, die Prinzessin della Croce erschien, die Nepoten und aller Adel von Rom. Romanus stand in dem Tanzsaal; seine Augen waren auf die Thür geheftet, und er starrte forschend jeden Eintretenden an. Bekannte erkannten einander um ihn her, und scherzten mit neckendem Verläugnen. Verschiedne machten sich an ihn: er beharrte bei seiner Einsylbigkeit, und mehrte ihre Begier, die räthselhafte Maske zu erkennen. Man drängte sich um ihn, und bestürmte ihn von allen Seiten mit Neckereien und Fragen.

Plötzlich öffneten sich weit die Flügelthüren, ein Maskenzug trat ein, und erregte allgemeine Aufmerksamkeit, und schafte ihm Ruhe.

Es waren Bachanten. Selbst ihn überraschte der reizende Anblick. In goldgegürteten Gewändern von tigerartigem Mouslin, mit Gewinden

von Weinlaub umschlungen; Kränze von Epheu und Weinlaub durch die Locken, und mit geschwungnem Thyrsus, erschienen jugendliche Bachantinnen, an ihrer Spitze Bachus, mit Ariadne. Jede Bewegung athmete freie, frohe, und doch sittliche Grazie. Im Tanze verschlungen, bald schwebend, bald ruhend, bald einzeln, bald in Gruppen flogen sie dahin. Die Musik hielt inne, der Athem weilte auf den zögernden Lippen, gefesselt vom letzten Ton, standen sie, eine unbewegliche Gruppe.

Ein rasches Tempo fiel freudebeseelend ein: Der Zauber war gelöst, die Gruppe entfaltete sich in leichten Schwingungen, und der Tanz war geendet.

Sie zogen durch den Saal: ihnen folgte die Schaar der Masken, man erkannte sie, man drängte sich um sie. Sie nahmen die Masken ab; ein Schauer durchzuckte Romanus. Ariadne war Agathe; ihr Tänzer der Jüngling, den er am Morgen mit ihr sah.

Einige von den Masken, die ihn zuvor am

meisten geneckt hatten, zogen sie zu ihm. Sie blickte klar und muthwillig in seine Augen, und fragte ihn Verschiednes, worauf er nur mit Zeichen antwortete. Dann schüttelte sie den Kopf, wandte sich mit einer komisch ernsthaften Betheurung zu den Andern, und versicherte, daß sie das geheimnißvolle Automat nicht kenne.

Ihr Tänzer trat hinzu; er bat, und sie begann aufs Neue ihre vergeblichen Nachforschungen.

Romanus Herz war beklemmt. Es war derselbe kindliche Blick, der ihn einst so mächtig ergriffen hatte; und doch war ihr leichtes Wesen ihm unendlich zuwider.

Er forderte durch Zeichen ihre Hand; sie reichte sie ihm, er schrieb seinen und ihren Namen hinein.

Ein Schatten zog plötzlich über ihr heiteres Antlitz; sie sah ihn unruhig und bewegt an. Er entzog sich ihr schnell, und verlor sich unter den Masken. Ungestörter beobachtete er sie nun aus der Ferne. Der Antheil war dahin, welchen sie

an dem Feste genommen, ihre Heiterkeit verschwunden, unstätt forschend schweiften ihre Blicke umher. Nicht lange mehr, so winkte sie einen Bedienten, und ließ ihre Leute rufen. Romanus bemerkte mit hochklopfendem Herzen diese Veränderung. Kurz vor ihr verließ er das Fest, und mischte sich unter die Zuschauer auf der Treppe, sie näher im Vorübergehen zu belauschen.

Sie trat aus dem Saal, hüllte sich in einen Scharlachmantel, und ehe ihre Bedienten ihr Platz durch das Gedränge zum Wagen machen konnten, war er an ihr vorübergestrichen, und hinausgeeilt.

Einen Augenblick stand sie in starrer Verwunderung; und er war fern, ehe sie sich besinnen konnte, daß es nun zu spät sei, ihm Jemand nachzusenden.

Er hatte sie gesehen, ihr Gewand berührt. In jenen Mantel gehüllt, unter einer Menge, welche sie mit ehrfurchtsvoller Neugier anstaunte, unter der schwankenden Beleuchtung der

Kiehntöpfe und Fackeln, sprach ihre Gestalt sein Gemüth wieder in wohlbekannten Empfindungen an. Ein Aufruhr von Erinnerungen und Zweifeln wogte in seinem Herzen und trieb ihn rastlos umher.

Sich seiner kaum bewußt, eilte er hinaus unter die einsamen Pinien der Villa Borghese. Ihn beruhigte nicht die melancholische Dunkelheit des nachtumfangenen Hügels, zu dem kein Laut des wilden Lebens sich hinanstahl, das unten in den Gassen schwärmte. Er kannte die Welt, und durfte nicht hoffen; er kannte Anastasia und Agathe, und durfte nicht fürchten. Aber diese Agathe war nicht das Idol seines Herzens, das er in einsamer Heiligkeit geahnet hatte. Der Augenblick, wo er sie fand, knüpfte sich an den, wo er sie verlor. Er vergaß die Jahre, die dazwischen lagen.

Die Nachtluft schmiegte sich still um seine Brust. Fernab lag das Geräusch der Welt: fernab lag sein Glück, und er wankte unruhig umher.

Alle die unbestimmt schmerzlichen Gefühle, mit denen Agathe immer Theodora's Haus verließ, erwachten neu und deutlich in ihrer Seele, als sie allein auf ihrem Zimmer war. Ihre Kindheit erschien ihr in wehmüthig freundlichen Bildern. Sie versetzte sich in die breiten Alleen des väterlichen Schloßgartens, auf alle Tummelplätze ihrer Kinderspiele, und der Gedanke, daß keine der frohen Ahnungen, womit sie damals hinaus sich in die Welt gesehnt, erfüllt sei, ängstigte sie mit tiefer Schwermuth. Romanus Bild war trübe in diese Träumereien verwebt. Der stürmische Anklang des Gefühls, mit dem es sie einst berührte, und dem so bald die Trennung folgte, und der Schmerz dieser Trennung, hatten dunkel über ihre Jugend ziehend, den Glanz verhüllet, nicht verlöscht. Ein neuer Himmel, neue Gegenstände, neue Verhältnisse, gaben ihn ihr wieder; ihren Einfluß hemmte nun gewaltig auf ein Mal dieser räthselhafte Unbekannte.

Wer konnte er seyn? Romanus selbst? war-

um ließ er sich ihr nicht vorstellen, wie Sitte? wozu das geheimnißvolle Wesen?

Ihre Kammerfrau unterbrach sie: der Portier schickte die Karten, welche den Tag über abgegeben waren. Der Ritter Romanus! war eine der ersten, welche in ihre Hände fielen.

So war er es doch!

Sie warf sich auf das Sofa und brach in Thränen aus. Er war ihr wieder nahe, er hatte ihrem Leben gefehlt, und er mußte ihr fern bleiben. Nichts auf der Welt konnte den Schmerz, der in ihr war, lindern.

Mit dem Entschluß, Agathe zu prüfen, verließ Romanus die Villa. Eben wollte er am Morgen in den Wagen steigen, und zu ihr fahren, als ein Bedienter ihm eine Einladung von Magnus und seiner Gemahlin, für den Abend zur Conversation nach der Oper brachte.

Er wußte, daß sie verheirathet war, doch da er sie nie in diesem Verhältniß gesehen, da sie sein Gefühl erwiederte, als er ihr entsagte, betrachtete er sie, ohne es sich selbst zu gestehen, noch

immer als nicht ganz für ihn verloren. Bewußtlos gab er dieser Selbsttäuschung sich hin, und immer war es ihm, als könne er den Schritt, der sie ihm auf ewig entrissen hatte, ungeschehen machen. Jetzt, da er ihren Namen mit dem ihres Gemahls nennen hörte, fiel ihm plötzlich die Wirklichkeit schwer auf das Herz. Was will ich? fragte er sich. Was ist sie mir, daß ich sie prüfen will? was ist mir ihr Wesen? Ich bin ihr fern und fremd, und muß es bleiben. Was erwarte ich von dem Weibe eines Andern?

Zwei Augenblicke stand er in Gedanken, sein Benehmen am vergangenen Abend durchgehend. Unzufrieden mit sich, gab er seinen Besuch auf; er wollte sie als eine Fremde betrachten. Vergeblich erwartete ihn Agathe den ganzen Morgen mit Angst, Furcht und Sehnsucht. Er kam nicht. Jeden Augenblick stieg ihre Ungeduld, ihr Gefühl regte sich lebendiger, und diese Gleichgültigkeit in ihm that ihrem Herzen weh. Sie verglich sie mit seiner ehemaligen Liebe: er war ihr noch so nahe, wohlbekannt und theuer, und

er empfand nichts mehr für sie. Ihr Gefühl war gekränkt, ihr Stolz beleidigt, und sie nahm sich vor, diese Regungen unter einem fremd scheinenden Benehmen zu verbergen.

Der Abend kam, sie fuhr in das Theater Aliberti. In eine dunkle Loge gedrückt stand Romanus. Er wollte es nicht, und doch irrten seine Blicke nach allen Seiten spähend umher. Sie erschien gegenüber, und sie waren nun eben so unwillkührlich auf sie gebannt. Eine majestätische Frau und mehrere Männer waren mit ihr. Sie hatten die Masken abgenommen. Ein leichter schwarzer Schleier umfloß Agathe's Gesicht; ihr Blick war ernst und gedankenvoll: nie war sie ihm so schön erschienen. Er versank in ihrem Anschaun, ein Strom seliger Vergessenheit kam über ihn. Die Musik begann; sie löste allen vergangnen Schmerz, alle vergangne Liebe, und führte sie ihm gewaltig durch das Herz. Auf den Tonwellen schickte er ihr seine Seele. Die Besonnenheit ermannte sich, und rief ihm zu: Du wirst dir untreu! O laß, laß mich, sprach

er, laß mich mein Selbst vergessen; ich will ja nicht sie; laß mich selig untergehen in dem allmächtig einzigen Gefühl, das sie mir giebt!

Er war zu bewegt, sich ihr in dieser Stimmung zu nahen. Er eilte hinaus in den Abend. Mit dem wogenden wallenden Leben, das klingend in der Frühlingsluft webte, wanden goldne Träume sich um die blüteschweren Aeste. Alle Blumen drangen aus dem zarten Kerker der Knospen dem Liebeskuß der Sonne entgegen, und zahllose Insekten und Schmetterlinge umschwärmten sie. Die Pappeln stiegen schlank und frei in den Himmel, und zwischen ihrem lichten Grün und den dunkleren Ulmen, schwangen blühende Weinranken sich über Myrthen und Aloe. In den blauen Nebel der Ferne schmiegten die Berge ihre Häupter, die Sonne war beinahe versunken: um die Trümmer spielten Flammen, und Abendwolken zogen glühend durch den stillen Himmel.

Das quellende Leben schlug an Romanus Brust, als wolle es die Seele hinaus in seine

Freiheit saugen. Er warf an einen Baum sich nieder, umfaßte ihn mit mächtigen Armen, preßte ihn an sein Herz, drückte das glühende Gesicht an den Stamm. Einzelne Blüten taumelten hernieder, wie trunken auf den Blumenteppich des Bodens, in ihrer Seeligkeit ein Opfer der Vernichtung. Er seufzte wonneschauernd zu vergehen, wie sie, auf den Fittich der höchsten Liebe, sich über das Endliche hinauszuschwingen, dem Fluch der Vergänglichkeit enthoben, dem langsamen Dahinsterben!

Es riß ihn fort, zurück zu ihr! Die Nacht brach über ihn ein. Lichtes Grau verhüllte die dämmernden Massen; einzelne Spatziergänger zogen die flaminische Straße hinab; vor ihm wandelte ein junger Mann, mit einer Guitarre in dem Arm. Er sang leise in den Klang der Saiten, und die Worte des Gesanges umschwirrten liebevoll die Melodie:

Eine lichte Wolkeninsel
Schwimmt durchs blaue Himmelsmeer,

Und

Und es schwärmen duft'ge Flotten,
Wie die Vögel darum her.

Könnt ich doch hinauf mich schwingen,
Dort an ihrer Seite wohnen,
Auf dem goldumfloßnen Eiland
Ueberselig mit ihr thronen.

Tief die Welt zu unsren Füßen,
Jauchzend durch die Himmel wallen,
Und zuletzt in Duft zerfließen,
So wie Schmerz und Lust verhallen.

Jetzt trat er in den Pallast, den Agathe bewohnte. Die Dämmerung in den großen Vorsälen hatte etwas Ahnungsvolles, sein Herz pochte heftig. Er sollte sie sehen!

Die Flügelthüren wurden geöfnet, der Glanz der Kerzen, der Duft der Wohlgerüche, und verworrene Laute des Gesprächs strömten ihm entgegen. Er mußte sich sammlen, eh er seiner Sinne unbefangen mächtig ward.

Agathe hatte ihn schon lange erwartet. Das Klopfen ihres Herzens, und ihre Zerstreuung nahm mit jedem Augenblicke zu: unter erzwungner Lu-

stigkeit verbarg sie die Unruhe. Endlich erschien er. Wie Wogen kam die Vergangenheit über sie, als sie ihn erblickte. Ihre Brust hob sich gewaltsam: sie erblaßte, erröthete, ihre Lippen zitterten. Er grüßte sie von fern. Ein tiefer Schmerz schnitt durch ihre Seele: sie rettete sich in eine Heiterkeit, deren Ausbrüche um so lauter waren, je ferner sie, und je unbekannter die Verstellung ihrem Herzen. Kurz und fremd erwiederte sie seinen Gruß. O sie hätte mit Thränen an seine Brust sinken mögen, aber lachend knüpfte sie das Gespräch wieder an, voll Verlegenheit, voll Verzweiflung.

Mehrere junge Männer, und die Schwester der Gesandtin, nahmen lebhaft Theil. Der Kreis wuchs welcher sie umgab; in der ungewöhnlichen Laune erschien sie gewöhnlichen Männern reizender als je.

Doch nicht so wirkte sie auf Romanus. Ihr Betragen riß ihn gewaltsam aus seinem schönen Traum, aus seiner seligen Stimmung. Sie stieg zu den alltäglichen Frauen herab, und war ihm nun nichts mehr. Von dem schönsten Ideal löste

sein Wesen sich mit namenloser Wehmuth. Er betrachtete sie aus der Ferne mit kalten Blicken. Sie bemerkte es, jeder Blick verwundete ihr Gemüth, doch Stolz trieb sie, die angenommene Rolle durchzuführen. Es war der peinvollste Abend für beide. Die Stunden schlichen langsam dahin, aber sie sah ihn doch, er war da, und konnte sich ihr noch nahen: mit immer steigender Angst bewachte sie seine Schritte. Plötzlich ging er auf die Thür zu: die Flügel wurden geöffnet, geschlossen, er war fort.

Die gewaltsame Spannung, in der seine Gegenwart sie erhalten, erschlaffte nun auf einmal, und Wehmuth ergriff sie, daß sie ihre Thränen kaum zurückhielt. Ihre Umgebung suchte sie durch Neckereien zu reizen. Der Ton des Gelächters schnitt ihr durch die Seele: sie flüchtete auf ihr Zimmer und überließ sich ganz dem Schmerz.

Er verwandelte sich bald in bittre Vorwürfe gegen sie selbst. Sie hatte ihr Wesen mit Kunstgriffen falscher Kokketterie befleckt; ihr ganzes Benehmen ward ihr abscheulich, sie empfand so bit-

tre Reue. Alles Treiben der Gesellschaft erfüllte sie mit Widerwillen. Sie nahm sich vor, den nächsten Tag bei Theodora zuzubringen: es war keine Hoffnung, ihn dort zu treffen, in ihrem Vorsatze; es war das Bedürfniß, edle wahre Naturen zu sehn. Sie fand einige Ruhe in dieser Aussicht; den nächsten Morgen fuhr sie in die Messe, von dort zu Theodora.

Der Ritter hatte seine Verwandte so eben verlassen. Es war Agathen nicht unlieb, der Gedanke, daß er in diesem stillen Zimmer gewesen war, schenkte ihr einen schmerzlichen Genuß. Jeden Gegenstand, den ihre Augen trafen, hatte er berührt; es war als weilte sein Geist noch daran, und trüge die Luft von seinem Wesen.

Die Unterredung lenkte sich auf Theodora's Verhältnisse, und Agathe bat sie, ihr die frühere Geschichte ihres Lebens mitzutheilen. Sie that es mit Heiterkeit und Ruhe, rückblickend auf eine schöne Vergangenheit, durch die der ebene Weg in lichte Gegenwart führte. „Sehen Sie dort jenes Gemählde, sagte sie und deutete auf das be-

kränzte Madonnenbild; es war Veranlassung meinem Glücke."

„Ich lebte als Mädchen in dem Hause einer Tante: sie besaß eine kostbare Gemäldesammlung. Viele Künstler kamen zu uns, sahen, und kopierten. Ich war oft oben auf der Gallerie mit meiner Guitarre, meinen Büchern, oder Zeichnungen. Vor allen Gemälden war mir dieses Madonnenbild das liebste; sobald ich mir Fertigkeit zutraute, fing ich an es zu kopiren."

„Zu jener Zeit kam Luigi in unsre Gegend. Er traf mich bei meiner Arbeit; das Gemählde auf meiner Staffelei zog ihn an. Die gleiche Vorliebe knüpfte zuerst das Gespräch. Er sagte gehaltvolle Dinge über Kunst und Wissenschaft, und was ich leise geahnet, entfaltete hell und deutlich sich mir in seinen Gesprächen. Ohne es zu verabreden, trafen wir uns an gewissen Stunden täglich auf der Gallerie; und meinem Leben fehlte sein besserer Theil, wenn es einmal nicht geschahe. Ich begehrte seinen Rath für meine Arbeit, er nahm mir den Pinsel freundlich aus der Hand,

und reichte mir die Laute. „Die Malerei,“ sprach er, „ist eine männliche Kunst. Ihre Erscheinun„gen müssen ergreiffen und das Gefühl erschaffen, „womit sie verstanden seyn wollen. Die Musik „gehört für Frauen; sie schmiegt sich weich mit „Tönen an jedes Gemüth, auch ist die Sinnlich„keit in ihr verschleierter. Sie sollten nicht ma„len.“ Von diesem Augenblick an, war das malen nur ein Vorwand, ihn dort zu treffen. Wir gewannen einander lieb, ich weiß nicht wie. Es war nichts gewaltsam Heftiges in unsrem Gefühl, nur selten rissen leidenschaftliche Stimmungen sich daraus auf, in einer solchen erwachte es zum Geständniß der glühendsten Liebe.

„Ich verhehlte meine Neigung nicht meinen Verwandten, sie waren ihr alle entgegen, aber in der glücklichen Freiheit meiner Lage, brauchte ich keine fremde Vorurtheile zu schonen, und konnte frei über Herz und Hand gebieten.“

„Man wollte gewaltsame Maaßregeln gegen meinen Entschluß ergreiffen, da weder Drohungen noch Vorstellungen dagegen wirkten. Ehe die Fa-

milie sich darüber vereinigen konnte, ging ich insgeheim auf eines meiner Güter: dort wurden wir getraut. Ich meldete meinen Verwandten meine Heirath, und begleitete meinen Mann nach Italien. Jenes Bild ist meine Kopie; es war Luigi's Brautgeschenk."

Agathe versank in Nachdenken: dunkel überschlich es ihr Gemüth, daß sie den Zweck ihres Lebens verfehlt habe; nicht glücklich sei, nicht glücklich mache; daß sie einst sterben werde, ohne die Bestimmung zu erfüllen, welche die Natur ihr in dem tiefen Gefühl in die Seele gelegt: zu beglücken durch Liebe, in Liebe ihr Daseyn zu vollenden. Aber das schwermüthige Gefühl des verlornen Glückes, fesselte sie noch inniger an Theodora, der es geworden war, und sie genoß in einem fremden Leben, was dem ihren fehlte.

Oefter als vordem war sie seit jenem Tage ihre Gefährtin, und immer theurer und unentbehrlicher dem ganzen Hause. Den Ritter traf sie niemals dort. Er vermied, sich ihr zu nahen, von ihr zu sprechen, und Theodora fühlte zu zart sich

in sein oder Agathe's Vertrauen zu drängen, obgleich sie ihr Gefühl für ihn, selbst in ihrer Neigung für sie, erkannte.

Zu schmerzhaft hatte ihn Agathe's letztes Benehmen aus seinem schönen Himmelstraum geweckt: alle Urtheile über die Gräfin Julie und ihre Umgebung, zu welcher sie gehörte, vermehrten seinen Schmerz. Er entfernte sich ganz aus der Gesellschaft, und weihte alle seine Zeit den Schätzen der Kunst und Erinnerung, die ihn ursprünglich nach Rom gezogen hatten. Aber sein fester Glaube an was ihn einmal ergriffen hatte, an ihre edle Natur, wich nicht aus seiner Seele. Ihre schöne Gestalt belebte er im Innern seines Herzens mit dem Geiste des Edlen und Schönen, worin er schwelgte; und so liebte er sie, ein heiliges Ideal. Traf er sie zufällig am dritten Orte, hörte er leicht über sie urtheilen, war ihm wie dem Kenner, der ein geliebtes Werk der Kunst entheiligt sieht von Profanen: das Werk wird ihm fremd, der Ungeweihte zuwider; aber sobald er es wieder allein erblickt, steht es im alten Glanz vor seiner Seele.

So nahte der Herbst, die schönste Jahrszeit unter jenem milden Himmel, als Agathe durch Anastasia Nachricht vom Tode ihres Vaters erhielt. Den Schmerz seines Verlustes vermehrte der Gedanke, daß er nicht in ihren Armen gestorben war, sie nicht seinen letzten Blick, seinen Segen empfangen hatte. Allein es minderte seine Dauer, daß die Gewohnheit des Beisammenseyns unterbrochen, nicht täglich das Gefühl neu verwundete, das sie zum Theil begründet hatte.

Aber das Band, welches Magnus noch an sie geknüpft hatte, war gelöst durch diesen Tod, und die traurigen Folgen drangen bald auf sie ein. Er vermehrte den Aufwand seines Hauses, und überließ sich, da kein Zügel väterlicher Gewalt mehr seine schwache Seele hielt, ganz seiner Neigung für die Gräfin. Agathe liebte ihn nicht, ihr Herz hing an Romanus; aber er war mit ihr doch innig verbunden, und seine Anhänglichkeit an diese Frau, deren Natur der ihrigen so entgegen war, that ihr weh. Sie fühlte dar-

in die Unmöglichkeit, daß er sich ihr je nahen werde; und ihr Herz konnte in dem Gefühl seiner Jugend noch nicht glauben, daß alle Liebe ihm verloren sei. Es sehnte sich nach Erwiedrung, und von allen fühlte es sich verlassen. Sie täuschte sein inniges Verlangen, mit vermehrter Anhänglichkeit an Theodora; oft brachte sie ganze Tage mit ihr zu: es waren ihre glücklichsten Stunden.

Theodora hatte mit ihrem Gemahl außerhalb der Stadt eine Villa an den Ufern der Tiber bezogen. Einst übereilte Romanus auf einem Spatzierritt der Mittag in der Gegend. Der Tag war heiß, in einiger Entfernung erblickte er das zierliche Gebäude hart an einem Platanenwäldchen. Er wußte nicht, wer es bewohnte, ritt näher, unter den Bäumen ein Obdach zu suchen, und sah durch das eiserne Gitter in den Vorhof. Zwei alte Feigenbäume verschlangen ihre breiten Aeste zu einem schattigen Laubdach über den grünen Rasen des Bodens. Am Stamm des einen Baumes saß eine weibliche

Gestalt in Trauerkleidern; zwey kleine Kinder spielten zu ihren Füßen, und haschten vergebens nach den goldnen Lichtern, welche bei jedem Lufthauche über den Rasen hüpften. Der Sallon der Villa stand offen, drinnen erblickte er einen jungen Mann vor einer Staffelei, der diese Gruppe zu zeichnen schien, und über seine Schulter sah eine weibliche Gestalt in seine Arbeit.

Das freundliche Stillleben gefiel ihm, er betrachtete es länger, und ihn erkannten seine Verwandten, und nöthigten ihn, herein zu treten. Die Gestalt in Trauerkleidern erhob sich von ihrem Sitze, ihn zu begrüßen. Es war Agathe. Leichte Röthe überflog ihr blasses Gesicht, als er vor sie trat. Ihm schien das ganze nur ein seeliger Traum. Mit solchem Ausdrucke der Schwermuth, mit solcher Klarheit des Blickes glaubte er nie mehr sie zu sehen, und mit ganz neuem Zauber ergriff ihn ihre Nähe.

Luigi bat ihn, zu verweilen. Wie hätte er vermogt, sich loszureißen? Dies war Agathe, so war sie würklich! Kein Zweifel beunruhigte

sein Glück, die Wahrheit sprach seln Herz gewaltig an. Umgeben von diesem stillen Geiste der Häuslichkeit, befreit von ihrer widrigen Umgebung, geliebt, geachtet, kam sie ihm vor, als wäre keines von den Ereignissen geschehen, welche sie getrennt hatten. Sein höflich fremder Ton wandelte unvermerkt sich in einen innig liebevollen; und Agathe erwiederte in unbefangner, schuldloser Liebe, sein süßes Dahingeben. Er gesellte sich zu ihr und den Kindern, und nahm Theil an ihren Spielen. Nichts erfüllt das weibliche Gemüth mit solchem Vertrauen als der starke Mann, der seiner Kraft sich begebend, nun ganz sich hingiebt in Liebe, den zarten Ideengang des Weibes, den schwachen des Kindes aufnimmt in sein Gemüth, und ihm freundlich folgt, ihn trägt. Dieser nie empfundne Zauber zog auch Agathe unwiderstehlicher zu Romanus, als sie ihn so mit den Kindern sah. Wie lieb müßte er als Gatte, als Vater seyn! stieg es in ihrer Seele auf, ohne daß sie sich selbst deß deutlich bewußt war; es näherte ihn

ihr, und sank mit leiser Schwermuth in den Himmel von Seligkeit, den sie in ihrer Brust trug. Nie hatte sie sich so überschwenglich wonnevoll gefühlt, und war doch nimmer so bewegt gewesen.

Der Tag floß klar und ruhig dahin; die Bande des Familienglücks umschlangen sie immer vertrauter, und sinnvolle Gespräche wanden sich dazwischen. Der Abend kam, die Kinder schlummerten unter Blumen, wie Knospen vom Leben; Romanus Hingeben ward weicher und zartdringender: Agathe's Stimme zitterte in Wehmuth, wenn sie sprach; sie ertrug es nicht, und mußte sich entfernen, ihre Thränen verbergen. Sie schlich hinaus unter die Platanen und warf sich auf eine Bank nieder. Das Licht aus der Villa zuckte golden durch die grüne Nacht der Zweige, nichts unterbrach die Stille als das Rauschen des Wassers und der Wipfel, sie hatte neue Sinne bekommen für alles.

Sie fühlte, daß sie liebte, daß sie hoffnungslos liebte; aber in dem Gefühle, selbst in seinem

Schmerz lag so unendliches Glück, daß sie der armen Hoffnung nicht bedurfte. Und welches Glück der gleichgültigen Welt darf sich dem seligen Schmerz der Liebe vergleichen? Seine Freuden reichen hinaus über die Erde, und das Herz bedarf keiner fremden, es kennt, es wünscht keine.

Sie fühlte es, als sie allein durch die Nacht zurückfuhr. Der Wald schickte ihr seine frischen Abenddüfte nach; Romanus Bild stand vor ihrer Seele, und alle Wonnen des entschlafenen Tages schlangen, wie Regenbogen, sich krönend darum hin. Immer dämmernder wurden ihre Sinnen; die Liebe sank wie eine goldne Wolke, verhüllend um ihr Bewußtseyn, und trug sie selig verklärt empor über Raum und Zeit.

Sie kam auf ihr Zimmer. Die Pinien unter ihrem Fenster rauschten von nahendem Sturme geschüttelt; ein Gewitter stieg am Horizont empor: ihre Seele jauchzte hinaus in den Tumult der Natur:

Auf den Sturm sich schwingen,
Mit Geistern ringen,
Durch Wolken schweben,
Voll Kraft und Leben!

O! alle Pulse in glühender Lust
Schlagen an die gedrängte Brust!
Es will die Seele den Kerker sprengen,
In Liebes-Urquell hinaus sich drängen!
Es zittert das Herz in Wonne, es weint
Das Auge in schmerzenvoll seligem Leid!

Der Sturm hatte die Wolken herauf getrieben, der Geist des Wetters zog mit zuckenden Flammen brausend durch die Wipfel; feige Blätter flatterten nieder zur sichren Erde. Mit begeisterten Blicken, furchtlos im Sturme, stand Agathe auf dem Balkone, und rief die Blitze herab auf ihre Brust: sie fühlte sich vollendet und rief den Tod, doch er zog flammend über sie dahin, sie verschonend.

Erst jetzt erwachte ihr Leben zu einem Leben, wie nur wenige es gekannt. Romanus hielt sich nicht länger entfernt, er umgab sie beständig; nie sprach er von Liebe, doch Liebe athmeten alle

seine Worte, jede Sorge, jede kleine Handlung.

Ueber die Ruinen, wo der Geist gesunkner Größe dunkel traurend schwebte, zog mit ihnen der Genius der Liebe und der Dichtung. Die Vergangenheit erstand ihnen in beseelten Idealen, im Gebiete der Kunst. Das Reinste, Schönste, Heiligste, was Gefühl, was der tausendfach erhöhte Lebensgenuß des südlichen Himmels beut, wob sich in goldnen Blüten um ihr Leben; daß es durch den schönen Himmel zöge, ein ungetrübter Sommertag.

Doch bald störten ihre Verhältnisse dieses selige Glück. Die Gräfin Julie sah, daß Agathe schöner sei als sie. Ohne es sich je zu gestehen, ahnete sie selbst ihre edlere Natur; aber sie haßte sie darum nicht. Magnus fortdauernde Anhänglichkeit bereitete ihr fort und fort einen scheinbaren Triumph über dies alles, so lange Agathe ihm Niemand vorzog; und das genügte. Jetzt trat Romanus in ihren Zirkel; schön, stolz, männlich. Er zeichnete sie nicht

beson-

besonders aus, und Eitelkeit, und ein Instinkt, wie sehr er lieben mögte, trieb sie, seine Neigung zu gewinnen.

Er nahm ihr Entgegenkommen hin, mit kalter Höflichkeit; sie beobachtete ihn genauer, und entdeckte bald sein süßes, ungestandnes Geheimniß. So lange ihr Hoffnung lebte, ihn dennoch zu fesseln, vernachlässigte sie Magnus: jene verschwand nothwendig vor Romanus Benehmen, und freundlich kehrte sie zu Magnus zurück, und erwiederte, vorzüglich wenn Agathe zugegen, seine Aufmerksamkeit. Den Ritter schien sie nicht mehr zu bemerken.

Er hätte es gern geduldet, allein Agathe sollte sie schonen. Er verlangte in jeder Brust für sie die unbegrenzte Ehrfurcht, die er empfand; und vor Allen von der Gräfin. Jedes Gefühl läuterte sich in seiner Liebe, und immer mehr entfremdete sich der Gräfin sein Herz, die so tief unter Agathe, mit so stolzer Anmaßung sich über sie erhob. Ungewohnt, seine Empfindungen zu verbergen, äusserte sich dieses in sei-

nem Betragen, es beleidigte Magnus, und so entstand eine Spannung, die Agathe mit mancher schweren Stunde büßte.

Der Geburtstag der Gräfin fiel in diese Tage. In Rußland hatte sie sich nach dem südlichen Himmel gesehnt; jetzt verlangte ihr rastlos begehrlicher Sinn zurück nach dem Norden; und Magnus beschloß, diesen Tag mit einem Feste zu feiern, welches dieser Laune schmeichle.

Er ließ einen Strich Landes mit nördlichen Pflanzen und Bäumen schmücken. Hütten, wie die eines russischen Dorfes, erhoben sich dazwischen, er übernahm die Rolle des Gutsbesitzers, der ihrer Ankunft zu Ehren ein Fest feiert, Agathe sollte als seine Gemahlin sie empfangen und bewirthen, und die sonst zu ihrem Zirkel gehörten, theilten sich in die Rollen der Dorfbewohner.

Der ganze Plan war Romanus unerträglich zuwider. Daß Agathe einen Tag ihres Lebens hingäbe, der Geliebten ihres Gemahls zu huldigen, empörte durchaus sein Ehrgefühl; doch was

war er ihr, sie davon zurückzuhalten? sein ganzer Zorn traf den Gemahl, der solche Erniedrigung verlangen konnte; er schlug jede Theilnahme an dem Feste aus; und all' sein Sinnen ging dahin, Agathe, welche dieses Opfer mit edler Geduld brachte, auf die Stufe zu stellen, deren sie sich willig begab. Seit sie bestimmt empfunden, wie einzig sie Romanus liebte, verdoppelte sie ihre Aufmerksamkeit gegen ihren Gemahl. Je größere Opfer sie bringen konnte, desto freier fühlte sich ihr Herz.

Das Fest, zu dessen Glanz sie ihr Vermögen, sich selbst hergab, war das größte Opfer, das sie gedacht: aber sie verbarg, wie tief seine Feier und die Veranlassung sie kränkte, rastlos bemüht, es zu verschönen. Romanus Unwille war ihr Lohn: daß er nicht theilnehmen wollte, erleichterte ihr alles.

Der Tag erschien. Es war einer der seltenen hellen südlichen Wintertage; die kühle Luft, das dunkle Grün der Steineichen und Pinien vermehrte die erwünschte Täuschung. Unter dem

Vorwande einer Spatzierfahrt wurde die Gräfin hinausgelockt, und nach wenigen Stunden fand sie sich in eine Gegend ihres Vaterlandes versetzt. Ein Hüfthorn erscholl begrüßend aus der Ferne; ein Trupp von Reutern sprengte an den Wagen, und lud sie zum Dorfe, wo Magnus und Agathe sie empfingen. Ein Geräusch entstand vor dem Hause: die Bewohner kamen und begehrten ihre Hütten durch ihre Gegenwart gesegnet. Sie willfahrte auf das Vorwort des Gutsbesitzers, und die wohlbekannten Weisen erklangen, und Nationaltänze begannen, wohin sie trat. Durch das Getümmel hörte man Stimmen: reisende Spielleute zogen durch den Flecken und stimmten Lieder an zu ihrem Lobe. Eine Ueberraschung führte in die andre; das fremde wechselnde Leben, das Sonderbare, Neue, reizte Verstand und Phantasie, die glänzende Pracht befriedigte den Hochmuth.

Die Freude der Gräfin war geistvoll und lebendig. Sie ging in jede Täuschung ein, und man überließ sich gern dem fremden Wesen, das

den gewohnten Gedanken entführte. Zuweilen drückte wol das Gefühl, wie man sich einzig hergab, ihr zu huldigen; doch man gefiel sich in der fremden Tracht, und die immer aufs Neue wechselnde Scene ließ das Nachdenken nicht aufkommen.

Agathe betrug sich mit stiller Würde: die Rolle der Hausfrau, welche sie in dem Drama des Tages übernommen, gestattete ihr, sich von der Gräfin zu entfernen, ohne daß es auffiel, und mit geschäftiger Wirthlichkeit für ihre Gäste zu sorgen.

Das Mahl war abgehoben, die Gesellschaft hatte sich lustwandelnd zerstreut: da erklang plötzlich eine süße Musik aus einiger Ferne, und lockte alle nach einem freien Platze, in dessen Mitte eine große Steineiche stand. Die Töne schienen aus den Zweigen herabzuschweben, und drangen wie fremde Geister in die Freude, mit ruhiger, ernster, schuldloser Lieblichkeit, und weckten das bessere Selbst in jeder Brust. Der weite Stamm des Baumes öffnete sich, und

offenbarte einen einfachen Altar von weißem Marmor, worauf ein Kranz von Lilien lag.

Die geheime Stimme, welche in jedem Herzen bei den Tönen erwachte, sagte allen, wem der Kranz gebühre; der Unterschied dieser beiden Gemüther ward so klar; und ehe sie es erwehren konnte, wand er sich unter einstimmigem Jubel durch Agathe's Locken. Magnus verieth durch Verlegenheit und Ueberraschung, daß er diesen Zauber nicht veranstaltethatte, und es bedurfte der Geistesgegenwart der Gräfin, nicht gedemüthigt zu erscheinen. Sie drängte sich auf die erste Bewegung unter den Anwesenden hinzu, Agathen mit herablassender Anerkennung selbst den Kranz zu reichen, und verbarg geschickt ihren empörten Stolz, der den Urheber und den Zweck dieser Ueberraschung errieth.

Agathe's Herz sprach frohlockend: Romanus! Ihre Stimmung wurde freudig beseelt, und der Geist dieser Freude theilte sich dem Feste mit. Es wand sich nicht mehr ängstlich um den Mittelpunkt seines ursprünglichen Zweckes, und wurde fröhlicher und freier.

Die Gräfin mißdeutete in ihrem Sinne die Seligkeit der Liebe, als den Triumph der Eitelkeit. Seit der Ritter in ihrem Zirkel war, hatte sie nur gelegentlich, beinahe aus Instinkt, Agathen geschadet; jetzt ward es Zweck der Rache.

Sie wollte sie stürzen von der Höhe, die man ihr freiwillig zuerkannte: ihre Kammerfrauen wurden bestochen, Spione umgaben sie in allen ihren Dienern; aber sie entdeckte nichts. Da auf diesem Wege es nicht gelang, erfüllte sie Magnus schwaches Gemüth mit Argwohn. Es ward ihr leicht. Seine Eitelkeit fühlte sich durch die Treue der Allgesuchten geschmeichelt. Juliens beißende Spöttereien über Romanus und Agathe erregten bald in ihm gemeine Eifersucht.

Des niedrigsten fähig, konnte er es von andren vermuthen, und verschmähte kein Mittel, zur Gewißheit seiner Vermuthungen zu gelangen. Seiner schwachen Leidenschaftlichkeit entstand alle Mäßigung; er behandelte seine Gemahlin mit empörender Geringschätzung. Die Gräfin deutete sein Betragen mit leisen witzigen

Winken; und bald war durch seinen Argwohn ein reines Gefühl, das sorgfältig bewacht im Innersten zweier edlen Herzen glühte, dem Gespött, der Verläumdung preis gegeben.

Das Benehmen gegen Agathe änderte sich, die Scheu der Hochachtung verschwand; man rächte sich, für was sie ehedem erzwungen, durch erniedrigende Vertraulichkeit.

Romanus empfand es schmerzlich. Er klagte sich als Ursach dieser Veränderung an, und prüfte immer wieder das Verhältniß, dem er, so süß gelockt, sich hingegeben. Agathe hatte ihm ihre Neigung nie mit Worten gestanden; er konnte sich nicht überreden, daß sie sein Gefühl so glühend erwiedre. Er empfand immer nur, was sie durch ihn litt: den Ersatz, den seine Nähe ihr gab, den hohen unendlichen Ersatz, hoffte er nicht. Es gab kein Opfer, zu dem er nicht in sich den Muth fühlte; nur sie aufgeben, war unmöglich. Er kämpfte lange im Zweifel; eine Neckerei entschied ihn endlich. Kein Verdacht mehr sollte ihr Leben beflecken. Er be-

schloß, Rom zu verlassen; und wenn alle ihn fern wähnten, heimlich zurückgekehrt nach Tivoli, unerkannt, verkleidet in ihrer Nähe zu leben.

Ganz im Geheimen traf er die Anstalten zur Abreise. Er wollte ihr seinen Entschluß nicht bekennen: das süße Geheimniß war reif in seiner Knospe; er fühlte die Gewalt seiner Leidenschaft, daß bei der leisesten Berührung es hervorbrechen mußte, und vermied die Gelegenheit; denn ihre Ruhe war ihm über alles theuer.

Es kostete ihm den schrecklichsten Kampf. So oft er allein mit ihr war, bei jeder Erinnerung der Vergangenheit, die sie in seiner Seele weckte, bei jedem Plane für die Zukunft, den sie ihm mittheilte, trat das Bekenntniß seines Vorhabens ihm auf die Lippen. Nie hatte er seine Liebe so überschwenglich empfunden. Wenn all' ihr holdes Wesen in süßer Vertraulichkeit so um ihn her trieb, drängte es ihn zu leidenschaftlichem Wahnsinn. Doch wenn er sie nicht sah, wenn nur ihr Bild in der Einsamkeit vor ihm stand, gab es ihm auch wieder Kraft; und so nahte der Tag der Abreise.

Unbeschreiblich bewegt trat er zum letztenmal in den seitdem so oft betretnen Saal, wo er sie in den ersten Tagen seines Aufenthalts wieder sah. Wie damals betrachtete er sie aus der Ferne, und wagte nicht, sich ihr zu nahen, denn er fürchtete sein Herz.

Die Gräfin war in ihrer besten Laune: so geheim er die Anstalten zur Abreise getrieben hatte, waren sie ihr dennoch durch listige Späher verrathen. Sie begriff das Geheimnißvolle nicht bei der Sache, aber es freute sie eben: was es bedeuten mogte, auf jeden Fall war Magnus unterrichtet, und es versprach ihr peinliche Momente für Agathe und Romanus.

Als Agathe beim Spiel saß, trat sie neben ihren Stuhl und rief ihn zu sich. "Ritter! sie verlassen Rom?„ fragte sie ihn laut und vernehmlich. "Woher wissen sie das?„ erwiederte er, sich leicht hinwegwendend. Agathe erblaßte, und richtete den Blick groß und fragend auf ihn. Er sah sie an mit dem Ausdruck der vollsten Liebe, des tiefsten Schmerzes, und entfernte sich schnell.

„Ist es möglich?“ sprach sie zu sich selbst, „ist es möglich, daß er mich verläßt?“ Sie wollte es ihm als Mangel der Liebe deuten, ihr Glaube an ihn widersprach: voll Unruh bewachte sie seine Bewegungen. Sie konnte nicht Acht auf das Spiel haben: ihre Zerstreuung war sichtbar. An einer Erklärung hing ihre Hoffnung; und es war unbegreiflich: dennoch nahte er sich ihr nicht.

Ihre Blicke schweiften bänglich in das Nebenzimmer; sie athmete aus tiefer Brust, erleichtert, wenn sie ihn noch dort trafen.

Sobald eine Dame sich ihrem Spieltische nahte, ergriff sie den Augenblick, ihr die Karten anzubieten; mit leichtem Herzen sprang sie auf, und eilte in das anstoßende Gemach.

Er war nicht dort. Sie ging weiter, auch dort nicht. Ihre Angst schwoll: sie trat in das letzte Zimmer, da begegnete sie ihrem Gemahl. „Der Ritter läßt sich Dir empfehlen,“ sagte er, „er verläßt in diesem Augenblicke Rom.“ Sie legte ihre Hand auf das Herz, und ächzte voll

von gewaltsam unterdrücktem Weh. Ihr Zustand war schrecklich.

Sobald Romanus einige Tagereisen entfernt war, schickte er seine Equipage weiter, und nur von einem einzigen treuen Diener begleitet, kehrte er zurück, und ließ sich unter fremdem Namen in Tivoli nieder. Von diesen Bergen entdeckte er bei hellem Wetter Rom; die Sterne stiegen Nachts aus der Gegend, wo sie lebte, empor in den Horizont, und stralten von ihr. Hieher erhielt er täglich Kunde aus ihrem Hause; und oft verließ er seine Wohnung in dieser oder jener Verkleidung, sie zu sehen, sich ihr zu nahen. In schönen Nächten weilte er unter ihrem Balkone, im Garten des Pallastes, und sah den Schimmer ihres weißen flatternden Gewandes, entdeckte im Mondlicht die Umrisse ihrer Gestalt, und der Kerzenschein aus ihrem Gemach stahl sich durch die Fenster freundlich zu ihm herab.

Dann kam durch die laue Nacht wol ein Spielmann geschritten, und zog mit süßen Me-

lodien aussen an der Gartenmauer vorüber: sie begrüßten seine Seele wie die Klänge vergangner Freuden; die Nacht ward dunkler, der Spielmann zog weiter, aber die Erinnerung erkannte noch aus der Ferne die Melodien aus den schönen Zeiten der Liebe, und sehnsuchtsvoller kehrte er nach seinen Bergen zurück.

Agathe litt unaussprechlich, seitdem er sie verlassen hatte. Sie konnte in den ersten Tagen nicht an die Möglichkeit seiner Entfernung glauben, durch jeden begleitete sie die Hoffnung, er werde zurückkehren, und immer ward sie getäuscht. Oft ergoß sie ihr geängstigtes Herz in Briefen an ihn:

„Du bist fort, Du hast mich verlassen, auf immer verlassen, ohne Abschied, und von Magnus muß ich es hören! O Gott! es war mein größtes Glück, in deiner Nähe zu leben, mein einziges! mein ganzer Trost! Nun ist es dahin: wer weiß, wann Du wieder kömmst, wer weiß, ob je, und ob Du mich dann findest? Ob Du mich suchst? — O! ich kann es nicht

sagen, wie ich vernichtet bin! Mein ganzes Wesen ist ein unendlicher Schmerz, und alles ist öde und todt, und ich habe keine Hoffnung. Alles nahmst Du mit Dir; und ich bin noch so jung. Lebe wohl! reise glücklich; sei glücklich? und finde unter Deinem Jugendhimmel, was ich Dir nicht bin."

„Könnte ich doch allen Kummer aus Deinem Daseyn in das meine nehmen, und alle Freude aus dem meinigen hinüber tragen in das Deine. Sage mir, o sage mir! hast Du mich je geliebt? Ich begreife Dich nicht. Ach ich liebe Dich ewig, unaussprechlich. Lebe wohl! Du hinterläßt ein Herz, das Dir liebend folgt. Ich mögte Dir es sagen — nur einmal, ein einziges armes Mal, an Deinem Herzen weinen! Gott weiß, wie ich leide! ich bin stark und schwach, ich kann Alles: nur Dich nicht lieben, Dich nicht lieben! nein das kann ich nicht."

„Ich muß Dir schreiben, obgleich ich weiß, daß dieses Blatt nie, nie in Deine lieben Hän-

de kommen wird. Ich kann diese gänzliche Entfernung nicht ertragen: was ich auch thun mögte, Dich aus meinem Herzen zu reißen, es wäre nur vergebens; Du bist daran mit allen Lebensfäden gekettet. Ein neues Daseyn müßte ich beginnen, ein andres Selbst müßte ich seyn, wenn ich Dich vergessen sollte. Du hast mich ja geliebt. Laß mich meinen Schmerz, meine Sehnsucht täuschen; laß mich zwei Augenblicke wähnen, es sei noch, wie es war, und ich empfände, was Dir Freude giebt, und Du empfändest, was mich schmerzt."

„Gestern nannte man Deinen Namen; die Gräfin spöttelte. Sonst hätte es mich gekränkt; da warst Du da, da liebtest Du mich; und nun verwundete es mir das Herz. Es war noch immer Hoffnung in meiner Brust, und ich zitterte, so oft die Flügel der Thür sich öffneten. Dieselbe Umgebung, dasselbe Gefühl, ach! sie lügen mich immer zurück in die verlohrne Seligkeit. Mein Freund! sie sprechen von Dir, sie können Deinen Namen nennen: ich darf es nicht.

Und keines dieser Herzen hängt mit so schmerzlich lieber Liebe an Dir, als das meine. Sie sahen Dich, wie ich sie sehe; und mich, die ich mein Leben um einen Deiner Blicke gab, mich hast du so verlassen können? Keinen meiner Augenblicke, selbst meinen letzten nicht, wird Deine Gegenwart verklären."

„Neulich Abend war ich allein am Fenster; mir gegenüber ging die Sonne unter: es war das schönste Gemälde. Abendwolken bildeten ein duftiges Zauberland mit verschwebenden Gestalten in die Abendgluth, die letzten Stralen der Sonne schossen in schrägen goldnen Streifen darüber hinauf. Mein ganzes Leben trat vor meine Seele, ein wechselndes Bild, wie jenes am Himmel, und begrub sie in Schauer der Wehmuth."

„Da öffnete ich die Flügel, und wollte den schönen Anblick ganz fassen, mein ganzes Gemüth darin ergießen; ich sah über den Platz hinweg, und erblickte Dich! Es war der Wa-

gen,

gen, in dem Du immer fuhrest; er rollte um eine Ecke die Straße hinunter, ich strengte all' meine Sehkraft an: dahin war mein Genuß der schönen Scene, ich sah, ich fühlte nur Dich! Ich wähnte, Du hättest mich erblickt: von gleichem Wunsche getrieben, würdest Du wieder die Straße heraufkommen, mich zu sehen: ach ich vergaß ganz, wie die schönen Zeiten nun dahin sind. Du kamst nicht, in jeder Gestalt ahnete Dich mein sehnendes Herz. Ich blieb am Fenster, bis es ganz dunkel war, ich glaubte gewiß, Du seist zurückgekehrt. Dann auf einmal überfiel es mich, und ich dachte: O Gott! Es ist alles, was ich klage; es sagt Alles: mein Herz seufzt und kehrt gebrochen zurück in seine öde Gegenwart."

Viele solcher Briefe schrieb sie, und vernichtete die meisten wieder. Schmerz, Liebe, Stolz rangen in ihrer Brust wüthend durcheinander. In ihren eignen Augen war sie erniedrigt, gedemüthigt, hingegeben der Gewalt der Men-

schen; und wagte nicht, aus Furcht der Mißdeutung, den Wunsch zu äußern, der sie zurückrief nach Deutschland an Anastasia's Brust, in die kühlen Räume ihrer Wälder, hinweg aus dem heissen Lande, wo Luft und Glut geheimer Leidenschaft verzehrend an ihrem Leben nagten.

Wol hätte Anastasia ihr Trost zu geben vermogt; doch Agathe verschwieg ihr schonend das Gewicht ihrer unabänderlichen Leiden, und ihre Angelegenheiten fesselten jene überdieß an Deutschland.

Zuweilen wollte sich die Hoffnung ermannen, und sang süße, matte Lieder von Romanus Liebe und Rückkehr; aber der kalte Abschied, den er durch ihren Gemahl von ihr genommen hatte, sein gänzliches Schweigen, vernichteten alles wieder. Die Erinnerungen versanken, die Hoffnung verstummte, und der Qual zurückgegeben, blieb ihr kein Wunsch, als den Blumen gleich, ein bewußtloses Daseyn träumend hinzuschwanken. Im Tode selbst war keine Rettung: er lebte, er liebte sie nicht: in ihrem Grabe schlummerte keine Hoffnung.

Der freudige Stral erlosch in ihrem Auge, die frische Jugendblüte welkte; und Allen fiel die Veränderung auf. Die Aerzte meinten, freie Bergluft würde ihr wohl thun; man wählte Tivoli für sie auf einige Zeit zum Aufenthalt. Theodora und Luigi begleiteten sie auf dieser Reise, und mit Entzücken hörte Romanus die Nachricht.

Die schöne Natur, die bald ernst, bald lieblich zu ihrem Herzen sprach, und die vertraute Umgebung lösten nach und nach den beängstigenden Schmerz in stille Wehmuth. Oft wandelte sie an den Ufern des Anio, und folgte seinen Wellen, die mit geheimnißvoll reger Eile stromabwärts zogen, bis wo sie donnernd in Schaum und Funken und Regenbogen sich von den dunklen Felsenwänden stürzten. Sie blickte nieder in den Tumult, und sah, wie die Geister des Wassers in den mächtigen Wogen kämpften, sich zermalmend erhoben, als rängen sie um das Bild der Sonne, das in Millionen Funken zerstäubt, dazwischen umhergeschleudert ward, und wie sie es be-

sänftigt in friedlicher Gemeinschaft endlich alle hinab in die Ebene trugen.

Oft belauschte Romanus, versteckt in Gebüsch und Trümmern, sie aus der Ferne; und war sie zurück gewandelt, warf er sich an der Stelle nieder, die sie betreten hatte. Es lag für ihn in diesem Opfer, das er ihrer Ehre, ihrem Frieden gebracht, in diesem Entbehren, ein unaussprechlicher Genuß; ihre ruhige Haltung dankte ihm dafür, und er empfand immer tiefer, daß ihr Herz nur in der strengsten Erfüllung dessen, was es als Recht erkannt, glücklich seyn könne. Durch keinen Schwung der Phantasie wollte er sie dieser stillen Sphäre entheben, und in raschem Genuß das heilige Glück zerstören.

So verflossen mehrere Monathe: und Magnus verlangte Agathe's Rückkehr. Sie besuchte am letzten Abend ihres Aufenthalts noch einmal alle die lieben Stellen der friedlichen Zeit; und legte einige Blumen zu ihrem Andenken in ihre Brieftasche, als Theodora und Luigi sie aufsuch-

ten. Eine leise Schaam, ihnen das Andenken zu zeigen, bemächtigte sich ihrer, sie verbarg die Brieftasche schnell hinter einen Stein, und als sie später hineilte, sie zu holen, war sie nicht mehr dort.

Romanus war, wie gewöhnlich, ihrem Pfade gefolgt, als sie sich mit den beiden entfernt hatte. Er sah etwas goldnes im Grase schimmern, bückte sich, in der Hoffnung, vielleicht ein Armband von ihr zu finden; und sah die Brieftasche. Er hob sie auf, beschriebne Blätter fielen ihm entgegen: deutsche Buchstaben, Agathe's Handschrift. Er eilte mit seinem Schatze an eine dunkle Stelle, ungestört mit ihrem Geist sich zu besprechen, und fand Briefe an ihn!

Sie liebte ihn, sie litt um ihn! Thränen stürzten aus seinen Augen, er war im tiefsten Herzen erschüttert, ihm verschwand die Welt und jede fremde Rücksicht. Ihr Schmerz, ihre Liebe, ihr kindliches Herz! er mußte zu ihr, ihr alles, alles erklären. Er stürzte nach der Villa, welche sie bewohnte, und fand die Zimmer leer;

vor einer halben Stunde war sie abgereist. Er stand einige Augenblicke säumend, dann eilte er vorwärts, rastlos zu Fuß ihr nach.

Er fühlte keine Ermattung, die Nacht brach ein, er bemerkte es nicht; bei jedem Wagen, den er von fern vor sich auf der Landstraße erblickte, verdoppelte er seine Hast. Sie! sie! das war der einzige Gedanke, das einzige Gefühl in ihm.

Erschöpft sank er endlich am Wege nieder. Er mußte ruhen, mühsam schleppte er sich nach einem nahen Hause; doch kein Schlaf kam in seine Augen. Tausend Möglichkeiten durchkreuzten sein Gemüth, und alle verhießen sie ihm, und mit ihr namenloses Glück. Ihre Gegenliebe, ihr Leiden, hatten den Grund vernichtet, der ihn vordem sie zu fliehen bewog. Wie hatte er ihr Glück mißdeutet. Er mußte sie dem Leben entreißen, das sie führte: es war das Einzige, das deutlich in dem Chaos seiner Gedanken und Empfindungen lag; es war der Keim der Welt, die daraus hervorgehen sollte. Unvorsichtig durfte er sich ihr nicht nahen; er ergriff die Feder und schrieb:

„Ein Zufall hat mir das süße, schreckliche Geheimniß Deines Herzens verrathen. Vergieb mir, der grenzenlosen Seligkeit, dem grenzenlosen Schmerze vergieb dies Blatt. Fern wähnst Du mich, Du Unaussprechliche? Du glaubst, ich hätte Dich verlassen können! O sage, wer kann sich von Dir losreißen! Ich bin Dir nahe, ein Horizont schwingt sich über uns beide; ich war Dir immer nahe, und sah von fern die Mauern, wo Du lebtest, wo Du littest, wo Du athmetest in Liebe, in Liebe für mich! für mich, ihr seligen Götter! Mich liebst Du! und vergräbst Deinen Schmerz tief im Busen, und vertraust ihn nur Dir selbst! Dein süßes Herz vergeht in seiner Qual, und durch mich mußt Du leiden. Ich muß Dich sprechen, Agathe! Ich habe Dir viel, unendlich viel zu sagen. Es schwebt mir ein Plan für uns vor der Seele, allein mein stürmendes Gemüth faßt ihn noch nicht in allen seinen Theilen. Laß mich Dich sehen! daß Deine liebe Gestalt besänftigend, wie das Licht der Nacht, über dem Aufruhr der Na-

tur vor meiner Seele aufgehe. In Deinem Garten, unter Deinem Balkone weilt' ich schon manche Nacht; oft trug die Luft den süßen Laut Deiner Stimme schmeichlend zu mir nieder: dort erscheine mir diesen Abend. Sage mir, daß Du glücklich seyn willst: Du kannst es, Du sollst es! Welche Bande der Natur fesseln Dich an den Mann, der Dich besitzt? Achtung, Vertrauen, Dankbarkeit, Liebe, umschlang er Dich mit diesen? Ist sein Leben nicht ewiger Verrath gegen sie alle? Haßt er nicht, wo Du liebst, und liebt, wo Du hassen mußt? O laß mich schweigen? Der Zorn reißt mich hin, ich will nicht so zu Dir sprechen, ich will Deinen Entschluß nicht übereilen, Du sollst ihn prüfen: aber höre mich! Bei dem Schmerz Deiner Liebe beschwör' ich dich, höre mich!"

Je näher Agathe den Mauren von Rom kam, je mehr verschwand die helle ruhige Stimmung ihrer Seele. Die Berge verloren sich in Nebel, und die friedlich freien Tage traten zurück in ihrem Gemüth vor der Erinnerung aller

drückenden Verhältnisse, die ihr dort fern gelegen hatten, und denen jeder Augenblick sie näher brachte. Der Verlust der Brieftasche ängstigte sie; ihre Phantasie schuf tausend nichtige Möglichkeiten, und in banger Stimmung langte sie vor ihrem Pallaste an.

Sie fand sich angenehm überrascht, da Magnus ihr freundlich entgegenkam: das Wiedersehen milderte die Spannung, in der sie sich befanden; die Gräfin war nicht zugegen, er heiter und vertraulich, und ihr Herz ward leicht und still. Es war für den nächsten Abend ein Feuerwerk auf dem Monte Testaceo angekündigt; er schied von ihr mit dem Versprechen, daß sie ihn nach dem Prato del Popolo begleiten wollte.

Die Nacht brach ein, und sie fuhr hin. Graue Dämmerung lag auf der ganzen Gegend, und deckte Gegenwart und Vergangenheit, indeß kindisch begierig auf das bunte Lichtspiel eines Augenblicks Vornehme sich und Geringe durch einander drängten.

Plötzlich spielten die Flammen prasselnd in

die Höhe; das Volk begrüßte sie jauchzend; ein rothes Licht flog über die Versammlung, erlosch, und erleuchtete dann wieder auf Augenblicke die Gegend umher. Agathe blickte darin hinaus: die Pyramide des Cästus lag, mit den weissen Grabmählern umher, melancholisch seitab von dem jauchzenden Lärm, und das Licht erleuchtete sie nicht, machte nur ihr einsames Dunkel sichtbar. Agathe gedachte mit Wehmuth, wie das Menschenleben flüchtig hinflammt durch die Nacht der Zeit, und in das Dunkel der Vergangenheit versinkt, so wie hier einsame Fremdlinge in Trümmer der Vorzeit; und wie in den kurzen Augenblicken doch der Mensch seine Heimath so lieb gewinnt, als sie die ihrige im Herzen fühlte. Auf einmal trat aus dem Gewühl Jemand zu ihr, drückte ihr ein Packet in die Hand, und flüsterte: „Vorsicht.“

Sie wandte sich erstaunt: die Stimme schien ihr bekannt; bei dem schwankenden Scheine, der jetzt aufstieg, erblickte sie einen Mönch, der sich hinwegdrängte, doch in dem Augenblick erloschen

die Flammen, und das vorige Dunkel umhüllte alles. Sie dachte, Romanus, und verbarg aus Instinkt das Packet, obgleich keine Muthmassung ihr Licht gab über dieses sonderbare Abentheuer: ungeduldig erwartete sie den Augenblick der Einsamkeit, um zu untersuchen, was der Mönch ihr gegeben.

Sie fand ihre Brieftasche, öffnete sie, erblickte Romanus Schriftzüge, schlug zitternd das Blatt auseinander, und las seinen Brief. Er entsank ihren Händen. Wovon ihr Herz sich mit dem bittersten Schmerz loszureißen strebte, das ward ihr geschenkt, und in dem Entzücken fühlte sie, daß dieses Glück nicht für sie war. Sie wankte im heftigsten Kampfe im Zimmer auf und ab; ihr ganzes Wesen rang gegen den gewaltigen Zauber, womit Romanus Liebe sie unwiderstehlich zu ihm zog.

Die Stunden rollten eine nach der andern gleichgültig über sie dahin; er wollte kommen, sie mußte einen Entschluß fassen, und in vergeblicher Angst rang sie die Hände empor, als

vermögte sie an die Zeit sich anklammernd zu halten. Endlich ergriff sie die Feder, und schrieb:

„Romanus! Romanus! mein Herz verzagte still in seinem Leid, und Du kömmst und gesellst ihm die Qual der Hoffnung zu. Was soll ich denn hoffen! Mein Glaube knüpfte ein unauflösliches Band, und keine menschliche Gewalt zerreißt es: was zeigst Du mir ein Glück, das ich nicht besitzen kann! Dich kannt' ich, Dich liebt' ich, Dich lieb' ich ewig: gehören darf ich Dir ja nie. Laß ab, mein Freund! laß mich hinauf die Blicke richten, dort stralt ein Stern: sein Stral saugt kühlend die heiße Qual mir aus der Brust; es ist der Stern der Liebe, er leitet Dich jetzt zu mir, auf ihn richte ich meine Blicke, auf ihm wird unser Daseyn einander angehören. Meine Liebe ist in meinem Herzen, mein Glaube auch, eines geht ohne das Andere unter; laß mir Dein ungetrübtes Andenken. Verlaß mich! Gedenke mein. Sei glücklich! glücklich! Traure nicht um mich,

fürchte nichts für mich; mir bleibt die Treue, die Sehnsucht, die Erinnerung: sie werden mich halten, bis endlich das Leben im Tode erblaßt. Und nun, mein Freund, ruf mich nicht noch einmal zum Kampfe. Lebe wohl, wohl, ewig! ewig!"

Thränen verlöschten ihre Worte, sie verbarg den Brief in einen duftenden Strauß, und trat hinaus auf den Balkon.

Eine stille italiänische Sommernacht deckte dämmernd die Gefilde. Das erste Viertel des Mondes schwebte wie ein glänzender Ring um die volle luftverhüllte Scheibe in den Aether. Weisse Myrthen und Orangenblüten und Tuberosen verbargen sich in das dunkle Grün des Laubes; die laue Nachtluft trank ihre Düfte, und wogte buhlend darum, wie ein Liebesmeer. Gleich verklärten Blüten schauten die Sterne aus dem stillen Himmel auf die liebeselige Erde nieder; doch sie blickten keinen Frieden in Agathe's Herz.

Die heisse Brust, voller Leben und Hoffnung,

wandelte hingegen Romanus durch die Nacht. Jetzt versank der Mond; er schwang sich über die Gartenmauer, und auf den verschwiegenen dicht bewachsenen Wegen schlich er zum Pallaste.

„Agathe,“ rief er leise in das Blattgeflüster, und sie bog sich über das Geländer des Balkons, „darf ich hoffen, Selige!“ Sie antwortete nicht; Thränen brachen ihre Stimme; sie ließ ihm den verhängnißvollen Strauß herab, herab, und breitete die Arme ihm entgegen. Da rauschten Fußtritte durch die Gänge. „Rette dich!“ rief sie. Rings war kein Schlupfwinkel nahe: dichte Blumenstöcke und hochragende Orangenbäume beschatteten den niedrigen Balkon. „Hinauf, um Gotteswillen!“ er schwang sich hinauf, er lag zu ihren Füßen, an ihrer Brust! und alles, alles Leben beschränkt auf diesen einzigen Augenblick! Da öfnete sich die Thür des Balkons, und Magnus stand vor ihnen. Er entriß Agathe seiner Umarmung, und schleuderte sie in den Saal. Romanus stürzte ihnen nach.

„Sie ist unschuldig!“ donnerte er. Magnus zog den Degen und drang auf ihn ein; Romanus lehnte die ohnmächtige Geliebte sanft gegen ein Sofa, und vertheidigte sich. Sie schlug die Augen auf, erblickte ihren Gemahl und ihren Geliebten fechtend, und warf sich zwischen beide. Romanus schleuderte den Degen weg, und schützte sie mit seinen Armen vor Magnus Streichen, der wüthend auf ihn eindrang. Sein Blut strömte heiß an ihrem Busen nieder, und entseelt stürzte sie mit einem Geschrei zu Boden.

Dunkel umgab sie, als sie erwachte; im weiten Pallast regte sich kein Laut. Sie rieb die Stirn, sich zu überzeugen, daß das Ganze nur ein fürchterlicher Traum gewesen: die Besinnung kehrte ihr zurück, und mit ihr die schreckliche Gewißheit, daß Alles sich würklich begeben habe. Sie raffte sich auf, und lauschte mit klopfender Brust: kein Fußtritt erschallte, und das Schweigen der Nacht stach beängstigend ab gegen das Geklirr der Degen und die lauten Stimmen, die zuletzt in ihr Ohr gedrungen.

Alle die schrecklichen Folgen traten nun vor ihre Seele. Angst, Liebe, der entehrende Schein, das ungekannte Gefühl der Schuld: erfüllten sie mit der fürchterlichsten Bangigkeit. Sie hätte ihr Leben gegeben um ein Wort der Gewißheit, und hatte nicht den Muth, ihren Frauen zu klingeln: rastlos trieb es sie im Zimmer umher. Die Uhr klang mit gleichgültiger Einförmigkeit, und mehrte ihre Angst. Auf dem Boden lauschte sie an der Thür. Kein Fußtritt im Vorzimmer, kein Laut auf den Treppen; alles ausgestorben wie in einer Gruft. Sie trat an das Fenster; der Morgen brach an, hell und freundlich, wie jeder andre Morgen. Die Berge standen dunkel in der östlichen Gluth; dann stieg die Sonne empor, und ihre Wipfel erglühten; die Thäler dampften und wurden licht; funkelnde Lichter spielten durch die grünen Gipfel der Bäume, und weckten die Vögel in den Zweigen. Auf der Landstraße, die von den Bergen herab vorüber an dem Pallast zog, wurde es lebendig; die Landleute kamen mit Früchten und Blumen

zur Stadt, und ihr einförmiger Gesang tönte einsam durch den Morgenduft zu Agathe's Fenster herüber, wo er sie so oft gegrüßt. Unfähig, den Kontrast zu ertragen, flüchtete sie zurück in den Grund des Gemachs. Jetzt hörte sie Stimmen unten im Garten; sie wankte näher: es war der vertraute Kammerdiener ihres Gemahls mit einem der Bedienten. „Ist er schon fortgebracht?“ fragte dieser; mehr hörte sie nicht. Todt! zuckte es vernichtend durch ihre Seele, und gab ihr die Kraft der Verzweiflung. Sie schellte heftig wiederholt, die Gräfin erschien. “Wo ist Romanus? lebt er?“ stammelte sie. „Er lebt,“ erwiederte die Gräfin; aber zugleich überhäufte sie die Unglückselige mit Vorwürfen. Agathe achtete nicht darauf: er lebt! Der Himmel hatte sie nicht ganz verworfen; es war der einzige Gedanke, den sie zu fassen vermogte.

Die Gräfin verließ sie, und nach einer Viertelstunde kam ihr Gemahl. Er nahte sich ihr mit stolzer Verachtung, und Agathe, durch das

Gefühl der Schuld zum erstenmal erniedrigt, fühlte sich gedrückt von seiner Gegenwart. Es herrschte ein langes Schweigen zwischen ihnen, das immer peinlicher für sie ward. Sie verschmähte es, sich zu rechtfertigen; ihre Liebe, das Heiligste, was ihr Herz besaß, wollte sie nicht vor ihm bekennend entweihen. Endlich gebot er ihr, sich zu einer langen Reise zu bereiten, und ihre nöthigsten Bedürfnisse ihm zu nennen. Sie verbeugte sich schweigend, und bat ihn, den Auftrag ihrer Kammerfrau zu geben; er verließ sie. In Einsamkeit ward ihr wohler. Wegen ihrer Zukunft war sie unbesorgt: er lebte, sie konnte ihn lieben, was hatte sie zu fürchten. Sie versuchte nicht, ihm Nachricht von sich zu geben; die unglückselige Katastrophe veränderte nichts in ihrem Verhältnisse zu ihm. Ihren Brief an Romanus, den dieser bei dem Kampfe in ihrem Zimmer verloren hatte, und den seinen, vernichtete sie: er erschien dadurch in einem falschen Lichte. Fest und unerschüttert empfing sie die Nachricht, daß der Wagen bereit sei. Der Kammerdiener

ihres Gemahls war es, der sie ihr brachte. Sie folgte ihm durch die weiten, leeren Säle; Niemand traf sich in ihrem Wege, und sie sagte den öden Gemächern, wo sie Romanus so oft gesehen hatte, das letzte Lebewohl für ihn: ihr Auge war trocken, ihre Brust leer, ihre Zukunft leer.

Der Kammerdiener und eine ihrer Frauen folgten ihrem Wagen. Die Reise ging unaufhaltsam: ihr war alles gleichgültig, nur die Einsamkeit that ihr wohl.

Der ganze Ueberfall war das Werk der Gräfin, und ihr Triumph vollkommener, als sie hoffen durfte. Eine von Agathe's Frauen hatte den Ritter in Tivoli gesehen, und ihr sogleich Nachricht davon gegeben. Sie erhielt den Auftrag, ihre Wachsamkeit zu verdoppeln; bei dem Feuerwerke war sie dicht hinter ihrer Gebieterin, und die geheimnißvolle Erscheinung des Unbekannten, und die Verwirrung Agathe's beim Empfang des Packets entging ihr nicht. Sie spähte umher, sah Romanus sich in den Garten schwin-

gen, und eilte mit der Nachricht zum Grafen. Er stürzte wüthend auf das Zimmer seiner Gemahlin, und ehe die Gräfin Julie davon unterrichtet, hinzu kam, war der empörende Auftritt vorüber.

Magnus war außer sich. Seine Eifersucht war nicht der tiefe heilige Schmerz der Liebe über die Entfremdung des geliebten Gegenstandes und das Unvermögen, das Daseyn zu erfüllen, auf welches das eigne beschränkt ist. Es war die Wuth beleidigter Eitelkeit, beschönigt von dem Vorwande gekränkter Ehre, der Selbstachtung und Schonung fremd sind. Nur durch die unwürdigste Behandlung seiner Gemahlin wähnte er seine Ehre gereiniget, und die Gräfin reizte billigend seinen Haß.

Der Ritter lag schwer verwundet, gefährlich, sinnlos nieder: ihr ganzes Schicksal war in der Gewalt ihrer Feindin. Magnus hätte sie zu Anastasia zurück nach Deutschland schicken mögen; aber er wußte, wie sehr sie diese liebte, und sie sollte leiden. Er wählte ein entlegenes

Kloster in einer wilden Gegend Savoyens zu ihrem Aufenthalt; Niemand erfuhr, wo er ihre Jugend vergrub.

Nach einer Reise von sechs Tagen kam Agathe in Gebürgwege. Der Weg ward für die Wagen unzugänglich: man ließ sie aussteigen, und Maulthiere brachten sie weiter. Tief unter ihnen lag der Sommer in den Thälern, um sie her war es Winter. Durch Schnee und Eis wand sich der Pfad an Abgründen vorüber, durch Wolken hindurch, und senkte sich zuletzt ins Thal. An einem schönen Sommerabend erblickten sie auf einem Bergrücken die weissen Mauern eines Klosters. Rechts schoß der Abgrund schroff hinab, links senkte der Berg sich allmählig in ein freundliches Thal, das andre Berge rings umfangend einschlossen. In der Mitte lag ein stiller See, und Hütten um seine Ufer; dem Kloster gegenüber ragte ein zweites Klostergebäude zwischen Tannen und Kastanienbäumen. Ueber das Thal und den See zog das Geläut der Glocken fromm und friedlich durch den Abend,

und verlor sich in das Geläut der heimkehrenden Heerden. Der Wagen hielt, die Gitterpforte ward geöfnet, und er rasselte durch den weiten Vorhof. Man ließ Agathe aussteigen, die Pförtnerin führte sie in das Sprachzimmer, und holte die Aebtissin. Nach wenigen Minuten erschien sie hinter dem Gitter: eine Frau von mittleren Jahren, ruhig und ernst, mit denkenden Augen, schön gewölbter Stirn, und kühn geschwungener Haltung.

Sie blickte Agathe durchdringend an, erwiederte ihren Gruß, las den Brief, den ihr der Kammerdiener übergab, und blickte während dem Lesen oft über das Blatt nach ihr hin. Als sie vollendet hatte, winkte sie der Pförtnerin, und diese führte auf ihren Wink Agathe durch enge Koridors in ein kleines Zimmer, und ließ sie allein.

Sie blickte gleichgültig in dem Gemach umher, worin ihr künftiges Leben wahrscheinlich vergehen sollte: ihrem tiefen Schmerz war jede Umgebung gleich, die sie ihm nicht entriß. Dann

trat sie an das Gitterfenster; zu ihren Füßen jähnte der Abgrund, und hinter ihm erhob sich schroff die Felsenwand. Der Himmel lag dunkel auf den Bergen, schwarze Fichten griffen mit Riesenarmen in die graue Luft, und Schlangen wanden sich in giftigen Ringen auf zersplitterten Baumstämmen. Mitternächtliches Dunkel deckte die Tiefe, das Gekreisch der Raubvögel scholl daraus empor, und ihre Augen blinkten wie Flammen aus der Nacht. Agathe schaute ruhig hinab, es war ihr alles gleich. Noch nicht lange hatte sie gestanden, als die Aebtissin hereintrat. Wider Willen hatte Magnus ihr das Herz dieser Frau gewonnen. Ihr ganzes Wesen widersprach seiner Schilderung; ihr tiefer, wahrhaftiger, nachlässig in sich versunkener Schmerz enthüllte ihre edle Natur, und die Aebtissin wähnte sie das Opfer eines listigen Verführers, und ihr Gemüth machte ihr zur Pflicht, sich der Unglücklichen anzunehmen. Sie trat zu ihr mit freundlichem Ernste. „Was Sie sich auch vorzuwerfen haben, meine Tochter," sprach sie, „in der

Liebe ist Vergebung, und im Leben Gelegenheit zur Buße: Sie sind mir anvertraut, ich werde mütterlich für Sie sorgen. Kommen Sie, dieses Zimmer gehört nicht für Sie.“ Bei diesen Worten nahm sie Agathe bei der Hand, führte sie in ein anderes Gemach, und verließ sie. Es war freundlicher als das erste. Gegenüber auf den Bergen lag das andre Kloster, tief im Grunde das Thal, und ein Balkon mit duftenden Blumen ragte wie ein kleines Stück freundlichen Landes darüber hinaus in die Himmelsluft.

Früh am nächsten Tage ward Agathe in das Sprachzimmer gerufen; die Aebtissin gab ihr verschiedene weibliche Arbeiten. „Wir gehen wöchentlich zusammen hinab in das Dorf,“ sagte sie, „und besuchen die Armen; was Sie vollendet haben, vertheilen Sie dort nach Gefallen.“ Sie verwickelte sie hierauf in ein Gespräch, erzählte ihr die Gebräuche im Kloster, und entließ sie wieder, ohne ihre Lage mit einem Worte zu berühren. In ihrem Zimmer fand Agathe bei

ihrer Rückkehr alles eingerichtet, was sie bedurfte, und ein freundliches Mädchen zu ihrer Bedienung. Sie unternahm die Arbeit, und in dumpfem Hinbrüten überließ sie sich einer mechanischen Thätigkeit. In ihrem Herzen war Achtung und Dankbarkeit für die Aebtissin; aber ganz in sich verloren, berührte das Fremde sie wenig, und ihr kam nicht der Wunsch, sich damit zu befassen.

Die Zeit schlich dumpf und trübe über sie hin; ein Tag glich dem andern, und der immer neue Schmerz löste ihr Wesen in ein unendliches Weh.

Die Aebtissin gewann sie immer lieber, je gleichförmiger sich die Reinheit ihrer Seele aussprach: überzeugt, daß der Schmerz in sich selbst genese, tröstete sie nie. Agathe blieb sich überlassen, und unter beständiger Thätigkeit, deren Lohn ihrem Herzen erwuchs, milderte sich mehr und mehr die peinliche Qual ihrer Brust. Eine süße Trauer umzog ihr Wesen: die Liebe blieb gleich stark, doch der Schmerz ward milder, und

sie begann, sich mit ganzer Seele an ihre mütterliche Freundin zu hängen. Oft trat das Bekenntniß ihrer Leiden auf ihre Lippen; aber ihr nahes Verhältniß zu Magnus, und alle die Fehler, welche sie von ihm hätte bekannt machen müssen, verschlossen ihren Mund: und dann, diese Liebe, die wie ein goldner Himmelstraum durch ihre Jugend gezogen war, wo sollte sie Worte finden, sie auszusprechen; jedes erniedrigte sie, und keines reichte an ihre Heiligkeit. So blieben ihre Lippen verschlossen, und ihre Herzen kamen einander doch immer näher.

Der Winter verging, der Frühling kehrte zurück; und sie sah die Natur, wie eine Mutter die mit Blumen geschmückte Leiche ihres Kindes: das eigne Leben ist entflohen, und das fremde spielt noch freundlich darum hin. Doch allmählig ward die alte Sehnsucht neu in ihr lebendig, sie weinte dem verlornen Glücke in sanfter Schwermuth nach. Die Liebe klang aus der Tiefe ihres Herzens wieder mit leisen matten Tönen in das Leben hinaus; die Ungewiß-

heit über Romanus Schicksal regte sich mit neuer Hoffnung, und oft war es ihr, als könnte ihre Sehnsucht Anastasia herbei zu ihrer Rettung ziehen. Wenn sie die Mauern betrachtete, den Kirchhof des Klosters mit seinen Gräbern, und dann dachte, daß ihr Leben sich dazwischen hintreiben würde, bis es dort hinabsänke: rief eine mächtige Stimme in Ihrem Innern, daß es unmöglich sei; die Weissagung der Zigeunerin kam ihr zurück, und eine kaum gestandene Hoffnung hing sich an ihre mystischen Worte.

Eines Abends stand sie auf dem Balkon, und schaute hinab in die Gegend. Die Schatten der Berge lagen wie dunkle Kolossen in dem mondbeglänzten Thal; das Schweigen der Nacht zog darüber hin, und leise brachen sich die Wellen des Sees an dem Ufer. In den fernen Schifferhütten flimmerten einzelne Lichter, Sterne traten aus dem Dunkel, und Ahnung und Ruhe zogen still durch das Schweigen, und die Erinnerungen des Vaterlandes wurden lebendiger in ihr als je. Sie entschlummerte unter seinen Bildern, und ihr

träumte, als stände sie wieder auf dem Altan ihres Vaters, und plötzlich erschien die Gegend wie die wohlbekannten Gefilde ihrer Heimath. Es war ein trüber Herbsttag, die Bäume und Wiesen waren in einförmig dunklem Grün gekleidet, keine Blume blühte, kein Vogel sang, die Felder standen abgemäht, und kein Lüftgen regte die Blätter, alles starr und leblos. Da wuchs aus dem Abgrund schnell eine wundervolle Blume empor, die einer hellen glänzenden Wolke glich, und stieg hoch und höher hinauf zu dem Altan. Die Sonne trat aus den Wolken, die Winde erhoben sich, die Blumen erblühten: lichte Sprossen keimten aus dem dunklen Grün, die Saat erstand, die Luft regte die wallenden Halme, und wühlte in Bäumen und Zweigen, und der Herbsttag prangte mit dem Schmucke des Frühlings. Sie stand und schaute freudig; ihre Kinderspiele wurden wie Genien in den Blumen lebendig, ihre Liebe zog, wie ein goldenes Schattengebild durch die Wipfel: da trat Anastasia mit Romanus aus dem Walde, und kamen über die Ebene zu ihr heran geschritten und

winkten ihr. Sie ängstigte sich vergeblich herab zu kommen; doch die Wunderblume schmiegte sich an sie und wurde ein schöner Vogel; sie faßte seine glänzenden Flügel, er trug sie herab, und sie erwachte.

Romanus genas langsam von seiner Wunde. Die Nachricht, daß Agathe fort sei, schleuderte ihn in einen dem Wahnsinn gleichen Zustand; vergebens wandten Luigi und Theodora alle Sorgfalt an, sein Uebel vermehrte sich. Endlich überwanden es seine Kraft und seine Jugend. Sobald er ausgehen durfte, war sein erster Gang zur Gräfin, doch sie nahm ihn nicht an. Magnus hatte Rom bereits verlassen, auch ihr Gemahl war zurückberufen, und in wenig Tagen war ihre Abreise bestimmt. Romanus mogte sich an Niemand wenden als an sie. Unter der Hand stellte er wol Nachforschungen an, doch sie waren vergeblich: er erfuhr nichts, als daß der Graf nach Deutschland gegangen sei. Es schien ihm das Beste, ihn dort aufzusuchen, wo vielleicht auch Anastasia ihm Nachricht von Agathe geben mogte. Er fand jene

in Sorgen um ihren Liebling: sie begriff Agathe's Stillschweigen nicht, ungeachtet sie zuvor schon manches aus ihren Briefen ahnete, was sie nicht deutlich darin gesagt hatte. Romanus unterrichtete sie von Allem. Magnus war noch nicht in Deutschland angekommen: sie begab sich unverzüglich zu seiner Mutter, und ward von der Gräfin mit Stolz und Härte empfangen. Sie wiederholte die Verläumdungen ihres Sohnes, und fügte hinzu, daß sie seine Maaßregel, Agathe in ein Kloster zu bringen, sehr billige. Als Anastasia den Namen des Klosters zu wissen verlangte, schützte die Gräfin ihre eigene Unwissenheit vor, und bat sie es ihrem Sohne zu danken, daß er die Schande ihrer Familie in die Verborgenheit begrabe.

Tief gekränkt kehrte sie zu dem Ritter zurück, mit dem festen Entschluß, ihren Liebling aufzusuchen, was es auch kosten möge, und wo es sei. Während den Anstalten zur Abreise bekam Romanus Nachrichten von Luigi. Ein Bedienter aus dem Hause der Gräfin hatte ziemlich gewisse

Muthmaßungen gegeben, daß Agathe in einem Kloster in Savoyen sei. Ein schwacher Laut von Hofnung klang wieder durch des Ritters Brust. Anastasia ging nach Turin, und er folgte Magnus nach Warschau, wo dieser mit der Gräfin Julie sich aufhielt.

Er betheuerte ihm Agathe's Unschuld, aber es war Alles, was er für sie zu thun vermogte. Er konnte ihn nicht zwingen, ihre Ehre zu retten, und sich wieder mit ihr zu verbinden; und sie hatte keine Verwandte, die es vermogten. Der nagendste Unmuth stieg wie ein giftiger Nebel, immer zurückgedrängt zum Herzen, dichter und dichter um ihn auf. Er schweifte unstätt umher; ihm war, als müßte er in der Ferne Ruhe erjagen, und wenn er hineilte, ward sie zur Nähe, und er fühlte seinen Unmuth immer gleich. Zuletzt entschloß er sich, auch nach Turin zu gehen; hier konnte er am ersten Nachricht von ihr erhalten, und etwas für sie thun, die er anbetete.

Der Traum vermehrte Agathe's Sehnsucht, brachte ihr Romanus so nahe, sein Bild erneute

die Erinnerungen ihres Glückes, und stimmte sie zu einer weichen Trauer, die das verschlossene Herz öfnet. Sie wandelte den Abend einsam mit der Aebtissin in dem Klostergarten; ihre Reden wurden unvermerkt bedeutender und beziehend, und sie schmiegte sich an die Brust der Aebtissin, und brach endlich ihr langes Schweigen. Der lebhafteste Unwille verrieth sich während sie sprach, in den raschen Bewegungen der Nonne, doch unterbrach sie die Erzählung nicht. „Warum faßten Sie nicht früher Vertrauen?" sagte sie zuletzt, „Ihnen muß geholfen werden. Wohl Ihnen, daß man Sie in diesem unbekannten entlegenen Kloster am sichersten verborgen glaubt! Auf eine gesetzliche Art ist nichts für Sie zu thun: der Eigennutz hat wahrscheinlich mit Theil an der unwürdigen Behandlung, die Sie erdulden. Wollen Sie einen Prozeß anfangen, vielleicht erfahren, daß man Sie von hier wegnimmt, und einer ungewissen langsamen Entscheidung entgegenschmachten? oder finden Sie es Ihrem Pflichtgefühl zuwider, eine Verbin-

dung zu zerreißen, die keine mehr ist? Prüfen Sie sich, wir sprechen morgen weiter darüber.“ Mit diesen Worten entließ sie Agathe. Diese wankte wie trunken auf ihr Zimmer: die Hoffnung trat in weiter Ferne aus dunklen Wolken auf einmal glänzend vor, und schmückte ein reiches Leben für sie. Eine nie geahnete Möglichkeit zeigte sich ihr. Romanus! Romanus! Die Mauern ängstigten sie: sie hätte mit mächtigen Armen sie auseinander drücken mögen, und sich hinaus in Luft und Freiheit schwingen, in den weiten Himmel, der Raum für ihre stürmische Seligkeit hatte. Sie wollte sich sammeln, sich prüfen und wählen, und wußte nicht, wie dieses Wollen verrieth, daß ihr Herz gewählt habe. Es trieb sie hinaus aus dem beschränkten Zimmer in den freien Abend. Ein Gewitter zog fernab donnernd nach Westen hinunter, und die Sonne glühte über den Wolken, und die Bäume schüttelten den Regen von den Zweigen. Die Nonnen traten an die Fenster, und setzten ihre Blumenscherben hinaus in die

Frische, und schauten sehnsüchtig aus ihren einsamen Zellen in das gesellige Getümmel der Landleute hinab.

Die Töne des geschäftigen Lebens verklangen am See, und leise Flötenmelodien zogen von dem andern Kloster dazwischen hin, wie Erinnerungen der Jugend und der Liebe.

Alles war so vaterländisch, so bekannt: es war, als riefen die Melodien sie zurück ins Leben, als öfnete es ihr aufs Neue seine goldnen Pforten. Die klösterliche Abgeschiedenheit, die ihrem hoffnungslosen Gemüth oft wohl that, war ihr plötzlich fremd geworden. Alle Erinnerungen der Vergangenheit kamen neu über sie; Anastasia's geliebtes Bild, Romanus, die Worte der alten Sibylle.

Die Dämmerung war indeß ins tiefe Thal gesunken, und sie sah eine weibliche Gestalt sich aus dem Dunkel winden, sich wieder verlieren, und ihr Herz erbebte, denn es war Anastasia's Gestalt.

Sie mißtraute sich selbst und ihrem Ver-

langen, doch wagte sie nicht, von dem Balkon zu gehen, bedrängt von der Unwahrscheinlichkeit, und zugleich von der Möglichkeit. Ihr Herz schlug hörbar; sie fürchtete, mit dieser Muthmaßung vor die ruhig besonnene Aebtissin zu treten. Sie konnte nichts mehr im Thal erkennen, und wünschte so sehnlich, hinab zu dürfen: ein Augenblick konnte ihr Anastasia wieder entführen, wenn sie es würklich gewesen. Vor diesem Gedanken verschwand alle Furcht: sie eilte zur Aebtissin, erzählte ihr, was sie gesehen, und beschwor sie, einen Boten in das Thal zu senden. Die Aebtissin willfahrte ihr lächelnd: überzeugt, daß Sehnsucht und Dämmerung sie getäuscht hätten.

Mit bangen Herzensschlägen erwartete Agathe die Rückkehr des Boten in ihrem Zimmer. Jede Minute ward ihr zur Ewigkeit; und dennoch bangte ihr Herz vor seiner Ankunft, und sie fürchtete die Vernichtung ihres süßen Wahnes. Die Betglocke rief die Nonnen in das Chor, Agathe blieb allein. Sie stand am

Fenster, die Augen unverwandt auf das Gitterthor des Vorhofes gerichtet, dessen schwarze Eisenstäbe die Nacht immer mehr verhüllte. Aus den gothischen Fenstern der Abtei schlichen matte Lichtstrahlen zu ihr, und die einförmigen Hora's der Nonnen schwollen dumpf durch die Stille der Nacht.

Agathe zitterte, ihre Wangen glühten. Endlich ertönte ein ungewöhnliches Geräusch; das Geläut der Thorglocke dröhnte wiederholt in den Gesang der Schwestern. Sie hörte Stimmen, vaterländische Töne, Anastasia's Stimme! Sie flog über den Vorhof, sie stürzte an ihre Brust; sie küßte das Gewand, die Hände der Geliebten; und weinte und stammelte, ihre Freude hatte keine Worte.

Anastasia hatte Piemont und Savoyen durchstreift; in jedem Kloster hielt sie sich auf, nach jeder Regel erkundigte sie sich: das Kloster, dessen Regel man ihr als die strengste schilderte, war immer das nächste Ziel ihrer Reise. Viele Monate verlor sie auf diese Weise, und unter

keiner Obhut vermuthete sie Agathe weniger, als unter der sie war. Sie wollte nach einem andern Convent, als das Gewitter heraufzog; der Regen nöthigte sie, in dem Thale zu bleiben. Für die nächsten Stunden waren die Wege unzugänglich geworden, sie mußte verweilen, und wandelte einsam in der abgekühlten Luft, wie Agathe sie erblickte.

Der erste Rausch der Freude war vorüber, und Anastasia machte sie mit den Begebenheiten bekannt, welche sich während ihres Aufenthalts im Kloster zugetragen hatten.

Zorn, Liebe, Dankbarkeit, rangen wechselnd in Agathe's Brust, als sie sprach; aber aus diesem schmerzlichen Tumult erhob sich klar und bestimmt endlich ihr Entschluß. Sie fühlte alle Bande gelöst, die sie an Magnus geknüpft hatten. Frei begrüßte ihr Geist die lang entbehrte Unabhängigkeit, und entfaltete muthig die Schwingen in der reinen Luft, wo keine Gemeinheit sie drückend mehr fesselte.

Sie schrieb an Romanus. Anastasia wollte

ihm sogleich die Zeilen senden, die ihn zu ihr riefen, aber Agathe bestand darauf, erst die Einwilligung der Aebtissin zu haben. Von ihr fürchtete sie nichts, und sie ward nicht getäuscht; denn sie empfahl ihr nur Behutsamkeit, der Nonnen wegen, und zeigte ihren Entschluß, Alles für sie zu thun.

Plane für die Zukunft beschäftigten nun die drei Frauen; aber in keinem konnten sie sich vereinigen. Agathe war zu jeder Aufopferung bereit; der Haß der Aebtissin fand jede zu groß, und Anastasia erkannte wider Willen die Nothwendigkeit einer bedeutenden für das Glück ihres Lieblings. Mehr und mehr versank der Tag, und Agathe's Herz schlug nach langer Zeit zum erstenmal stürmisch wieder der Hoffnung eines Glückes entgegen. Sie konnte die Erfüllung ihrer kühnsten Truume nicht glauben, und hielt oft Anastasia's Hand, sich von der Wahrheit zu überzeugen. Ihr Herz hatte sich an das Entbehren gewöhnt, und fürchtete nun leichter als es hoffte. Ein großes Unglück beschränkt auf

den Moment, und man fühlt seine Gegenwart in aller Stärke: ein großes Glück ragt hinaus in die Zukunft, und schweift in tausend Freuden umher, die das schwache Herz nicht auf einmal faßt. Schlaflos brachte sie die Nacht zu. Jede Stelle ihres Gemachs, jede Blume auf ihrem Balkone, die ziehenden Wolken, das mondbeglänzte Gebürge, alles erregte ihr eine schmerzliche Freude: alles hatte ihre Thränen gesehen, zwischen allem war ihre dumpfe hoffnungslose Vergangenheit hingezogen, wo keine Ahnung ihres gegenwärtigen Glückes sie berührte. So schön war es nun hereingebrochen, und sie konnte doch nicht ganz frohlocken: nach allen den trüben Tagen entführte es sie nicht plötzlich dem vergangenen Schmerz; wehmüthig gesellte es sich ihn zu, in dem Gefühl, daß es vergänglich sei, wie er. Aber über diese Wehmuth erhob sich Romanus Bild; sie hatte ihn nie so innig, unbegrenzt geliebt. Die Morgenröthe brach an, sie warf sich aufs Lager. Da ertönten die Schläge eines Hufs, athemlos stürzte Jemand die Stufen hinan: er war es.

O! mehr Freude als manches Menschenleben faßt, trug dieser Augenblick, und ihre Seelen rangen nach Kraft, ihrer allmächtigen Gewalt nicht zu erliegen. Alle Liebe, alles Leiden brachte er zurück, und alles vergrub er in dem einzigen, unaussprechlichen Gefühl, sich zu sehen, sich zu besitzen.

Es war zu viel für Agathe's zarten Körper. Den Schmerz ihres Lebens hatten Jahre getragen, seine Freude trug ein Augenblick. Aber bald erholte sie sich wieder; die Freude, welcher das Blut im Herzen stockte, trieb es auch schnell wieder durch die Adern: sie erwachte, und erblickte nun ihr Glück nur matt, wie durch einen dämmernden Schleier, und genoß es in stillerer Seligkeit. Doch, wie ein gewaltiger Orkan, stürmte es allkräftig in Romanus starker Brust. Er legte ihr mit glühender Beredsamkeit seinen Plan vor, Deutschland zu verlassen, seine großen Besitzungen zu verkaufen, und sich in Naxia niederzulassen, der Königin der Cykladen, dem Thron der Schöpfung, dem Vaterlande der Liebe und der Lieder.

Anastasia sollte, während er seine Geschäfte vollendete, mit Agathe im Kloster bleiben. Dann wollt' er zurückkehren, und sie den Mauern entführen, sie sollte eine Schrift zurücklassen, ihren Gemahl von ihrer Flucht zu benachrichtigen, und ihm alle ihre Güter unter dem Beding der Trennung ihrer Ehe zu verheissen. „Gieb ihm hin Deine Güter," sprach er, „ich bin reich für uns beide, und wir sind reich an Liebe." Sie wollten dann noch einmal Rom besuchen, von da nach Genua zurück gehen; dort sollte ein Schiff sie aufnehmen, und über das Mittelländische Meer nach Griechenland tragen, wo Glück in der Verborgenheit ihrer harrte. Dies verwürklichte der Aebtissin einen unerfüllten Traum ihrer Jugend in einem andern, ihr theuren Daseyn, und sie genoß in dem Leben ihres Lieblings ein Glück, das ihr der Himmel versagt hatte. Sie übernahm es, die Angelegenheit völlig zu beendigen, und jede Entdeckung zu verhüten.

Nicht lange mehr verweilte Romanus im Kloster: er opferte die Gegenwart seinem zukünf-

tigen Glücke. Agathe zagte nicht bei seiner Abreise. Vor ihr lag die Zukunft so göttlich schön, daß sie oft sich nicht zu retten wußte vor der Fülle der Hoffnungen. Keine bange Furcht kam in ihr Herz: Leiden hatten seine Kraft erprobt, und ihre Frucht war das Vertrauen.

Nach vier Monden kehrte er zurück; der Muth der Aebtissin erleichterte Agathen den schweren lebenslänglichen Abschied von ihr, der ihr Glück trübte. Sie gingen über Ankona nach Rom, und sahen zum letztenmal Theodora und Luigi, und alle Heiligthümer ihrer Liebe. Unbewohnt stand der Pallast; keine Blume blühte auf dem Balkone, und die Fenster waren verschlossen. Sie sahen Tivoli, die Häuser, wo sie gewohnt hatten, unentdeckt einander nahe, den Wasserfall, jede liebe bekannte Stäte; und die Vergangenheit zog mit ihren dunklen Bildern einen freundlich trüben Schatten durch die lichte Gegenwart.

Glücklich erreichten sie Genua, und schifften sich ein. Das Meer war still und groß, der

Himmel hell, das Schiff zog weite Kreise durch die Fluten, die es ruhig dahin trugen. Keine Krankheit befiel Romanus und Agathe; wie hohe Götterbilder, von irdischen Gebrechen unberührt, standen sie auf dem Verdeck, verklärt von dem Lichte des Tages, oder dem nächtlichen Glanze der See, und schauten ruhig in die Tiefe der klaren gewaltigen Fluten hinab; sich selbst und ihre Liebe selig fühlend, die sie, furchtlos vertrauend, über den Abgrund sicher ihrem Paradiese entgegen trug. Glücklich kamen sie aus dem Mittelländischen in das Aegaeer Meer. Die Inseln flogen wie farbige Nebelgebilde an ihnen vorüber, Scios, Samos, Mycone und Nisi; und endlich stieg Naxia ihnen aus der Flut entgegen, und drängte ihre Ufer hinaus in die Umarmung des Meeres.

Näher kamen sie, und näher; Klänge zogen begrüßend vom Lande herüber, hohe Gestalten wandelten unter den Bäumen am Ufer. Die

Schaluppe ward ausgesetzt; sie trug sie ans Ufer, selig weinend sanken sie einander in die Arme: es war Griechenland, das sie umfing, es war die Heimath ihrer Liebe.

Charitas.

Durch einen Buchenwald führte die Landstraße. Am Wege zog ein Kreis von Bäumen sich halb um einen grasbewachsenen Platz, und eine frohe Gesellschaft war dort beim Mahle versammelt. Musik erscholl aus den Büschen, prächtig gekleidete Jäger und Lakayen rannten in geschäftiger Eile bedienend umher, und der sonnenhelle Tag blickte freundlich in das lustige Leben der Scene.

Auch die Reisenden ergötzte das Schauspiel. Ein freundliches Mädchengesicht bog sich aus dem Fenster des Wagens, der Postillion ließ sein Horn mit frischem Klange begrüßend drein schmettern, und fuhr langsam vorüber.

Bei dem Anblick und dem Schalle sprangen verschiedne junge Männer auf von ihren Sitzen, fielen den Pferden in die Zügel, nöthigten den Postillion zu halten, die Fremden auszusteigen, und Theil an ihrer Lust zu nehmen.

Die Freude hat etwas Kindliches, dem solch' ein Scherz wohl ansteht, und den meisten Sinn dafür hat man auf Reisen: die Fremden weigerten sich nicht der sonderbaren Einladung, ein ältlicher Herr stieg aus dem Wagen, ihm folgte eine junge Dame in Amazonenkleidung, und beide begrüßten die Gesellschaft wie Bekannte.

Einer der jungen Männer, die andren nannten ihn Baron, schien der Wirth zu seyn. Er führte die junge Schöne zum oberen Ende der Tafel, und setzte sich zwischen sie und ihren Begleiter.

Der kleine Stillstand, den das Abentheuer in der Unterhaltung gemacht hatte, ward schnell ergänzt, man plauderte und scherzte weiter.

Die freie Freude machte vertraut. Bald wandte der Baron sich voll herzlicher Gastfreund-

schaft zu den Fremden, und bat sie, wenn dringende Geschäfte es nicht hinderten, einige Tage, die sie alle sich zur Sommerfeier geschenkt, mit ihnen auf seinem Schlosse hinzubringen. Der alte Herr lächelte zweideutig, wie Jemand, der weder verweigern mag, noch gewähren. Der junge Mann fühlte es, drang nicht in ihn, und das Gespräch ward allgemein auf das Reisen gelenkt.

Feurig lobte er die Reiselust. „Wer nicht gereist ist," sprach er, „ist nie zu einem dauernd unbeschränkten Gefühl seiner Individualität gekommen. Erinnerungen, Verhältnisse, Rücksichten, was uns anhängt zu Hause, fällt ab, wie wir die freie Weite betreten. Was wir sind, stehn wir da; die Natur ist die Natur, jedes Blatt rauscht von seinem eigenthümlichen Leben; der Mensch ist Mensch, und dringt mit freien Sinnen darin hinaus, und erkennt ohne Vorurtheil, beurtheilt ohne Rücksicht!"

Die junge Schöne hatte ihm mit lebendiger Theilnahme zugehört, sie wollte reden, doch ihr alter Begleiter fiel ihr in das Wort:

„Das ist wahr,“ sprach er, „aber dagegen bildet man nur in der Heimath seine Umgebung, und innigere Liebe und tieferes Urtheil.“

„Rechts und links giebt es in allem,“ sagte sie nun, „darum muß man alles vereinen.“

„Und wo findet man den Punkt dieser Vereinigung?“ rief eine Stimme von der andern Seite der Tafel. Sie konnte den Mann, der dieses sprach, nicht sehen, das Plateau zwischen ihnen verbarg sein Gesicht, doch seine Stimme klang ihr unbeschreiblich bedeutsam.

„Der ist gefunden,“ rief der alte Herr, „ich nehme Ihre Einladung an, Herr Baron, aber unter einer Bedingung: sie erfahren so wenig als Jemand aus der Gesellschaft, wer wir sind, wohin wir gehen. Charitas giebt mir ihr Wort, es nicht zu verrathen, die Verschwiegenheit meiner Leute kenne ich.“

Der Baron freute sich kindisch über den Einfall: der Fremde ging an den Wagen, und sprach mit seinen Leuten, und jener gebot den seinen, diese aufs Schloß zu führen, und dort alles

zum

zum Empfang ihrer Herrschaft veranstalten zu lassen.

Ein listiges Lächeln spielte in den Grübchen auf Charitas Wangen, und glänzte in den Augen der meisten Männer während diesen Verhandlungen. Im Innern des Herzens entwarfen sie Alle Plane, das unschuldige Geheimniß zu errathen, und mit Erreichung seines Zweckes bewirkte zugleich der Fremde, daß die frohe Gesellschaft mit einem neuen Interesse beseelt wurde.

Voll guter Laune bemerkte es der Wirth, doch jener erwiederte lächelnd, er bedaure verlorne Mühe im voraus, indem er sich freue, etwas zur Unterhaltung der Gesellschaft beizutragen. Hierauf forderte er die Andren auf, schnell etwas zu gleichem Zwecke zu ersinnen. Charitas war die erste. Sie sah gegenüber eine Guitarre an einem Baume hangen; rasch sprang sie auf, ergriff das Instrument, warf sichs um den Nakken, und mit leichter Grazie an den Stamm des Baums gelehnt, that sie einige wilde leichte Griffe, und begann:

Einsam an des Bachs Gestade
Wohnt die junge Pilgerin,
Und sie hüpft auf grünem Pfade
Durch die Frühlingsgegend hin.

Plötzlich ist ein Ton erklungen,
Und mit fremder Melodie
In die Hütte eingedrungen:
Und der Ton, er rufet sie.

Und zu ihm gesellt im Herzen
Sich ein schöuer alter Sang,
Der mit wundersüßen Schmerzen
Oft die frohe Lust bezwang.

Doch es ruft in fremde Weiten
Sie das neu erklungne Lied:
Jener will sie nicht begleiten,
Traurig er zurücke flieht:

Und je weiter es sie führet,
Mehr und mehr der Sang verstummt:
Nur der Hoffnung Ohr berühret
Noch ein Ton, der einsam summt.

Das Nachspiel verklang wie ferne Glocken über ein Gewässer: Charitas wurde ernster während des Gesanges, und zuletzt war aus ihrer hellen

Freudigkeit ein stilles Sinnen geworden. Sie hängte die Guitarre wieder an den Baum, und bemerkte kaum den lauten Beifall der Gesellschaft. Als sie zurück auf ihren Platz sich begab, traf beim Vorübergehen ihr Blick den Mann, dessen Stimme sie so wunderbar getroffen hatte.

Das Festgepränge der Umgebung stach sonderbar rührend gegen den dunklen Ausdruck seines Gesichts ab. Er nahm matten Theil an der Freude, und sie berührte ihn nur fern und leise, und wurde ernst, wenn er sie wehmüthig anlächelte. Ein unwiderstehlicher Trieb zog Charitas, sein Gemüth zu erheitern, und sinnig bittend blickte sie oft zu ihm herüber, als fordre sie ihn auf, ihr zu vertrauen, welches Leid ihn quäle.

Der Baron ermahnte indessen die andren Gäste, ihrem Beispiel zu folgen. Einige sangen; Andre deklamirten, Andre erzählten; zwei junge Mädchen führten einen pantomimischen Tanz auf, und die Reihe traf nun den Mann, welcher

Charitas Theilnahme so innig erregt hatte. Er sang:

Warum will der Sommer scheiden?
Geht so ohne Gruß dahin:
Warum den getreuen Sinn
Mir ach für so flücht'ge Freuden?

Läßt er so die schönen Fluren,
Denen er sonst Gunst gewährt,
Wo die Liebe sein begehrt
Auf den wohlbekannten Spuren?

Ach so weichet jedes Glücke,
Das dir hold gewesen ist:
Was Erwiedrung dir geküßt,
Läßt die Sehnsucht nur zurücke.

„Nun, Aribert!" rief sein Nachbar, ein blonder lachender Krauskopf, „wie viel Achs! brauchst du im Jahre?"

„Schweig, Siegismund, mit deinen Possen!" rief der Baron: „die Reihe ist an mir, ich singe den Weinstock: Welches Gewächs mag sich ihm vergleichen?" Er hob den vollen Kelch empor, stand auf, und sang:

Er fliehet das Getümmel
Und haßt das niedre Thal:
Auf Bergen, nah dem Himmel,
Schwebt er im Sonnenstral.

Und grüßt mit Freudethränen
Des Frühlings junge Lust:
Und rankt im brünst'gen Sehnen
Sich um der Ulme Brust.

Und in die lauen Nächte
Verströmt er seinen Duft:
Daß er ein Opfer brächte
Dem stillen Geist der Luft.

So wiegen ihn in Träume
Die Himmelslüfte ein,
Und nieder in die Träume
Webt sich des Mondes Schein.

Bis mit dem breiten Laube
Ein Gott die Stirne kränzt;
Und bei der vollen Traube
Sein Flammenauge glänzt.

In Lieb' und Ruhm vollendet
Hat nun sich sein Geschick:
Den Menschenkindern spendet
Er dann von seinem Glück.

Mit Himmelsluſt und Träumen
Beſchenkt er göttlich ſie:
Im vollen Becher ſchäumen
Freud', Lieb' und Poeſie!

Bei der letzten Strophe ſchwang er ſein Glas, und alle Becher erklangen: Freud', Lieb' und Poeſie! Jetzt traten die Bedienten hinzu, das Tafelgeſchirr und die Speiſen wurden abgehoben, Blumengewinde um den Tiſch geſchlungen; zwiſchen Vaſen voll Milch und köſtlicher Früchte Körbe voll Blumen geſtellt; und in kriſtallenen Flaſchen ſchäumte der luſtige Champagner, glühte der goldne Monte Pulciano und der feurige Kap. Lauter und jubelnder ward die Luſt: die Freude entfaltete die farbig glühenden Schwingen, und flog zwiſchen Blumen und Gläſern verwirrend um den Tiſch. Doch in ihrem kühnſten Schwunge, als ihre Flügel den Himmel wieder berührten, hob eine von den Frauen die Tafel auf, und die Genoſſen des Mahls zerſtreuten ſich unter den Bäumen.

Aribert geſellte ſich zu Charitas. Sie lenkte

die Unterredung auf den Zufall, der sie so schön zusammengeführt, und den lieblichen Geist ihrer Freude. Sie wagte nicht zu fragen, warum er so geringen Theil nähme? aber das Mitleid war in ihrer Stimme, und sprach ihn zart und liebevoll dringend daraus an.

„Ich mag die Freude gern," versetzte er, „sobald, wie sie es soll, sie das Leben schmückt; doch die rauschende Lust läßt mich kalt, und es dringt mir immer eine ernste Stimme daraus entgegen, die mir ruft: betäube dich nur; der Rausch ist bald verflogen. Es hört sie auch jeder, der sie verstehen will; die Meisten berührt sie erst, wenn die Freude dahin ist; mir klingt sie immer dazwischen."

„Ihre Ansicht ist zu dunkel," erwiederte Charitas sanft.

„Es ist möglich, aber . . ." in dem Augenblick unterbrach ihn der Baron. Er bot Charitas den Arm, sie zu einem See im Walde zu führen; und jener zog sich zurück. Sie sandte dem sich Entfernenden einen Blick innigster Theil-

nahme nach, den er nicht bemerkte, denn in Gedanken verloren schloß er sich an die Uebrigen, die alle zum See eilten.

Charitas wandelte langsam und zerstreut an dem Arme ihres Begleiters. Unwillkührlich stahl sich ihr Blick seitab zu ihm, der sie verlassen hatte, und ungern sah sie das begonnene Vertrauen gestört. Sie fragte den Baron nach ihm. „Er ist still," sagte er, „und nimmt an seiner Umgebung wenig Theil, er hat viel Unglück gehabt, und das hat seinen Muth gebeugt." Unterdessen waren sie an das Ufer des Sees gelangt, der von laubholzbewachsenen Höhen rings umfangen, klar im tiefen Grunde lag. Die waldigen Ufer spiegelten sich feucht verklärt in der stillen Tiefe; eine Flotte bunter Gondeln lag in einer kleinen Bucht vor Anker, der Wind spielte mit den purpurnen Wimpeln flatternd in blauer Luft, und fröhliche Melodien tanzten auf den Wellen. Man bestieg die Schiffe. Zierliche Furcht vor dem ungewohnten Elemente wollte sich der meisten Frauen bemächtigen; Charitas sprang

beherzt in eins der Fahrzeuge, und zögernd folgten jene dem Beispiel. Mit klaren Blicken stand sie an das Steuer gelehnt, und sah voller Zufriedenheit auch Aribert zu ihr in die Gondel eilen; doch schnell drängte sein blonder Nachbar Siegismund sich ihm zuvor, sprang rasch hinein, und die Gondolierer stießen vom Strande.

Die bunten Ruder theilten lustig die Flut, die Schiffchen flogen aneinander vorbei, lautes Lachen und fröhlicher Zuruf ermunterte die Bootsleute, wenn eines das andre einzuholen drohte. Die Vorübergleitenden warfen einander neckend mit weissen Wasserlilien und gelben Lotosblüten, die sie aus dem See fischten.

Eine Gondel hatte die eingeholt, auf welcher Charitas sich befand, und streifte dicht daran vorbei; Charitas wandte den Blick, und sah sich neben Aribert. Er reichte ihr freundlich einen Kranz von Wasserlilien über den Bord, sie nahm ihn freundlich und drückte ihn in ihre braunen Locken: das Schiff glitt vorüber; er blickte noch einmal zurück, und lächelte, wie er den Kranz auf

ihrem Haupte sah. Dann ward er plötzlich ernst, und bald war die leise Spur der Freude wieder in die alte dunkle Schwermuth untergegangen.

Die kleine Flotte hatte die Ufer des Sees nach allen Richtungen bestrichen, der Abend sank tiefer, einzelne Sterne traten aus dem dunkleren Blau des Himmels, und man landete an einer Insel in der Mitte des Wassers. Blüten und Früchte eines schöneren Himmels waren dort vereint. Um Pappeln wanden sich Reben, Lianen um Aloe, zwischen arabischem Jasmin duftete die Moschusrose, und unter dem dunklen Grün der Oel- und Lorbeerbäume verschlang der Oleander seine Zweige zu einer Laube, um welche seine leichten rothen Blütenbüschel wie hingestreute Sträußer flatterten. Der Schein vieler Kerzen spielte in das nächtliche Grün; die Gäste lagerten sich, und genossen den Abend und die Düfte. Der Tag war in sinnvoller Lust vergangen, allen brachte der Abend die heitre Stille, in welcher Herz und Sinne von fremden Eindrücken ruhend, sich selbst genießen.

Die laute Freude verstummte, die Unterhaltung ward bedeutender, und jeder fühlte in tiefer Brust seine liebsten Wünsche und Erinnerungen.

Aribert näherte sich Charitas schüchtern, mit zarter feuriger Theilnahme begegnete sie seinem Entgegenkommen. Er sprach wenig, aber er lauschte mit Innigkeit auf ihre Rede, wie sie ihm einzelne frühe Züge aus ihrer Vergangenheit mittheilte. Ihr verlangte, die lichthelle Freude ihrer Brust über ihn auszugießen; doch der Versuch stimmte ihn immer wehmüthiger. Sie saßen unter den flatternden Blüten, die Wellen küßten die Ufer zu ihren Füßen, ihnen gegenüber versank der Abendstern hinter dem Walde, und Schweigen, Luft und Liebe umfingen sie rings.

Die einbrechende Nacht mahnte zur Ruhe; die Gesellschaft eilte zurück zum Schlosse. „Der Abend ist schön," sprach Charitas, „wir sollten ihn noch nicht verlassen." „Was thut's?" erwiederte er, „wenn wir blieben, verließe uns die Kraft, ihn zu genießen."

„Waren sie denn nie froh?“ sagte sie, „und das Leben ist so schön, jeder Baum, jede Pflanze so lebendig.“

„Ach!“ rief er, „und wie lange?“

Seine Stimme zitterte, er drückte ihre Hand, und führte sie schweigend an das Ufer.

Die Schiffe glitten still über den See, und zogen im Mondlicht weite funkelnde Kreise umher. Aribert saß in Gedanken verloren, und schaute hinab in die Wellen. Sie landeten, er fuhr zusammen: von der Bewegung des Kahns, wie aus einem Traume erweckt, reichte er ihr die Hand, und führte sie durch den duftig dämmernden Wald nach dem Schlosse.

Ein jeder hatte sich auf sein Zimmer begeben, sie stand in dem ihrigen. In ihrer Brust war unruhiges Mitleid mit Aribert, verschieden von jeder sonst empfundnen Regung. Sie konnte sich nicht recht in seine Lage versetzen, aber ihr schauerte bei seinen Worten: „wie lange?“ Er muß recht viel verloren haben, dachte sie, und es beklemmte ihre Brust, daß es solches Unglück gäbe.

Am nächsten Morgen holte ihr alter Begleiter sie zu einem Spatziergange in der Frühe ab. Sie wandelten zwischen thauigten Kornfeldern entlang nach einem Berge hinter dem Dorfe. Der röthliche Morgen schien in das Dorf, der ländliche Klang der Hirtenhörner weckte die Heerden, noch waren einzelne Hütten geschlossen. Neben einer Heerde stand ein kleines ärmliches Mädchen von seltener Schönheit, und lächelte Charitas gutmüthig verständig an, und doch halb spöttisch über die seltne Erscheinung in so frühen Stunden.

Charitas nahte sich ihr, und fragte nach ihren Aeltern: die Kleine wurde bald zutraulich, und erzählte, daß sie nur noch eine Mutter habe, die am Fuße des Berges in einer entlegnen Hütte wohne, und sehr arm sei. Sie diene im Dorfe; aber bald werde sie sich besser nähren, denn seit kurzem habe ein Fremder, der auch wahrscheinlich auf dem Schlosse wohne, sich ihrer angenommen, und nun gehe es ihnen schon viel besser. Der alte Herr wollte den Namen wissen,

allein die Kleine wußte ihn selbst nicht: sie dürften ihn nie auf dem Schlosse besuchen, er käme alle Morgen, sobald die Sonne aufgegangen sei, zu ihnen. Charitas Herz muthmaßte Aribert. Sie beschenkten das kleine Mädchen, und erstiegen den Berg. Die Hütte lag am Fuße, von einem kleinen Gärtchen umgeben. Ein Knabe von ohngefähr zehn Jahren und ein etwas älteres Mädchen waren dort mit Gartenarbeit beschäftiget, die Mutter saß an der Thür und spann, und schien das Geschäft zu lenken.

In den Kleidern war die höchste Armuth, aber das Geräth zur Arbeit und um sie her schien neu und ordentlich.

Charitas ergötzte sich lange an dem Anblick dieser Thätigkeit, dann bat sie ihren Begleiter, hinab zu kommen. Er gewährte, sie traten zür Familie, begonnen ein Gespräch, und der Erguß des Dankes ließ Charitas bald keine Zweifel über den Urheber dieses beginnenden Wohlstandes. Sie fragte, ob der Fremde schon diesen Morgen dort gewesen sei? die Frau verneinte es, und

nun trieb sie ihren Begleiter, sich mit ihr zu entfernen. Es war ihr unerträglich, daß Aribert wissen sollte, wie sie, so fremd ihm, in sein Geheimniß gedrungen wären. Der alte Herr ertheilte der Frau noch Rath für ihre Wirthschaft, vergebens trieb Charitas, er stand und sprach, und sie schaute indeß ängstlich an den Berg hinauf, und fürchtete jeden Augenblick, Aribert kommen zu sehen.

Die Frau bemerkte ihre Unruhe, und ihre Blicke folgten den ihren: indem erschien Aribert oben; „das ist er," sagte die Frau, ihre Hand auf Charitas Arm legend, und wollte ihm zurufen. Aber er hatte die Fremden schon unten erspäht, und verlor sich schnell aus ihren Augen. „Das haben wir nun gethan," sagte Charitas unwillig, und tröstete die Frau, daß sie ihn nun heute nicht sehen würde, und gab ihr, was sie bei sich trug, aber es beruhigte ihr Herz nicht. Sie gingen zurück. Im Schlosse war die Gesellschaft indessen schon größtentheils versammelt, auch Aribert war zurück, und nur sie und weni-

ge Andre fehlten. Plötzlich riß Siegismund die Thür auf, und rief: „Triumph! Ich bin den Fremden auf der Spur. Der alte Herr hat seinen Reitknecht in aller Frühe geschickt. Zu wem? hat mein einfältiger Bediente nicht heraus gebracht, aber in diesem Augenblicke sitz ich auf, jage nach. Adieu, wollt ihr sehen, wie man Entdeckungsreisen antritt: so kommt an das Fenster." Er grüßte bei diesen Worten die Gesellschaft flüchtig mit der Hand, und schlug die Thür zu.

„Es ist nicht recht!" rief Aribert aufspringend und ihm nacheilend: „sie wollen verborgen bleiben."

Der Baron hielt ihn zurück. „Lassen sie ihn gewähren. Der Fremde hat sein Geheimniß als Aufgabe unserm Scharfsinne geschenkt."

„Und zuletzt," sprach eine von den Frauen, „bringt der Wildfang nichts heraus, und wir haben die Lust, ihn auszulachen, wenn er unverrichteter Sache zurückkehrt."

Aribert wollte sich loswinden, doch in dem

Augen=

Augenblick unterbrachen die Fremden selbst den Streit, und Siegismund sprengte aus dem Hofthore. Charitas erröthete, als sie Aribert erblickte, und wagte nicht, die Augen zu ihm aufzuschlagen; doch als er sie nicht bemerkte, ruhte ihr Blick lange und voll inniger Theilnahme auf ihm. Er war ihr nicht mehr fremd, sie fühlte ihn sich vertraut in dem liebsten Gefühl ihres Herzens.

Nach dem Frühstück wurde gestimmt, auf welche Art der Tag gefeiert werden sollte? Der allgemeine Wunsch weihte ihn der häuslichen Thätigkeit. In einer Stunde waren alle Frauen in ihren einfachsten Kleidern versammelt, und der Zug ging nach dem Garten.

Man brach die Früchte und Gemüse zum Mahle, und bereitete sie im Kreise auf dem grünen Rasen gelagert. Charitas, in allen häuslichen Geschäften erfahren, hüpfte leicht zwischen den Andren umher, und neckte die Ungeübten, welche langsam und linkisch nicht gewohntes Geschäft trieben.

Während die Speisen bereitet wurden, deckten die Gäste selbst ihre Tafel im Freien; die Männer ahmten ungelehrig den Frauen nach, die mit leicht begreifendem Ordnungssinne alles schmückten, und jene triumphirend verhöhnten.

Alle waren ausgelassen, selbst von Aribert wich der Trübsinn, er nahm stillen Theil.

„Gesteht nur, wie erbärmlich unsre Winterfreuden sind," rief freudig der Baron, „gegen dies freie lebensvolle Spiel, worin wir alles verschiedne Leben in Lust uns aneignen und verstehen."

„Das geschieht auch beim Kartenspiel, doch mit dem Verstande," redete ein Andrer dagegen, „und du ergreifst nur mit der Phantasie."

Sie stritten über Spiel und seinen Zweck und was es sei, und vereinigten sich in der Meinung, daß alles würdige Spiel eine Allegorie auf das Leben enthalten müsse, voll und vielseitig, wie das Leben selbst, als einer von den Männern die Unterredung mit der Bemerkung lenkte, daß sie eine Frauendespotie bereitet hät-

ten durch dieses Spiel, bei welchem die Männer eine unglückliche Rolle spielten.

„Laßt uns spielen und leben," rief Charitas, „und weil Niemand spielt und lebt, um unglücklich zu seyn, übernimmt jede von den Frauen die Sorge für einen der Männer."

Manche weigerten sich, zu wählen: „gebt dem Spiel sein Recht; das Loos entscheide:" es traf sie, für Aribert zu sorgen, und mit holder Freude übernahm sie das willkommene Geschäft.

Im Schlosse läutete die Tafelglocke, jede Dame wählte ihren Schutzbefohlnen zum Nachbar, und man setzte sich zu Tische.

Ariberts Stirn hatte sich plötzlich wieder umwölkt, und der Blick, mit dem Charitas ihn neben sich winkte, verdunkelte ihn mehr; er betrachtete innig bewegt, wie sie schüchtern und doch lieblich um ihn bemüht, ihm die schönsten Früchte wählte, und den schwellenden Becher kredenzte, ihn leise mit den Purpurlippen rührend.

„Ach!“ rief er, und drückte ihre Hand.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte sie herzlich.

„Liebe Charitas,“ sagte er, „das Unglück ist so gemein, und die Menschen glauben an nichts weniger. Wenn ich leichtes Volk gedankenlos hintaumeln sehe, kann ichs ertragen; was wissen die vom Glück? Aber wenn ein armes junges Geschöpf, wie sie, so hoffnungsvoll an das Leben glaubt . . . . .“

Sie ergriff seine Hand. „Fürchten sie nichts für mich,“ sagte sie, „das Leben ist mir leicht, und hell und freudig fühl' ich es selbst im Schmerz; denn auch der Schmerz ist seine göttliche Kraft. Mich kann nur fremder Kummer beängstigen, und der ihre thut mir so weh.“

„Ich war einst wie sie,“ erwiederte er, „auch, daß sie nun für mich leiden, gehört zu meinem Schicksal; es ist mir und Andren nicht freudebringend.“

Er sagte das in sich versunken. Sie antwortete nicht, doch mit zärtlicher Sorgfalt lockte sie ihn in die Unterredung, und suchte ihn zu zerstreuen.

Allein in ihrer Seele wurde es trüber. Sie dachte an sein Schicksal, und es drohte ihren Hoffnungen. Ihr Vater, den sie nicht kannte, und zu dem sie ihr Oheim führte, erschien ihr plötzlich unter einem andren Bilde, als dem lichten, welches ihr die Zuversicht von ihm gegeben hatte. Die fremde Umgebung schreckte sie. Manches nachtheilige, nicht geachtete Wort über die große Welt, aus Büchern, welche sparsam in die ländliche Einsamkeit ihres bisherigen Lebens gedrungen waren, kam ihr zurück. Selbst daß ihr Vater sie fern von sich hatte erziehen lassen, schien ihr Unglück drohend. Sie mußte ihn oder seine Umgebung fürchten, und daß ihr Oheim, an den sie mit fester Seele glaubte, so leicht hier verweilte, so gar nicht eilte, sie zu ihm zu bringen, schreckte sie mit dem Schlimmeren.

Aus solchen Gedanken weckte sie lautes Gelächter. Alle sprangen auf und stürmten einem Reiter entgegen, der langsam nahte. Es war Siegismund.

„Willkommen, Weltentdecker!“ riefen die

Frauen. „Nun?“ fragte der Baron. „Ach!“ erwiederte er mit einem Ausruf des Unwillens: „Der Kerl ritt wie ein Teufel, mein Pferd habe ich müde gejagt, ihn einzuholen; das ganze Nest durchkrochen. Zuletzt habe ich Gott gedankt, daß mir der Geheimerath ein Mittagsessen geschenkt hat, denn ich hätte wahrhaftig hungern müssen, und Wasser trinken.“

„Und das alles hat der Held ausgestanden, um ihr Geheimniß zu erbeuten,“ sagte der Baron, sich zu dem Fremden wendend.

„Ich danke Ihnen,“ sagte dieser, Siegismunds Hand schüttelnd, „aber es ist nicht meine Schuld, sie waren gewarnt.“ Alle lachten.

„Nun lacht ihr,“ rief Siegismund, „wäre es gelungen, hättet ihr den Vortheil mitgenommen. So seid ihr. Der Geheimerath kommt morgen früh her: neckt fort, aber gebt mir Champagner, denn mich durstet.“

Er setzte sich an den Tisch, trank, und achtete der Uebrigen nicht weiter. Charitas erblaßte, und entfernte sich schnell. Unbewußt war Sie-

gismund dem Geheimnisse nahe gewesen; ein Achtsamerer, als er, hätte es erbeutet. Er hatte ihr die Ankunft ihres Vaters angekündigt, dem ihr Herz nicht mehr so freudig entgegenschlug. Sie konnte ihre Bewegung nicht verbergen, und willkommen für sie, setzten die Uebrigen den Scherz mit solcher Lebhaftigkeit fort, daß sie nicht vermißt ward.

„Was muß Aribert gelitten haben, ehe er dahin kam:" dachte sie. „Ich traue dem Leben: kenne ich es denn? zeigt es sich mir nicht hier schon in ganz veränderter Gestalt, als daheim? Mein Vater: mein Schicksal gehört ihm zum Theil; wer weiß, wie er ist, wie ich bald seyn werde?

Sie schaute umher an den hohen Wänden, die damastnen Tapeten, das vergoldete Schnitzwerk, alles kam ihr so fremd vor; sie fühlte ihr Herz umgestaltet, darin ihre Wünsche, ihre Hoffnungen, und es war ihr, als sei sie nicht mehr dieselbe, welche noch vor wenig Tagen sorglos freudig aus der niedren Thür des kleinen Hauses

hüpfte. Nur Aribert und ihr Oheim standen vertraut neben ihr in dieser fremden Welt.

Indessen versammelten sich die Andren auf einem freien Platze, und schlugen bunte glänzende Ballons durch die Luft. Siegismund war ermüdet, der Baron liebte nicht anstrengende Spiele, sie gesellten sich zu einander, und der Baron forschte weiter über Siegismunds verunglücktes Abentheuer. Jener antwortete einsilbig, und sprach nur über sein gutes Mittagsmahl. „Der Geheimerath war nie so froh wie heute," sagte er: „ich glaube, er verheurathet sich, er hat mir beim Abschied die Hand geschüttelt, und gesagt: das nächste Mal sollte es noch ganz anders bei ihm seyn, da wollten wir uns von einer schönen Wirthin kredenzen lassen."

„Sonst nichts?" fragte der Baron, „hat er sich nicht weiter geäußert?"

„Ach! er sprach manches, was weiß ichs, ich war verdrüßlich. Der Fremde muß herrliche Pferde haben. Zehn Minuten kann der Kerl höchstens Vorsprung gehabt haben, und ich bin geagt."

„Und über die Heurath sagte der Geheimerath nichts weiter?“

„Er hatte auch ein Gemälde.“

„Ein Gemälde! Glich es niemand Bekanntem?“

„Der Charitas entfernt, aber sie ist anders.“

„Siegismund!“ rief der Baron, sprang auf, und rief die Nächsten. „Hört doch! . . . Du Schlauer! Schlauer! Er hat das Geheimniß, und weiß es nicht.“

„Den Teufel hab' ich's, bist du toll.“

„Weißt du nicht, daß er eine Tochter hat? daß sie entfernt erzogen worden ist von der Hofsitte? daß sie herangewachsen seyn muß, daß sie kömmt, und daß Charitas es ist? Und daß Siegismund ihr Geheimniß erbeutet hat, mein Herr Fremder.“

Jener läugnete nicht länger, alle neckten Siegismund, der Entdeckungsreisen mache, und seine Entdeckungen unbewußt zurück brächte, daß sie daheim ein Andrer entdecke.

Charitas kam zu dem Wirrwar, welchen der

Scherz veranlaßte, man bestürmte sie mit Glückwünschen, die sie ganz betrübten. Ihre Blicke suchten Aribert, er war nicht dort. Der Baron kam auf sie zu: „Ich habe ihr Geheimniß geehrt und erbeutet,“ sprach er, „Sie müssen mir dafür eine Gunst gewähren.“

„Der Weg ihres Vaters geht durch den Wald, ich lasse ein Frühstück an einer höchst romantischen Stelle bereiten, und als Zigeuner verkleidet lagern wir uns dort, halten ihren Vater auf, und er muß sie unvermuthet mitten unter uns entdecken.“

Charitas ward verlegen: dieses Spiel mit der ernstesten Begebenheit ihres Lebens, und daß sie ihren Vater zuerst unter Fremden wiederfinden sollte, war ihr höchst zuwider. Sie blickte betreten auf ihren Oheim, daß er abwenden mögte, wofür sie keine Ursache angeben mogte, es zu verbitten. Er schien sie nicht zu verstehen, der Baron nahm ihr Schweigen für Zustimmung, sein Dank übereilte sie, ehe sie einen Entschluß fassen konnte.

Verschiedne Männer und Frauen saßen unter den Bäumen abwärts von der Verhandlung, er eilte, ihnen den Plan mitzutheilen, und die Veranlassung; mit Freuden wurde er aufgenommen, und man trennte sich, Anstalten zur Verkleidung zu treffen. Nachlässig überließ Charitas dies ihrer Kammerfrau, aber begierig ergriff sie die Gelegenheit, einige Augenblicke in der Einsamkeit zuzubringen. Die Leichtigkeit ihres Oheims erschreckte sie, der so gar nicht verstehen wollte, was in ihr vorging, wie sonst, da er jede Regung ihres Innern oft noch früher verstand, als sie selbst. Der Gedanke, daß ihr Zusammentreffen mit dem Vater diesen Fremden ein Schauspiel werden müsse, wurde ihr immer unerträglicher, sie sann auf Mittel, es zu verhindern, und eilte zu ihrem Oheim, daß er ihr beistehen mögte. Er war nicht auf seinem Zimmer, aus dem Gartensaale hörte sie Stimmen schallen, sie öffnete die Thür: er war es mit dem Baron. Indem sie eintrat, wurde eine andre Thür geöffnet, und ein Bedienter meldete den Arzt.

Der Baron verbeugte sich entschuldigend gegen sie, und ging ihm entgegen.

„Ist Jemand krank?“ fragte sie. „Aribert ist gestürzt,“ erwiederte ihr Begleiter. „O Gott!“ rief sie voll Entsetzen, und wollte zu ihm. Ihr Oheim hielt sie zurück, und sagte ihr, daß dies in der Welt durchaus unanständig sei. „Aber wer ist denn bei ihm?“ „Niemand,“ war die Antwort. Sie sah ihn lange an, ob diese Gleichgültigkeit sein Ernst sei. Er blieb unbewegt; sie legte ihre Hand auf ihr Herz, und entfernte sich still, ihr Muth war dahin, ihm zu vertrauen, er erschien so ganz verändert in dieser Welt. Das Bild von Ariberts Leiden vermehrte den Eindruck seiner Worte, sie fühlte seinen Schmerz, sie fühlte sich verlassen, wie er: auch der Freund ihrer Kindheit entfernte sich von ihr; was er ihr gelehrt hatte, tröstend beizustehn, das setzte er hier fremden Rücksichten nach. Das Gefühl, das er gepflegt hatte, und geheiligt in ihrem Herzen, gab er hin zum Schauspiel. Sie hatte nur eine Aussicht, und auch für diese nur matte Hoffnung.

Dieses Leben verwundete die liebsten Neigungen ihres Gemüths, und für dieses Leben war sie bestimmt. Je weiter sie vor sich blickte in die Zukunft, erschien sie ihr öder und lieb- und hoffnungsleerer. Sie ahnete wohl, daß es einen Punkt gäbe in der Welt, wo der Mensch sicher und friedlich ruhen mögte; und dabei dachte sie an Aribert, an seine stille Güte, die Niemand ahndete, und wünschte dieses Paradies mit ihm zu finden.

Der Bediente, der sie zum Abendessen rief, riß sie aus solchen Träumen. Sie trat auf den weiten Flur; von unten schallte ihr Musik aus dem Saal entgegen, Thüren wurden auf- und zugeschlagen, man rannte über den Flur hin und her, und tiefes einsames Schweigen herrschte oben in der Gegend, wo Aribert lag, und keine Seele war auf den breiten Steigen, die zu seinem Zimmer führten.

Der Kontrast berührte sie schmerzlich: was soll ich dort unten? dachte sie, mich auch von ihm wendend die gedankenlose Lust theilen? Schon

wollte sie zurückkehren und sich entschuldigen lassen, und da sie seine Einsamkeit nicht theilen durfte, sie mit gleicher Einsamkeit begleiten, da trat der Baron aus dem Saal, eilte die Stufen hinan, nahm ihren Arm, und führte sie mit freundlicher Gewalt hinab.

„Ich bin ein Bothschafter," sprach er: „die Gesellschaft schickt mich, sie zu holen, wir wollen tanzen. Ich habe schon eine Wette über ihre Abwesenheit verloren. Meine Schwester und ich behaupteten, ihr Anzug für morgen würde sie am wenigsten beschäftigen; nun haben sie am längsten bei den Anstalten verweilt."

Charitas antwortete nicht, die Erinnerung an den nächsten Morgen traf sie unerträglich. Der Baron achtete nicht auf ihr Schweigen, und erzählte lebhaft: wie er eine Truppe Prager Spielleute, welche durch das Dorf gezogen, angehalten habe, damit sie den Zug begleiten mögten. Die Bedienten öffneten die Flügelthüren, sie standen vor dem Saale, und die Musik strömte ihnen rauschend entgegen.

Es herrschte ein allgemeiner fröhlicher Tumult, die Tafel war beinah aufgehoben, man speiste in unordentlicher Eile, und traf Anstalten zum Tanz. Die Aufmerksamkeit auf das Einzelne ging darin unter, eine lustige Musik begann, man drängte sich um Charitas, und forderte sie auf: es war ihr ein peinlicher Zwang. Sie verweigerte es, man verlangte Gründe, und bestürmte sie mit Bitten, welche sie in Verlegenheit setzten.

Ihr Oheim bemerkte es, und versicherte, daß sie nie getanzt. Seine Rede riß sie aus ihrer peinlichen Lage, aber die Unwahrheit zum ersten Mal aus seinem Munde, empörte sie so gewaltig, daß sie in übereiltem Unwillen rasch dem Baron einen Tanz zusagte. Er führte sie triumphirend an seine Stelle, die Musik, welche indessen pausirt hatte, begann aufs neue, und sie flogen die Reihen hinab.

Charitas Brust schmerzte heftig, gewaltsam mußte sie Thränen verschlucken. Niemand fragte nach Aribert, oder man beklagte ihn gleichgültig,

und in dieser Gleichgültigkeit wurden die fremden Gesichter ihr immer fremder.

Die lustigen Melodien sprangen keck und gefühllos durch die Luft, leichtsinnig drehten die Tänzer sich danach, sie dachte sich dazwischen, und dann an das einsame Leiden ihres Freundes. Wie spricht, dachte sie, das Leben in so engen Kreisen doch so verschieden die Menschen an. Hier herrscht die Lust, und nur in dumpfen monotonen Lauten stiehlt sie sich zu dem verlassenen Gemach, wo er leidet, dessen Freude ist, Leiden zu lindern; und diese genießen ihre Fülle, ohne sein zu gedenken, und nutzen die gute Zeit, und keiner mag sich der trüben erinnern, keiner in Liebe diese Kontraste vereinen. Mit tiefer Wehmuth kamen ihr die oft gehörten unverstandnen Worte zurück: „Ist dies die Welt, von deren Wankelmuth, Unzuverlässigkeit, ich viel gehört, und nichts empfunden habe?" Sie verstand sie nun wohl, und ahnete zugleich in ihrer Zukunft für viele bisher unverstandne Worte eine so schmerzliche Auflösung, wie sie jetzt gefunden.

Einige Frauen traten zwischen diese Betrachtungen, und fragten sie über ihren Anzug. Die Männer sagten ihr Schmeicheleien über ihren Tanz, die ihr Herz zerrissen, das ihr bittre Vorwürfe machte. Sie konnte es nicht länger in dem Saal ertragen, und rettete sich auf ihr Zimmer. „So wird es gehen," sagte sie, „ich werde leiden bis ich bin wie sie, und todt für Leid und Freude." Sie schauderte, und verbarg ihr Gesicht in den Sofa, dann versetzte sie sich in diesen Zustand, ihr Blut erstarrte, sie riß sich auf, und rief: nie! nie! lieber ewig leiden, wie Aribert. Ein mitleidiger Schlaf löste endlich alle ihre Schmerzen in friedliches Vergessen auf. Nur das Alter halten Sorgen wach, die Jugend verathmet sie bewußtlos in frischer Ruhe.

Der Morgen weckte ihren Gram aufs neue. Hell und golden glänzten die Wipfel, der Thau zitterte auf Gräsern und Feldblumen, trunken und jubelnd schwirrten die Lerchen in der Morgenhöhe, und das Licht kam mit flüchtigen

Schritten über den Anger. Schon regte sich alles geschäftig zur Abfahrt im Schlosse, die Prager stimmten ihre Instrumente in dem Hofe, die Bedienten eilten mit den abentheuerlichen Gewändern nach den Zimmern ihrer Herrschaften, Thüren wurden auf- und zugeschlagen, Charitas Herz bangte, ihr war, als würde nun in wenig Stunden die letzte Hoffnung auch von ihr scheiden. Sie trat an das Fenster, und die Frühe grüßte sie mit wohlbekannter Freude, der helle Himmel lachte sie an, ihr Herz schlug auf: nein! rief sie, und was mir fehlen mag, bist du nicht hier und überall und ewig, Natur, meine angeborne Freundin. Wenn alles Leben mich verläßt, deines verläßt mich nie, und zieht über mich hin durch alle Himmel, und bespricht sich über mir von ahnungsreichen Sagen mit dem Lichte.

Indem öffnete sich die Thür ihres Zimmers, sie wandte das Haupt; eine männliche Gestalt stand vor ihr, und ihr Herz sagte, es sei ihr Vater. Sie wagte nicht, sich ihm zu nahen,

und stand zitternd und schlug die Augen nieder: er kam rasch auf sie zu, schloß sie heftig in seine Arme, nannte sie seine Charitas, sein süßes Mädchen, riß sie aus seinen Armen, sie zu betrachten, und drückte sie dann immer wieder an seine Brust. Der Empfang war so verschieden von dem vermutheten, sein Anblick, seine Herzlichkeit erfüllten sie mit solchem Vertrauen, daß sie bei dem Gedanken, wie sie an ihn gezweifelt hatte, laut in Thränen ausbrach. Vergebens suchte er sie mit erneuten Liebkosungen zu beruhigen, sie weinte immer heftiger, sie hätte ihm ihr ganzes Herz ausschütten mögen.

Ihr Mädchen unterbrach sie, und brachte ihr ihren Anzug: und sagte, daß man sie erwartete. „Wozu das?" fragte ihr Vater. Sie erzählte ihm das Vorhaben, er schüttelte den Kopf: „so etwas vermuthete ich vom Baron, sagte er, und darum bin ich geeilt; es ist gut, laß uns zur Gesellschaft gehen." Sie bat ihn heftig, nur jetzt noch zu bleiben. Er sah sie erstaunt an, sie warf sich um seinen Hals, und verbarg ihr

Gesicht an seiner Brust, und rief: lieber, lieber, lieber Vater!" Ihr ganzes Benehmen schien ihn zu befremden, einen Augenblick verschwand seine Heiterkeit, und eine Wolke überzog seine Stirn, dann lächelte er wieder auf sie herab, und redete ihr zu, ihn zur Gesellschaft zu begleiten.

Sie folgte ihm die Steigen hinab in den Saal. Die Männer und Frauen gaukelten wohlgefällig in ihren neuen Gestalten vor den Spiegeln auf und nieder, und putzten und verbesserten an eigner oder fremder Kleidung. Uebend schwang einer das Tambourin, ein andrer schrie um Nadeln oder Band, ein lauter Ausruf des Barons unterbrach das Geschwirr, als der Geheimerath mit seiner Tochter eintrat.

Den ersten Begrüßungen und Glückwünschen folgte das Bedauern über die zerstörte Ueberraschung. „Trösten sie sich," sagte der Geheimerath, „wir sind auch so zufrieden, und das Dejeuner soll dennoch nicht umsonst bereitet seyn."

Die Meisten hatten ihren Zweck erreicht, sie

sahen sich in der fremden vortheilhaften Kleidung, andre, denen es um das Dejeuner oder die Fahrt zu thun war, beruhigten sich bei diesen Worten, nur der Baron schien nicht ganz vergnügt bei dem Scheitern seines romantischen Plans.

Die Wagen fuhren vor, und man stieg ein. Charitas hoffte allein mit ihrem Vater zu fahren, doch der Baron begleitete sie an den Wagen, ihr Oheim nöthigte ihn, mit einzusteigen, und er nahm es an.

Der Zug setzte sich in Bewegung, von den Musikern eröffnet, welche muthig: „ein freies Leben führen wir!" erklingen ließen. Rasselnd ging es den Hügel hinab. Der Weg wand sich um eine Ecke, und das Schloß leuchtete ihnen von oben in der Morgensonne mit seinen flammenden Fenstern entgegen.

Siegismund, der neben dem Wagen ritt, winkte mit seinem Tuche, und nickte hinauf, der Baron richtete sein Taschenperspektiv empor, grüßte, und sagte: „es ist Aribert, der uns

nachblickt. „Warum kommt er nicht mit uns?“ fragte der Geheimerath. „Er ist gestürzt,“ sagte der Baron. Charitas blickte auch empor, seine Züge konnte sie nicht erkennen, allein sie sah die dunklen Umrisse seiner Gestalt, und wie er sich vorbeugte: sie erröthete leise, aber der Gedanke an Aribert kam nicht auf vor dem Anschaun ihres Vaters, dem dies Erröthen nicht entgangen war. Die heitre Ruhe über seinen ausgearbeiteten Zügen that ihr wohl. Er hatte eine flüchtige Aehnlichkeit mit Aribert, welche ihr Zutrauen vermehrte, ohngeachtet der Ausdruck seines Blicks eher jovial war, als schwermüthig.

Jetzt erreichten sie den Wald. Das abentheuerliche Gekreisch der Waldvögel, der dumpfe Schall der Holzaxt, welcher durch den Forst dröhnte, und die gebrochnen Lichter, worin das Dickicht sich zu beiden Seiten vertiefte, bereiteten eine sonderbare Stimmung.

Der Weg wurde wilder, unter den breiten Buchenästen auf grünem Moose lagen Felsstücke zerstreut, die Wagen mußten halten, die Kara-

vane wandelte zu Fuß weiter, und langte endlich bei einer Höhle an, vor welcher das Frühstück auf den Felsstücken bereitet war. Mooslager breiteten sich umher, und zwischen Epheuranken, die über dem Eingange der Höhle schwebten, sprühten Funken von einem Feuer aus dem Grunde hervor.

Charitas verlangte vor allem mit ihrem Vater zu sprechen, und ihm ihr ganzes Herz zu vertrauen, aber er schien es nicht zu bemerken: nur auf Augenblicke betrachtete er sie scharf und sinnend, dann zog er sie wieder in die Lust der Gesellschaft.

Die Achtung, welche man ihm bewies, schien mehr seiner Individualität gezollt, als dem Range, welchen er bekleidete. Immer sicher, nie etwas sich zu vergeben, gab er sich jedem Scherze hin, und der Scherz ward veredelt. Selbst die fremden Gesichter, die ihr in der Gleichgültigkeit gegen Aribert so zuwider waren, erschienen ihr erträglich in der Anhänglichkeit gegen ihren Vater, und alles reiner gestimmt von seiner Nähe.

Doch das Mitleid mit Aribert verschwand nicht unter dieser Stimmung, und sie fühlte nur stärker das Bedürfniß, auch ihm die Freude zu schenken, die wieder in ihrer Brust auflebte.

„Wenn ihr ächte Zigeuner seid,“ sagte endlich der Geheimerath, „so ist jeder Ort euch gleich. Kommt mit zu mir. Charitas und meinen Bruder, die ihr lästerlich aufgegriffen habt, nehme ich euch doch hinweg.“

Der Vorschlag wurde mit Jubel begrüßt, nur Charitas schien nicht ganz damit zufrieden. Sie erinnerte ihren Vater heimlich, daß Aribert krank und allein zurückbliebe. „Dafür ist gesorgt:“ sagte er, „ich hole ihn nach, es soll so geschehn, daß es ihm nicht schaden wird, und wir wollen schaffen, daß er bei dem Tausche gewinne.

Charitas drückte seine Hände an ihre Lippen, und sah ihn hell und bedeutend in die Augen, als sollte ihm ihr Blick ihre vorigen Zweifel über ihn bekennen, die sie bei jedem neuen Zuge seines Wesens immer inniger schmerzten. Sie

hoffte für sich nun bald die Stunde des Vertrauens, und begleitete gern den Zug, der sich zu Fuß aufmachte, durch den Wald den kurzen Fußweg nach dem Gute ihres Vaters zu suchen.

Er dehnte sich länger über die Berge, als sie es vermutheten; die Nacht beschlich die einsamen Felder, eh die dunkle Masse des gothischen Schlosses, wie eine Riesenerscheinung vergangner Tage, von einer Anhöhe in die weiche Dämmerung der Mondnacht hinaustrat.

Jeder suchte die Ruhe, und Charitas sah mit Freuden den großen Versammlungssaal leerer werden.

Die letzten hatten Abschied genommen: sie war endlich mit ihrem Vater allein. Und nun hing sie sich an seinen Hals, küßte seine Hände, dankte seiner Liebe, seiner Güte, und bekannte ihm alle Zweifel, allen Kummer, der ihr Gemüth in den letzten Tagen geängstigt hatte.

Er lächelte auf sie nieder. Du irrtest, mein Kind, und wirst noch oft irren, aber ich traue deinem graden Sinne, und überlasse dich dir

selbst. Wie es mit Aribert steht, wirst du schon erkennen. Das Glück ist nicht außer uns, wenn es nicht in uns ist; die Gesellschaft thut uns nichts, sobald wir nicht mehr in ihr existiren. Wir können ihr dann wohlthun zu unsrer Freude. Nun schlafe süß; und willst du: so stehen wir früh am Morgen auf, und besuchen zusammen, wofür du nun mit sorgen mußt. Dann überlasse ich Dir die Gesellschaft. Du wirst die Wirthin schon machen, denke nur an nichts, als daß Niemand verhindert werde, frei zu treiben, was er am liebsten mag."

Er küßte sie, und verließ das Zimmer.

Was die sorglichste Liebe ersinnen mag, fand sie für sich in dem ihren bereitet, ein frischer Duft strömte durch die geöffneten Fenster ihr entgegen, der Mond zog zwischen lichtem Gewölk über die nächtlichen Thäler, und wob silbernen Schein um die Bäume der ferneren Berge, und still hob inniger Dank und Genügen der Liebe ihre Brust. Nur des Vaters Worte über Aribert erfüllten sie mit Nachsinnen. Was er

über das Verhältniß zur Gesellschaft gesagt hatte, verstand sie wohl; aber es konnte nur für sie gelten, denn wer lebte weniger darin, als Aribert; dennoch schien Mißbilligung darin zu liegen, die sie nicht begriff; denn wie sie auch Ariberts Betragen nehmen mogte, empfand sie nichts als tiefes Mitleid, und immer innigeren Drang, ihr Glück mit ihm zu theilen.

Die Ruhe überraschte sie unter solchen Träumen, und sie schlief noch, als am nächsten Morgen ihr Vater sagen ließ, daß er sie zum Spatziergange erwarte. Ein warmer nächtlicher Regen hatte die Luft abgekühlt, verziehendes Gewölk bedeckte den Himmel, Strauch und Bäume standen grün und saftvoll in dem fruchtbaren Duft, der aus der erfrischten Erde emporstieg. Es war außer ihnen noch Niemand im Schlosse erwacht, aber die Felder und Gärten belebte schon das thätige Gewühl der Arbeiter. Der Vater freute sich über Charitas Bemerkungen. Dann verließ er sie bald, um zu rechter Zeit mit Aribert wieder bei der Gesellschaft zu seyn.

Sie wandelte allein weiter durch die Gärten, Herz und Schritt beflügelt von Freude, denn die größere Pracht grüßte sie überall mit dem gewohnten Geist der Ordnung und Fülle, und die Gegenwart wohnte heimisch unter dem weiten Horizont. Aber schnell trieb dieses Gefühl sie zurück zum Schlosse, das Zimmer für Aribert zu wählen und bereiten zu lassen, daß es ihm eben so wohl sei. Bücher, Musik, Büsten, alles, was die Einsamkeit erfreut, ließ sie hinbringen, die Aussicht wählte sie auf die Terrasse, daß ihre Bäume unter dem Fenster in grünen Laubwellen wogten, und durch die Wipfel hinab er auf die Gesellschaft sehen konnte, ohne davon gestört zu werden, und darüber hinaus in die fruchtbare Landschaft.

Sie hatte diese Anordnungen vollendet, die Gesellschaft war unter den Bäumen versammelt, als ihr Vater zurückkehrte. Er war nicht allein mit Aribert, ein junger Mann in Jagdkleidern war mit beiden, den er ihr als Ariberts Bruder vorstellte. Die andern stürmten ihm alle entge-

gen, wie einer seltnen Erscheinung, und wollten wissen, was ihn aus seinen Wäldern gelockt habe? Er grüßte Charitas nur flüchtig, und wies die Andern ab, bis er seinen Bruder erst in Ruhe sähe. Er kam bald zurück, sein Blick ruhte einige Augenblicke auf Charitas, dann erneuten sich die Fragen.

„Ihr seid gut," sagte er, „aber für Kranke taugt ihr nicht. Ich wußte, daß Aribert allein seyn würde; ist er allein und krank: so fängt er nur Grillen. So kam ich, ihn abzuholen, oder bei ihm zu bleiben, nachdem ich's fände, und traf den Geheimenrath. . ."

Der ihn mit Gewalt hat herführen müssen: fiel dieser ein, denn wie er ihn in Gesellschaft sah, wollte er durchaus gleich wieder zurück zu seinen Pflanzungen. Aber heute Abend muß er mein Erndtefest mit feiern."

Indem schallte Musik aus der Ebene zur Terrasse hinan, und der Erndtekranz wehte hoch über dem nahenden Zuge.

Charitas blickte auf zu Ariberts Fenster, und

sah ihn im Sessel sitzen; des Bruders Blicke folgten den ihren, und begegneten ihnen im Niederschlagen, und sie erröthete vor ihrem durchdringenden Feuer.

Indessen kam der Zug immer näher unter den Bäumen entlang; der Kranz ward überreicht, die Bäuerinnen beschenkten die Anwesenden mit Sträußen, und empfingen Gegengeschenke.

Siegismund trieb mit Possen darunter umher, und wußte bald die Namen von jeder, und führte sie unter Ariberts Fenster, stellte sie ihm dort vor, und schrie ihren Namen hinauf. Dann brachte er sie zu Charitas, und wiederholte immer wieder: „Seht, das ist eure schöne junge neue gnädige Herrschaft.“ Sie begrüßte die Verlegenen mit freundlichen Worten, verkehrte seinen ausgelassenen Scherz in erfreulichen Ernst, und hatte bald alle Herzen gewonnen. Der Mittag nahte, und die Landleute gingen zum Mahl unter den Bäumen, und die Gesellschaft begab sich in den Speisesaal.

Ariberts Bruder, der sich bisher mit dem

Oheim unterhalten hatte, bot Charitas den Arm, sie zu führen. „Verzeihen Sie meine Dreistigkeit,“ sprach er, „Sie sind so umringt, und ich mußte Ihnen danken für die Sorgfalt, die Sie für meinen Bruder hatten.“ Das Gespräch lenkte sich auf Aribert, und Charitas äußerte den Wunsch, ihn heitrer zu sehn, und fragte, woher diese Traurigkeit stamme? „Wir haben viele Unfälle erlebt,“ sagte der Bruder, „unsre Aeltern, unser Vermögen und damit erfreuliche Aussichten der Zukunft verloren. Mein Bruder war immer kränklich, und das alles hat tiefen Eindruck auf sein Gemüth gemacht. Es wurden Verbindungen dadurch zerrissen, er litt dabei nicht unmittelbar, aber desto empfindlicher. So hat sich seine Kränklichkeit vermehrt, und eine trübe Ansicht der Welt in ihm begründet.“

Charitas versank in Nachsinnen. Dieser hatte gleiches Unglück erfahren, und sein Gemüth war hell und frei geblieben. Sie dachte an die Worte ihres Vaters, und verstand sie schon mehr. Sie erinnerte sich aller Reden Ariberts, und fand in

allen etwas Einseitiges, aber das Geräusch um sie her vergönnte ihr nicht, diese Betrachtungen zu verfolgen, die dennoch ihr Mitleiden mit Aribert etwas beruhigt hatten.

Sie hätte gern näheres über ihre Schicksale vom Bruder gehört, doch die Besorgniß, trübe Erinnerungen zu erneuen, hielt sie zurück, und Scheu, sich einzudrängen in seine Angelegenheiten.

Das Gespräch lenkte sich indessen auf die Einsamkeit. Die meisten wollten wissen, wie Konstantin nach dem Hofleben es in dem Forste aushielte. Siegismund meinte, er könne jagen, den Baron reizte die Abgeschiedenheit der grünen Wildniß, und er erwähnte der Musik, deren Konstantin vollkommen Meister sei.

Konstantin beantwortete alle diese Vermuthungen ziemlich allgemein. Als aber der Geheimerath ihn fragte, wie er nach der Lage, die seiner Vorliebe für politische Würksamkeit so viel Raum verheißen, seine Thätigkeit nun auf so ganz andre Dinge in engeren Kreisen zu beschränken vermöge? redete er bestimmter:

„An=

„Anfangs gedachte ich mit Schmerz der verlassenen Laufbahn. Aber wenn ich die Freundlichkeit betrachtete, womit die Natur meine Bemühungen belohnte, wie alles so lebensfroh und frisch mir entgegenstrebte, verlor sich das. Ich müßte kein Herz in der Brust haben, hätt' es nicht voll zufriedner Freude geschlagen. Und zuletzt haben wir nur uns, und die Welthändel beseelen mir aus der Ferne meine Einsamkeit."

Er wollte sich nun zu Charitas wenden, doch die Landleute kamen und brachten die Gesundheit ihrer Herrschaft aus. Er schenkte sein Glas voll Wein, und rief: „ihr Wohl, Fräulein, in dem edelsten Geist."

Die Tafel ward aufgehoben, und man zerstreute sich in die andren Gemächer. Die Hitze des Tages war drückend, die Meisten suchten die Einsamkeit, die Landleute entfernten sich in den Stunden bis zum Abendtanz, und Charitas begab sich unter die Bäume auf der nun einsamen Terrasse. Sie setzte sich auf eine Bank, und schaute hinüber in die fruchtprangende

Landschaft, an das sonnumglühte Gebürge hinan.

Die letzten Reden Konstantins hatten ihr großes Licht über den Werth Ariberts verbreitet. Sie verstand nun, daß er doch mehr in der Umgebung da sei, als es ihr anfangs geschienen hatte. Die gesunde Thätigkeit seines Bruders sagte ihrem Gemüth zu, und sein träges Leid ward ihr verdächtig.

Indem hörte sie über sich beider Stimmen. Sie schlug die Augen empor, die dichten Blätter verbargen sie, und ihr eigner Name drang zu ihr nieder. Es wallte eine flüchtige Regung in ihrem Herzen auf, daß Konstantin von ihr sprach. Sie hätte gern mehr vernommen, aber der Gedanke, zu lauschen, war ihr zu niedrig, und sie verließ den Schattensitz.

Sie ging die Allee entlang, aus dem Schlosse schallte ihr lauter Lärm entgegen, Siegismund sprang hervor, von Frauen und Männern verfolgt, stürzte die Terrasse hinab, setzte sich unten nieder, und nöthigte die Andren höhnend, welche

die Sonnenglut unten scheuten, hinaufblickend mit behaglichem Spott.

Charitas fragte nach der Ursache von dem Tumult. Er hatte alle, die sich vor der Hitze ruhend in den kühlen Zimmern geborgen, keinen Augenblick still gelassen, die Vorhänge aufgezogen, daß die Sonne herein gedrungen, Decken zusammengeschleppt, sie einzuhüllen. Er triumphirte unten über seine Thaten, Charitas gab den Rath, ihn dort ganz still zu lassen, um ihn zu strafen, aber die eben so gern geneckt wurden, als er neckte, eilten ihm nach, und über ihr Spiel vergaßen sie die heißen Stunden, und sie verflossen schnell. Die Landleute versammelten sich wieder, der Saal war mit Blumen geschmückt worden, zwischen den Bäumen wurden Kränze befestigt, daß durchsichtige Blumenwände die Terrasse in einen Saal verwandelten; die Musik erscholl, und der Tanz begann.

Der Geist der Herrschaft und die Freude der Höhern verbannten den Unterschied der Stände, ein Jubel flog unter den Bäumen entlang, und

stillere Freude schlich an der Terrasse hinab in das Thal, und wählte sich die einzelnen Uferbäume des kleinen Flusses, der es durchschnitt, zum Spaziergange, oder schaukelte auf den Wellen in kleinen offenen Kähnen mit bunten Wimpeln auf und nieder.

Auch Konstantin war zur Gesellschaft zurückgekehrt, mehr aus Achtung, als aus Wahl. Charitas bemerkte, wie während dem Tanze seine Blicke sich oft an den Fenstern hinaufhoben zu seinem Bruder. Der Tanz war geendet. Sie machte ihren Vater darauf aufmerksam, und bat ihn, ob sie beide nicht ihm anbieten wollten, den Kranken zu besuchen.

Er willigte ein, und sie gingen mit einander hinauf. Sie fanden Aribert am Klavier, ein Blatt mit Bleifeder beschrieben, lag vor ihm, es schien, als versuchte er eine Weise zu den Worten, einige dunkle Akorde verhallten, da sie eintraten. Sein Gesicht erheiterte sich, er stand auf, schien verlegen von dem Blatte auf Konstantin zu blicken, der es nicht bemerkte, dankte

dazwischen mit Innigkeit Charitas für ihre Sorge, die der Vater verrathen hatte, und führte sie zum Fenster.

Töne der Freude rissen sich durch die Blattverwirrung der grünen Wipfel, flogen auf, und die Blätter zitterten ihnen nach empor. In der Ebene wallten einzelne freudige Gruppen, der Strom glitt im Abendgolde, und die bunten Wimpel flatterten wie Vögel darüber hin. „Ich habe Ihnen doch nichts so erfreuliches bereitet," sagte sie, „als dieser Anblick ist. Und nun kommen wir, uns daran mit ihnen zu ergötzen."

„In diesem Augenblicke nicht," erwiederte Konstantin; „aber diesen Nachmittag haben wir Musik getrieben, und er ist uns schön gewesen durch sie."

Sie nahm das Wort auf, über Musik zu sprechen, die Konstantin glücklich liebte, wie der Baron sagte. Ihr Vater erinnerte sie, daß er sie noch nicht habe spielen hören, und Konstantin führte sie zum Klavier.

Das beschriebene Blatt fiel ihm in die Augen, er nahm es auf, und las:

Um mich erbraust die Freude
Rings wie ein mächt'ger Strom,
Schallt zu mir von der Weide,
Vom laubgewölbten Dom.

Und über dem Gewühle
Steht neben mir der Schmerz,
Und sieht in allem Spiele
Ein ihm geweihtes Herz.

Wie Wellen schnell entfliehen,
Wird diese Lust vergehn:
Der Freude schönes Blühen
Wird nicht den Morgen sehn.

Die Nacht wird es bedecken:
O! deckte mich die Nacht!
Der Tag will es erwecken:
Erinnrungsweh erwacht.

Er legte es still bei Seite, und blickte ernst und bekümmert auf Aribert, der ihn freundlich anlächelte, ihm die Hand reichte, und Charitas bat, das Lied, was sie am ersten Morgen gesungen hatte, zu wiederholen. Sie that es. Konstantin ergriff eine Guitarre, sie zu begleiten, sobald sie den Grundton angegeben hatte. Es war ihr

sonderbar angenehm, wie seine Begleitung ihre Stimme trug, und sie ließ ihre Töne länger darauf hinschweben. Als sie geendet hatten, suchte sie die Lieder hervor, die ihr die liebsten in allen Stimmungen ihres Lebens, von früher Kindheit auf waren, und bat ihn, sie zu begleiten. Es war ihr, als begönne das seelenvollste Gespräch, sie lebte ihr ganzes Leben darin noch einmal mit ihm durch. Das Zimmer schloß sich immer beseelter, vertraulicher um sie her, und um alle, die mit ihr waren. Der Gedanke an das Getümmel unten, das dumpf zu ihnen hinan schwoll, durchdrang sie mit innigerem Frieden und Wohlwollen. Sie fühlte es fern, aber sein Daseyn erfüllte ihr heimathlich den weiten Raum der Schöpfung.

Indessen waren die Blumenwände der Terrasse erleuchtet worden, die Uferbäume und Kähne flammten, die Zeit des Abendessens nahte, und ihre Pflicht als Wirthin rief sie herunter. Sie ging ohne Widerwillen, im Herzen trug sie das stille Leben von oben mit herab. Die wilde

Freude, die hier herrschte, riß sie nicht in ihre Wirbel, und veredelte sich in ihrer Brust. Der Abend sank tiefer, das Geschwirr verlor sich, sie setzte sich auf dieselbe Bank, von welcher die Erwähnung ihres Namens sie am Nachmittage verscheucht hatte. Konstantin gesellte sich zu ihr. Die Lampen erloschen, und nur einzelne hellere Flecken unterbrachen die Ruhe des Mondlichts. Von oben schallten die Töne Ariberts herab; er phantasirte auf dem Klavier, und die Melodien starben matt und matter unter seinen Fingern, wie das Licht; aber es ersetzte sie kein ruhiger Einklang stilleren Glanzes, wie in der Natur. Die Scene erinnerte sie, wie sie vor wenig Abenden mit Aribert gesessen, und wie verschieden seine Gespräche von Konstantin's waren, die mit hellem Geiste über Leid und Freude schwebten. Sie verstand die Kraft seines Gemüths, und verstand, daß diese es sei, die dem Bruder fehle: sein Unglück, das keine Macht der Erde je ändern könnte, mögte Liebe nur lindern. Die Nacht sank immer tiefer. Ariberts Klagen waren ver-

stummt, und alles mahnte sie zum Scheiden. Konstantin wollte den Ort in der frühsten Frühe verlassen, sein Herz riß sich ungern von der neuen Freundin loß, und er fürchtete den Augenblick, wo sie das Gespräch abbrechen würde. Er kam. Er faßte ihre Hand: „darf ich sie wiedersehen?“ sagte er. „Gern und oft,“ rief sie, und ich sorge für den Bruder.“ Ihr Gewand schwebte die Allee entlang, der Mond ging unter: dunklere Massen sammelten sich um die Terrasse, und verloren ferner hinter dem Strom sich in schräge Schattenstreifen. Er blieb noch lange, und dachte an Charitas. Dann ritt er langsam und in Gedanken zurück nach seinem Forste.

Kleopatra. *)

Der römische Feldherr Marcus Antonius saß zu Gericht auf dem Markte zu Tarsus in Cilicien, als die Sage schleunigst umging, daß die Göttin Venus den Fluß Cydnus heraufkomme, um den Gott Bacchus, wie die Schmeichelei den Feldherrn nannte, zum Glück Asiens zu begrüßen. Alles strömte zu den Ufern, und der Richter fand sich auf seinem Stuhle verlassen. Wohlge-

*) Kleopatra's Andenken ist von den Römern sehr geschmäht worden, welche schon als solche ihr Leben schlechterdings nicht begreifen konnten. Die Kritik, nach welcher hier schon viele Flecken von demselben gewischt sind, mit zu liefern, würde hier wol unzweckmäßig gewesen seyn.

rüche, wie sie den Unsterblichen düfteten, verbreiteten sich von dem Schiffe, welches von Gold stralend und mit einem Segel von Purpur, auf den Wellen heraufwallte. Seine silbernen Ruder wurden vom Klang der Harfen, Flöten und Schalmeien regieret: Wie Nereiden und Grazien geschmückt, standen schöne Jungfrauen an den Schiffsseilen, am Steuerruder: doch diente alles nur zur Verherrlichung der Einen, welche mit allen Reizen und jeder Pracht übergossen, unter einem goldgewirkten Ueberhange saß, auf beiden Seiten von wunderlieblichen Knaben gefächelt, die Liebesgöttern glichen.

Kleopatra, Königin von Aegypten, war von Antonius vor Gericht gefordert, weil sie in dem letzten bürgerlichen Kriege Roms für Cassius hülfreiche Sorge getragen hätte. Daß sie den Mörder des großen Julius Cäsar begünstigte, schien undankbar, da sie diesem ihren Thron verdankte. Entsprossen aus dem Stamme der Ptolemäer, welche in dem Nillande ihre Herrschaft errichteten, nachdem Alexanders ungeheures Phan-

tom eines Weltreiches von seinen Feldherren zerrissen war, besaß sie alle Gaben der Natur und Erziehung, der Glanz eines königlichen Hofes zu seyn; aber eben deshalb war sie das Schrecken ihres schwachen Bruders und seiner Umgebung. Von ihnen verfolgt und dem Untergange geweiht, flüchtete sie in Cäsars Arme, als er in Aegypten seine Weltherrschaft vollendete. In ihnen fand sie auch Liebe, denn ihre Schönheit, die sich kaum entknospete, war bezaubernd, und ihr Gemüth entsprach des Römers großem Geiste. Nach dem Tode ihres Bruders erhob der Geliebte sie auf den ägyptischen Thron, und zum Andenken ihrer Liebe ward ein Knabe, den sie gebar, in Alexandrien Cäsarion genannt.

Damals hatten die Ahndungen früher Jugend ihren Reiz erhöht: jetzt blühte ihre Natur in ihrer Vollendung. Das Geheimnißvolle, wovon Aegypten erfüllt wurde, hatte sich auf ihre Schönheit übertragen; denn sie übte durch dieselbe eine Gewalt aus, die noch wunderbar blieb, so sehr man von ihrer äußeren Anmuth entzückt

seyn mogte. Des Orients wollüstiger Hauch lag auf ihren Reizen, auf ihrer Phantasie, und die frische Kühnheit der Griechen athmete aus ihrem ganzen Wesen. Ihrer Stimme Klang erinnerte an die Fabel vom Sirenenliede. Sie redete die Sprachen fast aller Nationen der damals bekannten Erde, und von ihren Lippen tönte dem froh überraschten Ausländer die Rede seiner Väter wohllautender, als je in der Heimath. Allein ewig siegreich war die schöne Königin dadurch, daß sie schnell die Eigenthümlichkeit eines jeglichen faßte, ihm ablauschte, wo er geschmeichelt seyn wollte, und ein Vergnügen daran fand, durch zarte Schmeichelei andere heiter zu stimmen. Man hatte an sich selbst ein höheres Wohlgefallen im Gespräch mit ihr, und trug deshalb ihre Fesseln.

So allgemein die Würkung solcher Vollkommenheit war, gab es keinen Mann, welcher sie so mächtig fassen und von ihr so ergriffen werden konnte, als Antonius. Wie Kleopatra vereinigte er in sich zwei verschiedene Naturen, des

Orients weiche Fülle und des Abendlandes Tugend und Freiheit. Nach alter Römersitte liebte er es, mit dem wildesten Feinde zu schlagen, in unbekannter Gegend jeder Gefahr zu trotzen, und wie der rauhste unter den gemeinen Kriegern jedes Ungemach zu ertragen. Aber seine Einbildungskraft suchte, wenn nicht ungemeine Thaten zu vollbringen waren, mit asiatischer Glut ausserordentliche Genüsse. Süß und lieblich und von Bildern schwellend war dann seine Rede, die sich bei großer Veranlassung in morgenländische Pracht kleidete, und dennoch mit dem rohen, schmutzigen Witze der Kriegsgezelte vertraut war. Seinen Körper hatte er früh abgehärtet, und seine Gestalt rechtfertigte die Sage, daß sein Geschlecht von Herkules abstamme. Doch hatte sie auch jene Schönheit, welche bei Spielen und Lüsten wohl ansteht. Jetzt war er wie Kleopatra, in den Jahren der vollen Reife, und die Weltherrschaft, welche ihm mit zugefallen war, gab ihm einen weiten Raum für Thaten und seine Begierden.

Am Tage ihrer Ankunft in Tarsus wurde die Königin von dem Feldherrn zum Abendessen eingeladen, und sie ließ zurücksagen: er wolle doch zu ihr kommen. Er ging, und dieser Abend entschied über sein Schicksal, würkte mächtig auf der Welt Verhängniß.

So entzückt er von der Grazie Kleopatra's wurde, so überrascht fühlte er sich von der Anordnung ihrer Feste, welchen sie ihre eigenthümliche Grazie, umgossen von morgenländischem Glanz, mittheilte. Eben dadurch wurde sie so unwiderstehlich bezaubernd, daß sie alles, was sie in ihre Umgebung gezogen, sich gleichartig machte.

Antonius folgte ihr nach ihrer Stadt Alexandrien, unbekümmert, ob nicht unterdessen sein Theil an der Weltherrschaft in Rom verloren ginge. Ihn umschlang eine Kette der Liebe und Wollust; aber er schien sich in der Gefangenschaft kein Weichling zu seyn, denn die Königin theilte mit ihm das Ungemach der Jagd und der Kriegsübungen, sie streifte mit Wortspielen

an den Witz, welcher im Kriegszelte bewundert wird, und mitten in einer Spielerei erinnerte sie ihn an seine Römergröße. Sie fischten einst mit der Angel, und Antonius ließ durch Fischer unter dem Wasser schon gefangene Fische seiner Angel anhängen. Kleopatra merkte die Eitelkeit, wie er auch in solchem Spiel durch sein Glück Erstaunen erregen wollte, und äußerte dasselbe im höchsten Grade. Am folgenden Tage befahl sie einem Fischer, den andren zuvorzukommen, und einen eingesalzenen Fisch an des Feldherrn Angel zu hängen. Antonius zog sie triumphirend herauf, und es entstand ein unendliches Gelächter. Da sagte zu ihm die Königin: Ueberlaß nur den Königen von Pharos die Angel; Deine Beute, Feldherr, sind Städte, Könige und Länder!

Die Umstände führten inzwischen ein Ereigniß herbei, wodurch der Zauber, von welchem Antonius gefangen war, zerrissen werden konnte. Seine Gemahlin Fulvia hatte sowohl aus natürlicher Herrschsucht, als in der Absicht, ihn

von

von der geliebten Königin abzurufen, Zwist mit Oktavius Cäsar angefangen. Er kehrte wirklich nach Italien zurück; aber die Entdeckung, daß sein Genosse in der Weltherrschaft ohne alles Unrecht gehandelt hatte, verband ihn inniger mit demselben, und die Römer wünschten lebhaft, diesen Bund der Feldherren durch eine Vermählung zwischen Cäsars Schwester Oktavia und Antonius zum Heil der Welt bekräftigt zu sehn. Da jene kaum ihren Gemahl Marcellus verloren hatte, und Fulvia ungefähr zu gleicher Zeit gestorben war: so schienen die Götter selbst die Erfüllung jenes Wunsches anzurathen. Wenn ihnen noch etwas am Geschlechte der Sterblichen gelegen war, so mußte man dies glauben. Oktavia besaß jenes hohe weibliche Gemüth, in dessen Reinheit keine Leidenschaft einschlägt, das Pflicht und Liebe zugleich mit Innigkeit umfaßt, und deshalb für diese und jene alles zu leiden und aufzuopfern weiß. Ein solcher himmlischer Geist war in die schönste körperliche Hülle gesenket. Sie war Römerin und liebte ihr Vater-

land; aber ihr weiblicher Sinn war dadurch nur gehoben, und hatte nichts dadurch gelitten. Auch ihre Vaterlandsliebe hatte sich in Sorge und Neigung für Bruder und Gemahl offenbaret. Wenn sie nun dem Feldherrn vermählt wurde, welcher mit jenem die Welt theilte: so mußte sie für diese zur Beschützerin werden, indem sie nur für die Geliebten leben wollte.

Antonius betäubte seine Leidenschaft für die Königin Aegyptens, mit welcher er ohnedies sich nicht vermählen durfte, ohne ganz Rom wider sich zu empören. Aber es schien ihm nach der Vermählung mit Oktavia auch Ernst, der reinen und hohen Anmuth derselben treu zu huldigen, und der Zaubereien Kleopatra's zu vergessen. Er lebte mit seiner Gemahlin in den griechischen Staaten, und vermied das gefährliche Nilland, wiewohl er über alle morgenländische Provinzen jenseit des jonischen Meeres gebot, und der furchtbare Krieg seiner Unterfeldherren mit den Parthern ihm einen ehrenvollen Vorwand gegeben hätte, mehr in Kleopatra's Nähe zu ziehen.

Allein eben dieser Zwang, welchen er sich anlegte, trug mit dazu bei, daß er Oktavia's Tugend und Schönheit nicht mit Unbefangenheit betrachten konnte, zumal da ihm die Flecken in seinen eignen Sitten durch den reinen Glanz ihres Wesens zu sichtbar wurden. Dennoch konnte er nicht ungerecht genug seyn, um gegen sie deshalb eine Bitterkeit zu fassen; aber gewiß wirkte dies Verhältniß dazu, ihm ihren Bruder gehässiger zu machen. Dieser hatte doch einzig aus politischen Absichten es betrieben, daß ihm diese Fessel angelegt wurde, hatte ihn offenbar durch Oktavia nur zäumen wollen, damit seine eigne Größe ungestört wachsen mögte. Einem kalten, hinterlistigen Jüngling, nicht einer Gemahlin, welche er bewundern mußte, seine Liebe für die wundervolle Königin Aegyptens opfern zu müssen, schien dem hochgesinnten Antonius unerträglich.

Seine Erbitterung gegen Oktavius Cäsar fand Veranlassungen genug hervorzubrechen, da ihre Naturen so sehr verschieden von einander waren, und

sie in der ganzen Welt sich die Gegenstände ihres Zwistes aufsuchen konnten. Plötzlich verließ Antonius Griechenland, und lief mit einer Flotte von dreihundert Schiffen in den Hafen von Tarent ein. Hier bat ihn Oktavia um die Erlaubniß, sich zu ihrem Bruder begeben zu dürfen. Sie fand ihn im Heranzuge mit einem mächtigen Heere, um das gräßliche Spiel des bürgerlichen Krieges zu erneuern. Innigst flehte sie, daß er sie nicht aus dem glücklichsten Weibe zu dem unglücklichsten machen wolle. Ungewiß sei der Schlachten Schicksal, aber unvermeidlich ihr Unglück, sie möge des Gemahls oder des Bruders Leiche beweinen. Friedlich gestimmt kam Oktavius nach Tarent, und die Versöhnung der beiden Feldherren gelang Oktavia's eindringenden Bitten. Sie gab das schöne Schauspiel, daß eine mächtige Flotte, ein starkes Heer, die in feindlicher Absicht sich einander genahet, nun sich friedlich am Gestade sahen, und Römer, alte Freunde, die sich einander hatten morden sollen, gerührt den Bund der Freundschaft erneuern konnten.

Aber dessen ungeachtet wollte die Leidenschaft für Kleopatra in Antonius nicht schlafen, und freute sich insgeheim, daß ihn der Krieg mit den Parthern nach den morgenländischen Provinzen aus Italien abrief, indem Oktavia mit seinen Kindern, welche sie selbst, welche Fulvia ihm geboren, ihrem Bruder nach Rom folgte.

Als der Feldherr Syrien betreten hatte, fühlte er sich gänzlich von der Leidenschaft überwältigt, und eilte, die Königin Aegyptens zu sich rufen zu lassen. Sie kam, und er beschloß, der Welt zu zeigen, daß die Liebe zu ihr ihm über alles theuer sei. Er schenkte ihr mehr als ein Königreich, die Insel Cyprus, Phönizien, Cölesyrien, den Theil Judäa's, wo der Balsam wächst, und einen Strich von Arabien. Nicht durch die Eroberungen, sagte er, sondern durch die Geschenke des römischen Reichs, würde dessen Größe erkannt.

Von der Liebe waren alle seine Vorstellungen so beflügelt worden, daß er die langwierigsten Unternehmungen wie im Sturm vollbringen zu

können glaubte. So begann er jetzt einen Zug wider die Parther mit einer stürmischen Eile, welche sogleich die verderblichste Verwirrung hervorbrachte. Die weiteren Folgen entsprachen diesem Anfange, und waren so traurig, daß sich allgemein das Gerücht verbreitete, er sei mit seinem Heere in unwirthbaren Gegenden umgekommen. Allein auf eben diesem Zuge zeigte sich auch sein Gemüth in seinem ganzen Reichthum, und die Macht, welche es dadurch auch über rohe Seelen gewann. Die Kranken und Verwundeten, von seiner ungekünstelten Theilnahme hingerissen, verbargen ihre Schmerzen, um ihn nicht zu bekümmern, und strengten sich noch mehr, als die Gesunden, für die Rettung des Heeres und des Feldherrn Ruhm an. Sogar baten ihn die Römer, welche in einer Schlacht mit den Parthern geflohn waren, und ihn darüber traurig sahen, daß er durch das Todesloos immer den Zehnten aus ihrem Haufen hinrichten, nur seinen Unmuth über sie fahren lassen mögte. Antonius aber warf sich auf die Knie

und betete zu den Göttern: wenn wegen seines vorigen Lebens eine neidische Gottheit nun sein Unglück beschlossen habe, so möge doch alles Unheil auf ihn allein ausströmen, und dem Heere Rettung und Sieg werden.

Kaum war es indessen wahrscheinlich, daß er, nach einem Verluste des dritten Theils seiner Krieger, dem Untergange entkomme: so trieb ihn seine Leidenschaft wieder mit solcher Gewalt, daß er, troß des stürmischen Winters, mit einer Anstrengung einherzog, welche noch einige tausend Mann hinwegraffte. Am Gestade des Meers, nicht weit von Sidon, machte er endlich Halt, weil er hier die geliebte Königin erwartete. Als sich ihre Ankunft verzögerte, suchte er seinen Kummer in Zechgelagen zu betäuben, aber auch von ihnen trieb ihn die rastlose Liebe seitwärts an das Meer, wo er hinaussah, ob die ägyptische Flotte nahe. Endlich kam Kleopatra und brachte für das zerrissene Heer Geld und Kleidungsstücke.

Antonius schwelgte nun wieder im Genuß

seiner Leidenschaft, und segelte mit seiner Geliebten nach Alexandrien. Doch verbitterten ihm oft zwei Dinge den Kelch der Wollust: der Gedanke, wie wenig der Ruhm seines Zuges wider die Parther der Erwartung entsprochen hatte, und die Erinnerung an Oktavia; und deshalb fand er keine Ruhe, als in dem Entschlusse zu einem neuen parthischen Zuge, wodurch er hinlänglichen Vorwand zur Abwesenheit von seiner Gemahlin erhielt.

Allein ehe er zu demselben ganz gerüstet war, fand sich diese auf dem Wege nach den morgenländischen Provinzen, um zu versuchen, was ihre Gegenwart noch über die unselige Leidenschaft ihres Gemahls vermöge. Sie kam mit Geschenken jeder Art für sein Heer, sie brachte ihm zwei tausend auserlesene Krieger, welche, mit allem Aufwande ausgerüstet, sie zu ihrer eignen Wache von ihrem Bruder geschenkt erhalten hatte.

Bei der Nachricht hievon fühlte sich Kleopatra tausendfach geängstet. Ihre reizbare Phan-

tasie war durch die Natur eines Mannes, wie Antonius, nothwendig zur Liebe entzündet; aber die Gefahr, ihn zu verlieren, brachte sie ohne Zweifel auch um unermeßliche politische Vortheile. Ihren wahren Schmerz erhöhte sie durch der Ziererei Künste. Sie schien, wenn Antonius zu ihr kam, ein gewisses freudiges Erstaunen nicht verbergen zu können, gleich als wunderte sie sich, den Geliebten noch wieder zu sehn, welchen sie schon verloren geglaubt hatte. Ein trauriges Schmachten lag in ihrem ganzen Wesen, wenn er wegging. Der Geliebte sollte aber, dem Scheine nach, ihren Schmerz nicht ahnen. Die hervorbrechenden Thränen trocknete sie schnell, als wenn er sie nicht sehen sollte. Von vertrauten Lippen vernahm dann Antonius vielfach, was sein eignes Herz ihm in jedem Augenblicke sagte. Solche Liebe, wie Kleopatra's, wiederholten sie ihm, sei wundervoll. Eine mächtige Königin achte es noch für Gewinn, des Geliebten Buhlerin zu heißen, und nur, mit ihm nicht leben sollen, halte sie für Schande und Qual.

Der Feldherr war von stürmischen Gefühlen zerrissen. Er konnte sein Leben nicht von der Königin Daseyn trennen, und nie zu dem reinen Entschluß gelangen, den Römer der Liebe aufzuopfern, eine andre, als eine edle Römerin, seine Gemahlin zu nennen. Er bekam durch die Leidenschaft nur Muth, das edelste Weib zu mißhandeln. Nach Athen schrieb er an Oktavia, sie mögte nicht weiter zu ihm reisen. Sie aber verschloß in sich die tiefe Kränkung, und fragte ihn blos in der Antwort, als ob von ihr selbst nicht die Rede wäre: wohin sie die mitgebrachten Geschenke senden sollte?

Oktavia kehrte nach Rom zurück, und Cäsar, erzürnt über ihre Leiden, und erfreut, seinen Nebenbuhler in der Weltherrschaft dem römischen Volke gehässig machen zu können, befahl ihr, das Haus ihres Gemahls zu verlassen. Allein sie fühlte besser, was der Frauen Bestimmung und Ehre sei, und schaute wohl, daß ihres Bruders Ehrsucht ihr Geschick als Vorwand zu einem bürgerlichen Kriege brauchen wollte.

Sie blieb im Hause ihres Gemahls, erzog mit Sorgfalt seine Kinder, und übte gegen seine Freunde, die nach Rom kamen, der Gastfreundschaft Gesetze.

Kleopatra und Antonius, welcher den Zug wider die Parther aufgeschoben hatte, um die Geliebte nicht zu betrüben, berauschten sich indessen immer tiefer im Kelch der Wollust und Freude, und feierten ihre Verbindung durch Schauspiele, welche selbst dem welterobernden Volke zu übermüthig schienen. Auf einer silbernen Bühne wurden zwei Throne, für den Feldherrn und die Königin, errichtet, und noch zwei tiefer im Grunde für die Zwillingsbrüder, die Frucht ihrer Liebe. Kleopatra wurde von Antonius zur Königin von Aegypten, Cyprus, Afrika und Cölesyrien, und des großen Julius Sohn, Cäsarion, zu ihrem Mitherrscher erklärt. Von den Zwillingsbrüdern bekam der Eine Armenien, Medien und das Land der Parther, welches noch erobert werden sollte; der andre Phönicien, Syrien und Cilicien. Jener erschien bei der Feier-

lichkeit in medischer, dieser in macedonischer Tracht; jenem ward eine armenische, diesem eine macedonische Leibwache gegeben. So waren die Zwillinge gleichsam ein Symbol von der orientalischen und abendländischen Cultur, welche in ihren Eltern zusammenflossen.

Oktavius versäumte nicht, auch dieses Schauspiel dem römischen Senat und Volke mit den gehässigsten Farben zu schildern, so wie überhaupt sich die Zeichen häuften, daß ein feindlicher Bruch zwischen beiden Feldherren unvermeidlich geworden. Auch zauderte Antonius nicht, sechszehn Legionen an die westliche Küste Asiens vorrücken zu lassen, und seine Seemacht zusammen zu ziehen. Von acht hundert Segeln, die er zu Ephesus versammelte, hatte Kleopatra zwei hundert vollkommen ausgerüstet. Auch lieferte sie Lebensmittel für das ganze Heer, und eine Summe von beinahe zwanzig Millionen Thaler. Diesen Krieg betrachtete sie im eigentlichsten Sinne als den ihrigen. Ihre Liebe hatte vor allen die Fackel desselben angezündet, und der Ruin des

geliebten Feldherrn stürzte eben so wahrscheinlich ihre Thronen um, als sein Sieg sie zur ersten Frau der Erde machte.

Dennoch drangen die weisesten und vornehmsten Römer, als sie sahen, wie umstrickt Antonius von der Königin war, auf ihre Entfernung, da es ihrem Geschlecht nicht gezieme, in die Kriegsgefahren sich zu begeben. Solcher Rath war ihr äußerst verhaßt; denn Oktavia konnte in ihrer Abwesenheit herbei eilen, und durch ihren hohen Geist des Gemahls Leidenschaft übermeistern. Daher wandte sie große Summen auf, damit Canidius, der Anführer der Landmacht, für sie spräche. Auch schien es wirklich ungerecht, daß man ihr die persönliche Theilnahme an einem Kriege nicht verstatten wollte, für welchen sie schon so bedeutende Opfer gemacht hatte. An Kunst zu herrschen, an Geist und Wissenschaft, übertraf sie alle Könige, die im Gefolge des Feldherrn waren; auch mußte ihre Liebe zu einem solchen Helden, ihr tägliches Leben mit ihm, ihrer weiblichen Natur eine ge-

wisse heroische Art mitgetheilt haben. Endlich war zu fürchten, daß ihre Entfernung nachtheilig auf die ägyptischen Seeleute wirken mögte, welche vorzüglich die Flotte bemannten.

Solchen Gründen gab Antonius gern Gehör, und trennte sich nicht von der Geliebten. Er lebte mit ihr auf der Insel Samos, bis seine Kriegsrüstung vollendet war. Indem Waffengetöse von allen Seiten erscholl, vermengt mit Wehklagen, daß sich wieder Welten feindselig gegen einander bewegten, schien alle Freude auf diese Insel und zu denen geflüchtet zu seyn, welche die Furien des bevorstehenden Krieges waren. Schauspieler von allen Orten, Gaukelspiel jeder Weise, hatte Antonius nach Samos gerufen. Zaubervolle Melodie scholl von hier über die Wellen, tanzende und singende Chöre verherrlichten die Wettkämpfe jeder Art. Bacchus Zug nach Indien schien sich hier zu ordnen; und es war die Einleitung zu einem bürgerlichen Kriege und der Welt Verderben.

Feierlich hatte Antonius vor den Senatoren

seiner Parthei, die im Lager waren, seine Ehe mit Oktavia zerrissen; und dann gab er Befehl, daß sie aus seinem Hause zu Rom vertrieben werden sollte. Sie faßte ihre Kinder, und schied weinend aus demselben. Ihr Loos schien allen Guten beklagenswerth. Das liebevollste Weib und die edelste Römerin sah sich unter die Ursachen des abscheulichsten Kriegs gezählt.

Wäre Antonius nun schnell auf Oktavius gestürzt, der bei weitem nicht so rasch wie er in Kriegsrüstung war, so hätte ihm die Weltherrschaft nicht entstehn können. Aber nach einzelnen Momenten großer Kraft versenkte sich sein Geist immer wieder in die Liebe; er ruhte, nachdem er die Donnerkeile schon gefaßt hatte.

Alles, wozu ihn seine Leidenschaft trieb, konnte nun von seinem Feinde noch in bequemer Zeit gebraucht werden, ihn lächerlich und verächtlich zu machen; und Oktavius that es mit boshafter Kälte. Es war leicht, da Römercharakter nicht mit auf die Liebe für Frauen berechnet war, die ihm nur gelten sollten, in sofern sie dem

gemeinen Wohl unentbehrlich und werth waren. Selbst die nicht unmännliche Aeußerung solcher Liebe beleidigte den Römer. Antonius hatte seinen letzten Willen bei den vestalischen Jungfrauen niedergelegt; und Oktavius, der ihn gewaltsam wegnahm, hatte kaum darin gefunden, daß des Feldherrn Leichnam, wenn er in Rom stürbe, über den Markt getragen, und dann nach Alexandrien zu der geliebten Kleopatra gesandt werden solle: so durfte er diesen Punkt mit besondrem Hohn öffentlich vortragen.

Als beide Mächte gegen einander standen, zählte Antonius, nach wahrscheinlichen Angaben, ungefähr hunderttausend Mann Fußvolk und zwölf tausend zu Roß, und wenigstens fünf hundert Kriegsschiffe in seiner Flotte. Sein Gegner besaß, bei gleich starker Reiterei, achtzig tausend Mann Fußvolk und ungefähr die halbe Zahl der Schiffe. Jener stand auf der Landspitze von Akarnanien, dieser ihm gegenüber in Epirus. Im Meerbusen und am Gestade zwischen ihnen lagen ihre Flotten.

Unstreitig war Antonius ein viel größerer Feldherr als Oktavius, und noch war es in frischem Andenken, daß ihm jene siegreichen Tage gehörten, an welchen sie die Weltherrschaft auf dem Ruin des alten Freistaats und der letzten Römer gewannen. Aber sein Geist war geblendet, und er horchte auf Kleopatra's Zuflüstern, daß er durch eine Seeschlacht alles entscheiden sollte. Zur Stärke der Flotte hatte sie selbst beigetragen, und die Wellen entführten sie leicht der Gefahr nach ihrem Aegypten, wenn ihr Geliebter unterliegen sollte. Dieser achtete nun nicht des Umstandes, daß die leichtgebauten feindlichen Schiffe zur Schlacht so geschickt, als seine schweren untauglich, und jene mit Leuten, welche den Seedienst verstanden, diese zum Theil mit unerfahrnem Gesindel bemannt waren. Vergebens flehten ihn alte treue Krieger, daß er ihren Wunden, ihrem Schwerte, und nicht elenden Brettern trauen, daß er den Phöniciern und Aegyptiern das Gefecht zur See überlassen, selbst aber mit seinen Römern auf dem festen Lande

bleiben sollte, wo sie gewohnt wären, stehend zu sterben, oder den Feind niederzuschlagen. An die Stelle seines hohen männlichen Genius waren die weibliche zaghafte Einsicht und die Leidenschaft getreten.

Beide Landheere blieben ruhige Zuschauer, indem die Schlacht zur See begann. Die Vortheile derselben standen noch völlig gleich, als Antonius plötzlich sechzig Schiffe seiner Flotte mit aufgespannten Segeln zum Peloponnes hinab fliehen sah. Es waren ägyptische: und sie folgten Kleopatra's Befehle. Der Anblick einer solchen Schlacht hatte die Königin und ihre Kammerfrauen erschreckt, noch mehr das Schwanken des Glücks. Von einer Niederlage des Antonius konnten sie nicht ferne genug seyn: den Sieger konnten sie noch genug in voller Sicherheit bekränzen.

Aber der Feldherr vermochte nicht ohne die Königin zu athmen. Unbekümmert um seine Flotten und Heere und den Verlust der Welt, segelte er den Fliehenden nach. Sie gewahrte

ihn in der Ferne, sie ließ winkende Zeichen wehen, sie nahm ihn in ihr Schiff auf. Aber ohne sie zu schauen, setzte er sich allein auf das Vordertheil, mit unbändigem Schmerz im Innern, das Haupt auf beide Arme gedrückt. Er erhob sich zum Gefecht, als ihn feindliche Schiffe verfolgten. Stillschweigend wählte er nach Beendigung desselben die vorige Stellung. Drei Tage blieb er allein auf dem Vordertheile: eine dumpfe Gewitterstille lag auf allen, welche das Schiff trug.

Als sie bei Tänarus gelandet waren, vernahm er bald die Nachricht von der verlornen Seeschlacht. Schnell sandte er an seine Landmacht den Befehl, daß sie durch Macedonien sich nach Asien ziehen sollte.

Noch hielt ihn Kleopatra mit den Banden der Liebe umschlungen; doch trennte er sich von ihr, und irrte mit zwei Freunden in einer tiefen Wüste Afrika's umher. Als aber auch der Befehlshaber dieser Provinz von ihm abfiel, begab er sich nach Aegypten, wo die Königin mit der

kühnsten Phantasie eine Idee gefaßt hatte, deren Ausführung sie rasch begonnen. Ueber den schmalen Landstrich bei Pelusium wollte sie ihre Flotte, ein Schiff nach dem andern, in das rothe Meer ziehen lassen, um mit ihren Schätzen in unbekannte Welten zu entfliehen, wo kein Krieg der Römer und keine Sklaverei sie bedrohten. Allein die Araber steckten die ersten hinübergezogenen Schiffe sogleich in Brand, und noch vertraute Antonius zu sehr auf seine Landmacht, als daß er Sicherheit gegen die Römerwelt bei namenlosen Barbaren suchen wollte. Seine Hoffnung hielt die Geliebte zurück.

Bald kam die Nachricht, daß die treulosen Anführer sein Heer verlassen hätten, und dieses darauf größtentheils zu Oktavius übergegangen wäre. Eine traurige Kunde schlug nun die andre. Keine verwundete indessen jetzt noch schmerzhaft die beiden Liebenden. Sie schlossen ihre Rechnung mit dem Leben ab, und stifteten eine Gesellschaft der Freunde, die mit einander sterben wollten. Dann überließen sie sich einem

Strome von Genüssen, als wäre das Leben von unerschöpflicher Dauer. Nichts erinnerte sie an den Tod, als die Versuche, welche Kleopatra an Verbrechern mit Giften machte, welche den schnellsten und den gelindesten Tod mit sich brächten.

Auf ihre Gesandtschaft an Oktavius, daß ihren Söhnen der Thron von Aegypten nicht genommen werden möge, erhielt sie die Antwort, daß sie jede Hoffnung erfüllt sehen werde, wenn sie den Antonius ermorden lassen, oder nur aus Aegypten verjagen wollte.

Allein sie ehrte den Geliebten jetzt mehr als jemals; und als der Sieger, nach langen Zögerungen, mit gewaltiger Macht durch Syrien und Afrika gegen Aegypten zog: so bewiesen alle ihre Anordnungen, daß sie lieber sterben, als irgend Schmach über sich und Antonius bringen werde. Ihre prachtvollen Gebäude der Todten, welche sie am Tempel der Isis erbauet hatte, füllte sie mit allem an, was sie kostbares besaß, aber zugleich mit brennbarem Stoff und Fackeln. Ein

Todtenopfer wollte sie hier sich und dem Geliebten anzünden, zum schmerzlichsten Brande für des Siegers Habsucht und Ehrgeiz.

Antonius raffte seine letzte Heldenkraft zusammen, als die feindliche Macht Alexandrien einschloß. Bei einem Ausfalle, so tapfer als glücklich, beschloß er den letzten entscheidenden Streich zu Lande und Wasser. Auf den Hügeln vor der Stadt stand er mit seinem Heere, und erwartete die Eröffnung der Schlacht von seiner Flotte. Allein indem sie der feindlichen nahte, begrüßte sie dieselbe mit den Rudern, um sich mit ihr zu vereinigen. Wie er den Blick wandte, ging seine Reiterei zum Feinde über. Sein Fußvolk wurde sogleich geschlagen. Da lief er wie rasend durch die Stadt, und rief: Kleopatra habe ihn verrathen, sie, für welche er einzig den Krieg geführt habe. Ein ungeheurer Schmerz ergriff ihn: mit dieser Ueberzeugung war ihm alles Heil entrissen. Zitternd vor dem Rasenden flüchtete die Königin in ihr Grabgebäude, und befahl, die Fallthüren niederzulassen, die Riegel

und Schlösser allenthalben wohl zu bewahren. Zu ihrer vollsten Sicherheit ließ sie den Feldherrn durch die Kunde täuschen, daß seine Kleopatra todt sei. Da löste sich seine Raserei in Wehmuth. Zaudre nicht, Antonius, sprach er zu sich selbst, das Schicksal ließ dir keinen Vorwand zum Leben mehr. Er glaubte, die Geliebte habe freiwilligen Tod gewählt, und rief: bald werde ich mit Dir an Einem Orte seyn; aber es thut mir wehe, daß Du herzhafter warest, als ich. Dann befahl er seinem treuen Freigelassenen, Eros, ihn mit dem Schwerte zu durchstoßen. Eros nahm das Schwert und richtete es wider den Feldherrn; aber plötzlich wandte er sich und durchstieß sich selbst, und sank zu den Füßen seines Gebieters. Wohlan, Eros, rief Antonius, Du lehrst mich, selbst zu thun, was Du nicht konntest. Er stürzte in sein Schwert, und sank zurück auf sein Lager. Die nicht tödtliche Wunde hörte auf zu bluten. Da flehte er die Umstehenden um einen Todesstreich; aber alle stürzten erschrocken hinweg. Als Kleopatra

diesen Jammer vernahm, ordnete sie hastig an, daß der Sterbende zu ihr gebracht werde, und heftig sehnte er sich zu ihr, als er vernahm, daß sie noch lebe. Bis an die Thür des Grabgebäudes ward er auf Händen getragen. Aus Furcht vor Verrath konnte die Königin das Thor nicht öffnen, aber mit ihren beiden getreuen Kammerfrauen, Iras und Charmion, erschien sie oben am Fenster, und ließ Seile herab, welche um Antonius geschlungen wurden. Weit herausgebogen, zogen sie ihn mit aller Kraft und beiden Händen herauf, und er, bedeckt mit Blut, streckte die Arme nach der Geliebten, und suchte sich zu heben. Von unten half man nach, und rief den mühevollen Frauen zu. Die Umstehenden waren von Schrecken außer sich, oder zerflossen in Thränen. Endlich erreichten die Arme der unglücklichen Kleopatra den unglücklichen Antonius, und die beiden Liebenden, welche Welten zum Schauplatz ihrer Freuden gebraucht hatten, mußten es einen Trost nennen, daß nun Eine Gruft sie noch lebend einschloß. Wieder selig athmend, da

er die Geliebte um sich bekümmert sah, war er auf ihr Lager hingelehnt, und sie trocknete ihm das Blut vom Gesichte, nannte ihn bei allen süßen Namen der Liebe, ihren Gemahl und ihren Gebieter. Dann wieder zerriß sie ihre Kleider, zerschlug sich den Busen und zerfleischte ihn mit ihren Fingern. Er selbst aber pries sein Leben glücklich, das ruhmvoll und mächtig gewesen sei, so wie er nun als Römer, von einem Römer überwunden, sterbe. Seine Geliebte bat er, sich der Oberwelt noch zu erhalten, wenn es ohne Schmach geschehen könne. Unter Cäsars Freunden dürfte sie am leichtesten auf Prokulejus bauen.

Und dieser kam in dem Augenblicke, da Antonius starb, als Abgeordneter von Oktavius an. Die unglückliche Königin trat an das Thor des Grabgebäudes, um zu vernehmen, was er überbrächte; sie öffnete es nicht, ihrer Sicherheit wegen. Er sprach nur von allgemeiner Hoffnung auf seines Gebieters Großmuth, und Kleopatra verlangte auch jetzt nichts für sich: ihre Söhne

nur sollten auf dem ägyptischen Throne gelassen werden.

Der Sieger fürchtete, daß sie ihre Schätze vernichten, und sich tödten mögte. Zu gern hätte er mit ihr seinen Triumph in Rom geschmückt, um dem römischen Volke, welches die Königin von Aegypten als die Furie des Kriegs verfluchte, ungemein zu schmeicheln, in der Geliebten seines Gegners Andenken mit Schmach zu überhäufen, und Oktavia an ihr zu rächen.

Indem sich die Königin mit einem zweiten Abgeordneten des Siegers an dem Thore unterredete, stieg Prokulejus mit zwei Begleitern durch das offene Fenster, wodurch Antonius heraufgezogen war. Du bist gefangen, unglückliche Kleopatra! rief eine ihrer Kammerfrauen; und als sie sich wandte, die Römer sah, zog sie einen Dolch heraus, sich zu durchstoßen. Prokulejus aber umschlang sie schnell mit beiden Armen, und rief: Kleopatra, Du bist ungerecht gegen Dich und Cäsar. Zugleich entriß er ihr den Dolch. Sie war nun in Gewalt der Römer,

und wurde strenge bewacht. Alles, womit sie sich hätte tödten können, ward von ihr entfernt. Man drang in sie, das Grab zu verlassen, und in ihren Pallast zu ziehn, wo ihr keine königliche Ehre entstehn werde. Aber sie weigerte sich, so lange Antonius noch unbegraben sei. Mehrere Könige und Feldherren bewarben sich um die Erlaubniß, ihn begraben zu dürfen. Doch Kleopatra behauptete ihr trauriges Recht, und schmückte mit eignen Händen die geliebte Leiche, so herrlich und kostbar, als ihre Liebe und Phantasie es heischten.

Dann begab sie sich in den Pallast. Ihre zerfleischte Brust, ihr Kummer, zogen ihr ein heftiges Fieber zu. Diese Krankheit brauchte sie zum Vorwande, alle Nahrung von sich zu weisen. Sie wollte sich durch Hunger tödten. Sobald der Sieger dies vermuthete, zwang er sie, mit Nahrung ihr Leben zu fristen, indem er sonst das gräßlichste Schicksal über ihre Kinder verhängen würde.

Um sie durch die schönsten Hoffnungen für

die Zukunft an das Leben zu fesseln, stattete ihr Cäsar einen Besuch ab. Sie sprang vom Lager auf, als er ins Zimmer trat. Im Trauergewande, doch halb entblößt, stürzte sie zu seinen Füßen, mit irren Mienen, bebender Stimme, thränenfeuchten Augen, zerrissener Brust. Aber dennoch stralte ihre eigenthümliche Anmuth hervor; doch nicht in Oktavius kalte Seele.

Nachdem sie sich wieder hatte hinlegen müssen, und er neben ihr Lager sich gesetzt hatte, schien sie von dem größten Eifer beseelt, ihr bisheriges Betragen vor dem Sieger zu rechtfertigen, und wenigstens ihr Leben durch Flehen zu sichern. Sie übergab ihm auch ein Verzeichniß ihrer Schätze, und bei der Beschuldigung von einem ihrer Diener, daß sie einige der besten Kostbarkeiten noch geheim hielte, sprang sie auf, riß den Ankläger bei den Haaren und schlug ihm wiederholt ins Gesicht. Als Cäsar lächelte und sie beruhigen wollte, rief sie: ist es nicht abscheulich, daß meine Diener mich in deiner Gegenwart verklagen? und hätte ich auch etwas Schmuck

verborgen, nicht um mich Elende zu zieren, sondern um Oktavia, und deine Gattin Livia zu beschenken, daß sie durch ihre Fürbitten Dich mitleidiger gegen mich machen mögen.

Solche heftige Ausbrüche ihrer zerrütteten Seele wechselten, mit wehmüthigen Erinnerungen an den großen Julius Cäsar, dessen Bild und Büste ihr Gemach zierten, und dessen Briefe und Denkschriften um sie her lagen. Er sei, sagte sie, der Urheber ihres ganzen Glücks, und sein Tod sei der Anfang ihres Unsterns gewesen. Mit Thränen fügte sie hinzu, sie hätte sich glücklich nennen dürfen, wenn sie vor ihm gestorben wäre.

Diese Scenen waren, wie alles in Kleopatra's Leben, ein Gemisch von ungeheuchelter Empfindung und Verstellung. Sie schaute mit ihrem gewohnten Scharfblicke tief in das Gemüth des jungen Cäsar, und fand daselbst keine großmüthige, sondern die eigensüchtigste Ansicht des Lebens. Aus einer entgegengesetzten Erfahrung hätte sie vielleicht noch Hoffnungen für ein glück-

liches Daseyn geschöpft: jetzt aber hatte sie alles aufgeboten, den Sieger glaubend zu machen, daß sie zu leben wünsche, einzig, um einen nahen Tod gewiß nicht zu verfehlen. Sie hatte wenigstens noch den Triumph, den kältesten, hinterlistigsten jungen Mann getäuscht zu haben. Er ging von ihr mit der Ueberzeugung, daß sie noch ganz am Leben hange, und gab ihr die Verheissung, die Erfüllung werde noch alle ihre Hoffnungen übertreffen.

Da bekam die Königin von einem der Freunde Cäsars, dem jungen Cornelius Dolabella, die geheime Botschaft, daß sie binnen drei Tagen mit ihren Kindern nach Rom gesandt werden sollte. Und sie flehte den Sieger an, ihrem Antonius ein Todtenopfer bringen zu dürfen.

Sie kniete vor des Geliebten Todtenmal. Theuerster Antonius, sprach sie, mit freien Händen habe ich Dich kaum begraben, und als Gefangene bringe ich Dir nun das Todtenopfer. Ich werde bewacht, daß ich durch Schmerz nicht diesen Sklavenleib verzehre, sondern zum Tri-

umph über Dich aufbewahre. Nichts konnte uns im Leben trennen; und der Tod sollte uns unser Vaterland vertauschen? Du, Römer, liegst hier, und ich Elende soll in Italien ruhn: Das ist Alles, was man mir von deinem Vaterlande vergönnet. Hat von deinen Göttern noch irgend einer Gewalt; die Götter hier haben uns verrathen: so verlaß mich nicht, und dulde nicht, daß ich im Triumph aufgeführt werde.

Sie küßte das Todtenmal und schmückte es mit Kränzen, und ging dann in den Pallast zurück, an eine herrliche Tafel. Ein Landmann brachte während derselben die prächtigsten Feigen, und nachdem er die bedeckenden Blätter weggenommen, ließ ihn die Wache durch, ohne Argwohn zu fassen.

Einem Freigelassenen hatte Oktavius Cäsar vor allen die Bewachung Kleopatra's aufgetragen. Ihm gab sie nach der Tafel ein Schreiben an seinen Gebieter, und bat ihn dringend, es selbst in dessen Hände zu liefern. Darauf behielt sie nur die vertrauten Frauen Iras und

Charmion bei sich, und ließ die Thür verschließen.

In dem Briefe flehte sie heftig, daß sie neben ihrem Antonius begraben seyn wollte. Oktavius schöpfte Verdacht bei dieser Stelle. Er wollte erst selbst zu der Königin eilen, dann schickte er Eilboten ab, welche ihm schnell berichten sollten, was Kleopatra beginne?

Sie fanden die Wache sicher, sie hatte keine Veränderung wahrgenommen; aber als sie die Thür aufstürmten, sahen sie die Königin todt auf goldnem Ruhebette, und königlich geschmückt. Iras lag todt zu ihren Füßen: Charmion, leichenblaß und schwankend, ordnete noch an Kleopatra's Diademe. Das ist schön, Charmion! sagte einer von den Römern bitter und zornig. Ja wohl, schön! entgegnete sie, wie es einer Königin geziemt, die von so herrlichen Königen abstammt. Unmittelbar nach diesen Worten sank auch sie todt an das Ruhebette.

Ohne Zweifel starben sie alle drei durch Gift, und wenigstens Kleopatra höchst wahrscheinlich

durch

durch den Biß der Schlange Aspis, welche wol der Landmann unter den Feigen gebracht hatte. Bei ihren Versuchen über die Wirkung der tödtenden Gifte hatte die Königin bemerkt, daß dieses Thieres Biß schnell und ohne Schmerzen tödtete. An ihrem Arme sollen zwei kleine Zeichen des Bisses wahrgenommen seyn.

Cäsar ließ ihr Bildniß, eine Schlange um den Arm gewunden, im Triumphzuge einhertragen. Ihrer Leiche gab er ein königliches Grab neben dem geliebten Antonius.

Ottomar.

Durch das dichte Gestrüpp hatte Ottomar sich gewunden, den höchsten Gipfel des Berges erklommen, ein goldner Abendstreif schoß durch Geklüfte, da hemmte ein Abgrund seine Schritte. Er schaute an die graue Felswand nieder; zwei einzelne Hütten lagen einsam unter schwarzen Tannen im tiefen Grunde. Das Schweigen zog mit breiten Flügeln über sie hin; ein Grauen befiel ihn, und dennoch eine unbegreifliche Sehnsucht, hinab zu steigen, und dort zu seyn.

So schlief er endlich ermattet ein, und als er erwachte, befand er sich in einer fremden Gegend. Er blickte umher, und war bei den Hütten; doch die Morgensonne hatte den Anblick

verändert, er schien freundlich und still. Beide Thüren standen halb geöffnet, sein Blick drang in das Innere; es waren zwei gothisch verzierte Gemächer; das eine leer, in dem andern eine verschleierte Gestalt auf einem Fußgestelle; er wagte nicht hineinzudringen, eine tiefe Ehrfurcht, die von dem hohen Bilde ausging, hielt ihn entfernt.

Der Stral der Morgensonne schoß in diesem Augenblicke durch die Spalte der Thür, und berührte die Statüe; ein namenloser Klang drang hervor, das Bild bewegte sich, hob den Schleier in die Höhe, und ein fremdes, wunderbar schönes Gesicht lächelte ihm selig verklärt entgegen.

Der Ton flog an den Felswänden umher, und durch die Wipfel hin; die Bäume rauschten und schwankten in seiner Berührung; er verzitterte in der Luft, der Sonnenstral ging weiter, der Schleier sank, das Bild stand wieder in starrer Beweglosigkeit, und die Gegend lag dunkel und schauerlich wie am Abend zuvor.

Aber in Ottomars Seele klang noch immer

der Ton, und er konnte sich nicht entschließen, die Stelle zu verlassen. Ihn erfüllte ein sehnsüchtiges Verlangen, daß er am nächsten Morgen aufs neue erwachen werde, und hielt ihn mit banger Hoffnung an dem Orte. Die Bäume neigten sich noch immer leise, und rauschten sanft bewegt, wie von der Erinnerung des Klanges; er setzte sich unter eine von den alten Tannen, die um die leere Hütte standen; in seinem Innern wogte alles stürmisch durch einander, das schöne Bild, der Stral, der Klang, und schlug mit gewaltigen Wogen über sein Bewußtseyn zusammen.

Die hohen Wolken flogen über ihn hinweg, und versanken hinter der Felswand, er bemerkte es nicht: er fühlte nur, was ihn umgab, er wußte nichts davon, und hielt die Blicke unverwandt auf das Bild in der Hütte gerichtet, ganz in sich verloren.

Der Abend kam und hing die goldnen Kronen in die dunklen Tannenwipfel, und schoß mit schrägen Duftstreifen durch ihre Zweige gegen

die Felswand. Das dunkle Erdgrau wurde licht, wie ein durchsichtiger See; Farben brachen aus dem tiefsten Grunde hervor, fingen an zu wühlen, sich zu regen, und zu gestalten, und in bekannten Gebilden zog dämmernd, wie durch einen Spiegel, seine ganze Vergangenheit darin an Ottomar vorüber.

Er sah die alte Burg seiner Aeltern, und sich, und alle seine Geschwister mit ihnen, wie in den frühesten Zeiten seiner Jugend. Wie damals stahl er sich aus ihrem Kreise, und eilte hinab in den einsamen Burgzwinger. Die weissen Hirsche stiegen von den waldbewachsenen Höhen nieder, und tränkten furchtlos an dem Wasserbecken, aus dem der Stral einförmig plätschernd, sich unaufhörlich senkte und erhob.

Er fühlte wieder die schwere formlose Masse in seiner Brust, die ihn drückte und beklemmte, und deren Last nichts zu lösen vermogte: er weinte voller Bangigkeit, und die Springquelle murmelte ihn endlich zur Ruhe.

Der Schlaf senkte sich wie ein leichtes Ge-

webe zwischen ihm und der Wirklichkeit; alle ihre Gebilde erschienen ihm lieblicher: er hatte Flügel, und schwebte leicht getragen dazwischen hin. Hoch über ihm zog eine lichte Wolke, die bald in dieser, bald in jener Form zerfloß, und aus der Klänge und Farben hervorbrachen. Er strebte, sich zu ihr hinaufzuschwingen, doch die Kraft seiner Fittige trug nicht so hoch, er erreichte sie nie, mit lastender Schwere fiel sie endlich auf sein Herz, daß er davon erwachte, und er fühlte stärker als je die alte drückende Gewalt.

Dann sah er sich zurückkehren zu seinen Aeltern; er hörte ihre Vorwürfe, daß er untheilnehmend jede gesellige Freude störe; es that ihm weh, und er empfand doch, wie es nicht anders möglich sei: ihn verlangte immerfort nach der Einsamkeit, und war er allein, so quälte ihn sein unbestimmtes Verlangen, und trieb ihn wieder zu den Menschen.

Seine Jugend sah er so verschwinden, und wie er seinen Brüdern in allem nachblieb, die schöne und gewandte Ritter wurden. Er fühlte

seinen tiefen Gram über dieses Unvermögen, und stand wieder an einem Herbstabend schwermüthig an das Fenster der Burg gelehnt, und schaute hinaus in die neblichte Gegend, und blickte trübe dem Zuge der Wolken nach, die sich um die Wipfel der Berge gegenüber ballten.

Auf einmal sah er die lichte Wolke dazwischen, und eine unbekannte Stimme in seinem Innern sprach, es sei dieselbe, nach der vor Jahren er im Traume sich umsonst empor gesehnt. Sie zog langsam herüber, und eine unaussprechliche Freudigkeit erfüllte bei ihrem Anblick seine Brust, und dann auch die unbeschreibliche Angst, wie damals, als sie allmählig hinter den Bergen versank. Aber ehe sie niederging, drang wieder die Stimme daraus zu ihm herüber, und rief ihm: „suche mich auf.“ Ein heller Stral fiel in das Dunkel seiner Seele: es schien ein abgerissener Laut von dem Klange, den er nun voll und wunderbar vernommen; eine heitre Zufriedenheit kam über ihn, denn er fühlte sich jetzt am Ziele. Er sah sich dann den Abend später mit den Sei-

nen; er fühlte den Vorsatz, sie zu verlassen, und wie er von diesem Gefühl erweicht, so freundlich und lieb gegen sie war, als müßte er alles Unrecht ihnen noch vergüten; wie beim Abendsegen, der Vater ihn und alle seine Geschwister froh umarmte und segnete; wie ein neuer Muth ihn beseelte, er die Burg verließ, und in das nächtliche Thal hinabstieg, wo das Geläut der Glocken aus der Kapelle ihm von ferne nachzog, bis hinter die Berge in eine unbekannte Gegend.

Er sah sich im Morgenstral an dem grünen Bergrücken vergnügt hinabschreiten in ein freundliches Thal; sah den kleinen Fluß, der durch das üppig quellende Gras und den röthlich beblümten Wiesengrund still dahinzog, in dessen klaren Wellen die Ufer und einzelnen Baumgruppen sich spiegelten. Er sah ein schönes Mädchen unter einer Eiche sitzen; ihr langes blondes Haar floß um ihr Gesicht, sie hatte den Schooß voll Blumen, und wand einen Kranz, und als er vollendet war, rief sie: „Berthold!“ Ein

Knabe sprang aus einer Hütte hervor auf sie zu, sie schüttelte die blonden Locken aus dem Gesicht, und lächelte ihm entgegen. Er drückte den Kranz auf das Köpfchen, sie sprang auf, faßte ihn bei der Hand, und sie rannten davon.

Ottomar erblickte wieder das liebliche Antlitz; er glaubte eine Aehnlichkeit mit dem verschleierten Bilde darin zu entdecken, und wünschte es noch einmal zu sehen; in dem Augenblicke blieb sie stehen, und sah sich nach ihm um; aber ein Wind wehte die blonden Locken über ihr Gesicht, oder der Kranz fiel ihr tief in die Stirn, und verdeckte es, daß er ihre Züge nicht recht deutlich fassen konnte, doch voll empfand er den Eindruck ihrer Lieblichkeit.

Alle Mühseligkeiten seiner Reise zogen nun in dem Bilde noch an ihm vorüber, und wie er mit rastloser Sehnsucht unaufhaltsam immer die Gegenwart durchstrich, und die Wolke in der Ferne aufsuchte; er mußte lächeln über sein mühseliges Beginnen bis zum vergangenen Abend.

Dann zeigte seine Heimath sich ihm wieder;

wie seine Aeltern sich über seine Flucht grämten, seine Geschwister sie endlich trösteten; er sah seinen besten Freund mit ihnen, sah, wie er um seine Schwester Jutta warb, wie der Vater sie segnete, und der fröhliche Brautreihen den Burgberg herab nach der Kapelle zog. Ihm däuchte, er höre die lustige Musik wie ganz aus der Ferne schallen.

Er nahm Theil an dem Glücke der Seinen, ihre Gestalten und all' ihr Thun kamen ihm lieblicher vor in dem Bilde, als je in der Wirklichkeit, aber es berührte ihn doch so fern und ruhig, wie eine befreundete Sage.

Die Nacht kam, sie raubte den Bildern nichts von ihrem Glanz; Ottomar entschlummerte, und wenn er erwachte, streiften sie noch matt und matter wie Mondlicht an der Felswand hin, und verloren sich nach und nach in seine Träume.

Der Morgenwind strich durch die Wipfel; das Rauschen erweckte ihn; mit banger Hoffnung blickte er nach der Hütte: die Thür wieder geöffnet und drinnen die Statüe.

Er setzte sich in einiger Entfernung nieder; der Sonnenstral kam und berührte die Gestalt, der Ton flog mächtig himmlisch durch die Luft, sie erhob den Schleier, und blickte Ottomar an, und der Blick traf ihn, daß er fühlte: er könne nie mehr diesen Aufenthalt verlassen.

Er nahm Besitz von der leeren Hütte, schnitt dünne Stäbe von den Tannen, schälte sie, und fügte sie künstlich zusammen, und wußte sie zu bewegen, daß sie ihm einzelne Laute des vollen Tones zurückgaben, der jeden Morgen neu erwachte; bis die Gestalt den Schleier lüftete, der Glanz ihrer Augen ihn traf, und die Gebilde an der Felswand sich regten. So saß er des Morgens, so fand ihn der Abend; die Zeit verging, und er alterte nicht; kein Winter war, kein Wechsel in dem stillen Grunde, kein Abschnitt der Jahre: ein Gefühl und ein Glück.

Die geliebten Gestalten seiner Heimath erschienen ihm jugendlich wie er, sie gaben ihm Kunde von dort, er theilte ihr Glück, das so verschieden war von dem seinen, doch er begehrte kein andres, und beneidete keines.

Nach langer Zeit erwachte einmal der Wunsch in seinem Herzen, zurückzukehren in die Welt, und zu den Seinen. Er dachte sich, wie er plötzlich vor sie treten werde, und sie, freudig überrascht, die Gestalt aus der geliebten Vergangenheit begrüßen; die Begier ward immer sehnlicher, und eines Morgens machte er sich auf.

Er ging, und spielte auf seinen Stäben, und sein Lied flog vor ihm her in die Gegend; sie ward ihm immer bekannter, gedankenvoll schritt er vorwärts, und kam an das Ufer eines Flusses, und als er aufblickte, fand er sich wieder in dem Thale, wo er das schöne Mädchen einst gesehen hatte.

Ein inniges Verlangen, sie noch einmal zu erblicken, bemächtigte sich seiner, er schaute umher, und suchte die Baumgruppe, und fand sie, und darunter saß ein alter Landmann mit seiner Gattin. Ein Knabe und ein kleines Mädchen hüpften herbei, und brachten dem Mütterchen einen Kranz. Der wilde Knabe wollte ihn ihr aufsetzen, sie weigerte sich, ihr langes silbergraues

Haar ringelte sich los, und fiel über ihr Gesicht. Sie schüttelte es zurück, lächelte dem Wildfang freundlich entgegen, und der Kranz blühte frisch darauf, und Ottomar erkannte das Lächeln. Aus der Hütte trat ein blühendes Weib zu der Alten, wies die Kinder zur Ruh, und grüßte sie Mutter; und sie sprach mit dem Greise, und nannte ihn „Berthold" mit der wohlbekannten Stimme.

Es wurde Ottomar unbeschreiblich traurig, als er das sahe; zum erstenmal empfand er das Fortschreiten der Zeit: er fühlte keinen Trieb, sich zu ihnen zu gesellen, und wandelte still durch das Thal entlang.

Nun hatte er die Höhe erreicht, und sah das Schloß seiner Väter gegenüber in der Abendsonne liegen, und eilte freudig hinab in die Gefilde seiner Kindheit, die sich vor ihm ausbreiteten.

Aus der Kapelle schwoll Geläut durch den Abend, und die Landleute zogen hinein: Ottomar mischte sich unter sie. Er trat in den Kirchhof; dicht an dem Eingange lagen zwei große

Steine unter den hohen Bäumen, und langes Gras schwankte flüsternd darüber im Winde. Er erblickte sein Familienwappen, sein Herz schlug, er ging näher, und las die Namen seiner Aeltern. Thränen traten ihm in die Augen, und in Gedanken verloren blieb er stehen; da kam ein Ritter aus der Kapelle und mit ihm eine ehrbare Matrone. Sie betrachteten ihn erstaunt, stürzten dann auf ihn zu, und schrien: „Ottomar!" und umarmten ihn, und drückten seine Hände. Er kannte sie nicht, und sie stammelten: „Ludwig" und „Jutta." Ach es war sein jugendlicher Freund und seine blühende Schwester.

Freudevoll führten sie ihn auf die Burg, aber seine Seele war schwer. Er fragte nach seinen Brüdern; der eine war im gelobten Lande, der andre lange schon gestorben. Er fragte nach seinen Gespielen, und lauter alte Gestalten traten ihm trübe entgegen, und wenn er sie an ihre Freuden erinnerte, lächelten sie sorgenvoll, und wußten nichts mehr davon, und nannten ihm

andre, die er nicht kannte. Er allein stand jung unter ihnen. Sein Herz wurde unaussprechlich beklommen; er stieg in den Zwinger hinab, und lagerte sich an den Springquell; die weissen Hirsche kamen von der Höhe; das Plätschern des Wassers murmelte ihn in Schlaf.

Da sah er im Traume die lichte Wolke, der er nachgezogen war, glänzend aus der Glut des Abends sich erheben. Die Berge, die Thäler, die Wässer und die Lüfte fingen an zu klingen, wie der unendlich vervielfachte Klang aus dem Felsengrunde; sein Herz wurde froh, er nahm sein Spiel und ließ es frisch dazwischen schallen, und die Wolke senkte sich nieder, und zwei holde wohlbekannte Sterne lächelten ihm aus der lichten Duftverhüllung entgegen. Er blickte selig empor; da theilte sich die Wolke, und die verschleierte Gestalt breitete in unverhüllter Schöne ihm die Arme nieder, und hob ihn herauf an ihre Brust. Die Wolke schwebte empor, wie ein bunter Thautropfen entsank die Erde, Sterne blühten um sie auf, und riefen ihm namen-

lose Worte zu. Ottomar verstand sie nicht, aber er fühlte unaussprechlich selig ihren Sinn.

Am Morgen fanden seine Geschwister ihn todt am Springquell liegen.

Klä-

K l ä r e.

Das Försterhaus stand im dunkelsten Theile des Waldes: auf den Ruinen einer alten, schon vor langer Zeit im Hussitenkriege zerstörten Stadt war es gebaut; und Niemand bewohnte es, als mein Vater, die alte Erdmuth, der Jägerbursch und ich. Es kam auch Niemand zu uns. Reisende besuchten nicht diesen Theil des Forstes, nur jährlich um die Zeit der heiligen drei Könige zogen zwei alte Mönche die Straße herab; knieten an einer uralten Linde nieder, und beteten. Dann wanderten sie weiter. Wir wußten nicht, woher sie kamen, noch wohin sie gingen; sie sprachen niemals. Wir waren ihrer abentheuerlichen Erscheinung gewohnt, mein Vater

speiste sie, und störte sie nicht in ihrer Andacht. Ich sah sie immer mit sonderlicher Theilnahme die beschneite Straße herabziehn, wenn Erdmuth mir sagte, daß sie weither aus fernen Landen kämen, die hinter unsren Bäumen lägen. Sie selbst war vor langer Zeit auch einmal dort gewesen, und sprach gern von jenen Tagen: ich kannte nur den Wald.

Der Sonnenschein blickte freundlich durch die Stämme, die Blätterschatten spielten an den Wänden unsres Hauses hernieder, meine Freuden gaukelten wie dunkle Schmetterlinge einförmig träumend hin um meine Jugend, und die Bilder der Fremde zogen wie fliehende Wolken unerreichbar hoch über mein Haupt und meine Wipfel in wunderbarer Klarheit schwebend dahin. So verfloß meine erste Kindheit.

Jährlich einmal reiste mein Vater nach einer nicht fern entlegenen Stadt. Er blieb dann zwei bis drei Tage fort, der Jäger mußte ihn begleiten, die Alte bewachte mich und hütete das Haus. Einst hatte sie nicht sonderlich auf mich acht, ich

spielte mit dem Hunde vor der Thür, und ging dann längs dem Hause fort, bis an einen hohen Waldabhang, von dem ein ungebahnter Weg zu uns hernieder in die Tiefe führte. Der Regen hatte die Wurzeln bloßgespült und untergraben, die Bäume ragten über die Tiefe, wilder Hopfen rankte sich dazwischen, und das dunkle Erdreich war von den Wetterbächen gefurcht.

Ich blickte empor nach der Höhe, der Anblick dieser Wurzeln, dieser schwebenden Gewinde, dieser dunkeln Erdnarben, und dazwischen das frische Grün des Mooses, die lustigen Vöglein, und die bunten Blumen, das alles lockte mich mit immer neuem Zauber. Es war mir immer, als müßte mir hier etwas Bedeutendes widerfahren, und ich wartetete darauf so oft ich herkam. Vielleicht war es auch, daß der Vater, wenn er aus der Stadt zurückkehrte, hier herab stieg, und mit seinen Gaben von Band und Kleidern, die ich mit scheuer Neugier empfing, eine bedeutende Epoche in meinem Leben machte.

Als ich so hinauf sah, fing mein Medor an

zu bellen; Gebell und Hörnerklang antworteten von der Höhe; drei schöne Tiegerhunde schossen den Abhang herunter und ihnen folgte eine Dame auf einem weißen Pferde.

Ihr blondes Haar sank auf das grüne Jagdkleid nieder, weiße Federn schwankten von dem Hut im Winde. Eine Feder fiel heraus, der Wind wehte sie zu mir herab, ich haschte sie, und staunte wechselnd sie an, und die Dame, welche geschickt das Pferd lenkte, daß es mit behenden Füssen den Abhang nieder schritt.

Als es dicht vor mir stand, hielt sie still, stieg ab, und faßte mich bei der Hand.

Ihre Fragen dünkten mich sonderbar, ich mußte lächeln, daß sie mich nicht kannte, und Medor nicht, und meinen Vater nicht. Sie führte ihr Pferd am Zügel, und begleitete mich nach unserm Hause. Ich betrachtete Alles was sie umgab, mit großer Andacht, ihren Zelter, ihr Kleid, und sie in ihrer Schöne.

Auf der Brust trug sie ein kleines Bild, an vielen goldnen Ketten. Es stellte einen jungen

Mann dar, in schöner fremder Tracht; ein Federhut, den er trug, stand ihm sonderbar stolz und anmuthig.

Die fremde Dame blieb den ganzen Tag bei uns, bis der Vater zurückkehrte. Er war sehr ehrerbietig gegen sie; sie sprachen viel mit einander, in einer Sprache die ich nicht verstand, doch ich wußte daß es mich betraf, denn beide blickten während des Sprechens oft nach mir, und die Dame sah bald froh, bald traurig dazu aus.

Als es dunkelte, und die Sonne nur noch ganz oben in den Wipfeln weilte, nahm sie Abschied.

Am Morgen, als ich erwachte, glaubte ich beinahe geträumt zu haben. Dennoch ging ich nach dem Waldabhang. Da klangen die Hörner wieder frisch von der Höhe und die Dame auf ihrem weißen Pferde erschien wieder, und grüßte mich freundlich. Sie sprach viel mit mir, und liebkoste mich, und immer lieber mußte ich sie haben. Ich suchte nach dem Bilde, an ihrem

Halse, aber es war ein fremdes an seiner Stelle. Es stellte ein Kind vor im schwarzen Fallhut; ich weiß nicht, aber es war mir recht zuwider, und ich mochte es nicht leiden, daß sie es trug.

Es war ein Mädchen wie ich, in der Hand hatte sie einen Vogel; und sah so hämisch drein, als wollte sie ihm eben ein Leid zufügen. Die Dame lächelte, als ich sie bat, mir künftig den schönen Mann wieder mit zu bringen, und auch den Vogel, damit das Kind ihm kein Leid thäte.

Von nun an kam die Dame beinah jeden Tag, und ich erwartete sie immer mit herzlicher Sehnsucht, wenn sie einmal ausblieb. Sie sprach viel mit mir von fernen Landen, wo keine Bäume ständen, von großen unabsehbaren Wasserflächen, und von Männern und Frauen die schon längst gestorben waren, und viel große Länder beherrscht und viel Menschen glücklich gemacht hatten. Sie lehrte mich auch Christus kennen, und alle die guten Lehren, die er uns zum Angedenken hinterlassen; und erzählte mir von den heiligen

Märtyrern, die lieber gestorben wären und viel Schmerz und Elend erduldet, als von ihm gelassen hätten.

Der Sommer ging zu Ende.

Eines Tages kam sie wie gewöhnlich, und als sie Abschied nahm, umarmte sie mich zärtlich, und sagte mir, daß sie nun lange nicht wieder kommen würde; so lange als der Winter dauerte. Dann schenkte sie mir einen schönen Vogel, wie der, den ich auf dem Gemälde des Kindes gesehen hatte, bestieg ihr Roß und verschwand oben in den Bäumen.

Der Winter kam, und in den langen Abenden lernte ich allerhand kleine weibliche Arbeiten von der alten Erdmuth.

Ich begriff alles ziemlich geschwind, der Gedanke, der schönen guten Dame Freude zu machen, war mir ein beständiger Sporn. Wenn ich dann so bei dem Kamine saß, die Flammen lustig in die Höhe spielten und große dunkle Schatten an den Wänden umher schweiften, draussen der Sturm heulte und den Regen klat-

schend gegen die Fenster schlug, erzählte ich mir in Gedanken die Geschichten, die ich von der fremden Dame gehört.

Dann sah ich mich mitten unter hohen vornehmen Leuten, in wunderbarem Lande, und that sehr große gute Handlungen, worüber mich Jedermann lobte. Oder ich war sehr schön geschmückt, und sah den Mann, dessen Bild die Dame getragen hatte.

Alle meine Helden glichen dessen Bilde, und sie thaten immer die edelsten Thaten. Mein Vogel sang dazwischen seinen hellen vieltönigen Gesang, ich verstand ihn nicht, und verstand ihn doch recht gut, es war ein Lied von der Fremde, und bei dem Gesang belebten sich alle Gestalten daraus in meiner Seele.

Nun kam der Frühling wieder und blickte mit freundlichen Augen aus den Aesten, und streckte die kleinen Blätterarme hervor. Die Blumen richteten sich auf, und hoben schüchtern die Häupter aus dem lichten Grün. Die Schwalben kehrten zurück in ihre Nester, und schwirr-

ten vor unsern Fenstern, die Bäume rauschten, die Lüfte und Wässer klangen, und ich erwartete mit jedem Tage meine Freundin.

Ich erzählte mir oft, wenn ich allein war, wie ich an dem Waldabhang sitzen, sie herab kommen, ich ihr entgegen fliegen würde; ich sah ihr grünes Kleid, und ihren Federbusch im Winde wehen; jeden Morgen ging ich hin und blickte unverwandt auf die Stelle, wo sie meinen Blikken verschwunden war; es war mir gewiß, daß sie von dort und an einem Morgen wieder kommen müsse. So richten wir die Blicke auf die Stelle, wo uns ein schönes Glück untergegangen ist, und erwarten es wieder daher; indessen es aus der Ferne von einer andern Seite ungesehen zu uns tritt, uns freundlich umfängt, und wir seines alten Nahens leicht vergessen.

Eines Abends saß ich auf der Bank vor unserm Hause. Da stand sie plötzlich vor mir.

Sie war nicht zu Pferd und trug ein mir unbekanntes, fremdes Gewand. Ich konnte anfangs kaum glauben, daß sie es sei. Aber als

mich die liebe Stimme grüßte, flog ich auf sie zu, und erdrückte sie fast vor Freude. Sie erkundigte sich nach meinen Fortschritten, ich kramte meine kleinen Geschicklichkeiten vor ihr aus, und sie lobte mich sehr.

Das alte Leben nahm wieder seinen Anfang, ich wurde nicht müde zu lernen, noch die Dame, mich zu belehren. Sie gab mir Bücher, ich mußte ihr daraus erzählen, manches war mir unverständlich; sie sagte dann, ich würd' es mit der Zeit verstehen, und so führte sie meinen Geist zuerst hinaus in die Zukunft.

Der Winter kam wieder, die Dame verließ uns, ich lernte und dachte fleißig, und so vergingen mehrere Jahre. Ich war an sie gewöhnt, wie an Schmetterlinge und Blumen. Meine Sehnsucht nach der Fremde wurde immer heisser, ich lebte in Gedanken unter lauter großen und bedeutenden Menschen, und oft kam es mir sonderbar vor, daß ich hier im Walde sei, und von jeher hier gewesen seyn sollte.

Es ward mir dann beinahe gewiß, daß ich

noch in der Ferne ein recht bedeutendes Daseyn leben würde. Zuweilen trieb ich meine Gedanken ängstlich an die äussersten Gränzen meines Bewußtseyns, als ob dahinter ein solches Daseyn ruhen müßte, was ich nur nicht erreichen könnte.

Der Wald umfing mit seinem dämrigen Dunkel und seinem ahnungsvollen Rauschen mein Leben, so lange ich mich dessen entsann. Meine Träume waren so lebhaft, daß ich an mir selber irre ward, wenn mir Erinnerungen von hohen Gestalten, prächtigen Gemächern und Kriegsgetümmel lebendig werden wollten, ob es nicht auch nur Bilder meiner Phantasie wären.

Dann betrachtete ich sorgfältig sinnend eine Laute, die mir die Unbekannte geschenkt hatte. Wunderbar verschlungene Gebilde von Elfenbein waren in das dunkle Holz eingelegt, seltsame Zeichen standen darauf, und mir war, als ob diese Bilder und Zeichen auf jene Erinnerungen hindeuteten, sie sich einst in einander ziehen würden, und mir in ihnen alles klar werden müßte.

Die Dame hatte mich gelehrt, dem Instrumente Töne zu entlocken; es war meine liebste Beschäftigung: wenn sie um die Saiten sumten, und der Wind durch die Wipfel strich, und in den Blättern rauschte, so dünkte mich, beide kämen aus der vielersehnten Fremde, und dort spräche und verstände man die Worte, womit sie dunkel ahnend mein Herz berührten.

Es ward mir dann immer einsamer im Walde, und die Dame, die meinen Wunsch errieth, fragte mich einst, nachdem sie lange insgeheim mit meinem Vater gesprochen hatte: ob ich mit ihr gehn wolle, wenn der Herbst käme?

Ich erschrack beinahe vor der nahen Erfüllung meiner Sehnsucht; was weit hinaus lag, trat plötzlich in naher Wirklichkeit zu mir; anfangs fühlte ich nichts als Freude, aber je näher die Zeit rückte, je beklommener und wehmüthiger ward mir zu Muthe.

Der Herbst kam, die Wipfel wurden lichter, die Blätter färbten sich röthlich, die goldnen Nebel zogen durch den Forst, und er ward mir

nun wieder so lieb, es that mir so weh, ihn zu verlassen, daß ich gern Alles aufgegeben hätte.

Es war so, daß mein Geist immer hinausstrebte über die eng' und freundlich begränzte Gegenwart; erst vorwärts in die Zukunft, und blühte ihm dort die liebliche Erfüllung, zurück wollte in die Vergangenheit mit wehmüthiger Liebe. Die Zeit nimmt immer ihr Theil des Genusses voraus: und ist dann arm als Gegenwart.

Mir waren alle die alten Umgebungen noch einmal so lieb, nun ich sie lassen sollte. Meine Kindheit war so friedlich dazwischen hingezogen: alle Liebe meines Vaters und der alten Erdmuth kam über mich; ich fühlte recht traurig, wie sie nun einsam seyn würden, wenn ich fort wäre, wie mich der gute Medor vergebens suchen, meine Blumen umsonst die bunten glühenden Augen nach mir aufthun, der Schatten mich nicht mehr umfangen, und die Bäume mit Niemand mehr flüstern würden. Zum erstenmal fühlte ich mich unglücklich. Endlich erschien der Tag der

Abreise; das Posthorn erschallte, vier muthige Rosse stampften schnaubend vor dem Wagen, und ich drückte Alle noch immer wieder an mein Herz. Alle weinten, sogar Medor war traurig, und es ward mir ganz besonders schmerzlich, wenn ich ihn ansah, er wußte ja nicht, warum er so kläglich that, und was ihm begegnen sollte. Er schmeichelte mir so zutraulich, und sah mich mit seinen ehrlichen Augen an, als wollte er sagen: Du bleibst bei uns; es that mir so weh, ihn zu täuschen.

Wir stiegen in den Wagen, und er flog davon, an allen wohlbekannten Plätzen vorüber; und bei jedem ward der Schmerz wieder neu.

Endlich war es, als ob ein großes Wasser hinter den Bäumen schimmerte, ich zeigte es der Dame, aber sie sagte, es sei die Luft.

Der Wald ward lichter, und wir kamen in das freie Feld. Mir ward bange, als ich so weit um mich sah, ich kam mir so allein und so klein vor in dieser ungeheuren Weite. Alles war so still, kein Rauschen, kein Flüstern; der Wind

schlug mit breiten Flügeln an mein Gesicht, und kreischte in mein Ohr, daß mir immer bänger wurde. Ein Heer von drohenden Gestalten zog himmelan, als wollte es uns überfallen: die Dame lächelte zu meiner Furcht.

Als wir eine ganze Weile gefahren waren, erblickte ich am fernen Horizont rothe Dächer in dunklen Bäumen versteckt. Wir fuhren darauf zu, und als wir nahe kamen, seitab über das Feld, stand vor uns ein schönes Schloß.

Der Vorhof war mit Ketten umzogen, die zwischen kleinen Säulen wie Gewinde schwankten; ein Graben schloß ihn tief gemauert ein.

Wir rollten über eine Zugbrücke hinein, die Thorflügel wurden aufgerissen, prächtig gekleidete Lakayen stürzten hervor, halfen uns aus dem Wagen, und vor uns her wurden die Thüren alle geöffnet bis in die inneren Zimmer.

Alles war mir fremd und sonderbar; ich hatte mir es viel anders gedacht, und mir war beklommen in dieser neuen prachtvollen Umgebung. An den Wänden hingen Gemälde in breiten goldnen

Rahmen, die in ihrer lebendigen Unbeweglichkeit durch Zauberei in das goldne Viereck, das sie einschloß, gebannt schienen. In langen Spiegeln sah ich mich an mir selbst vorüber schreiten, und die Dame auch; zuletzt zog sie ein buntes seidnes Schnur, das am Kamin herabhing. Ein Lakay erschien, sie sagte ihm einige Worte, er ging und kehrte bald mit einer alten Frau zurück, der sie mich übergab.

Die Alte führte mich eine breite hell erleuchtete Treppe hinauf in ein großes Zimmer; als ich die Dame nicht mehr sah, ward mir völlig fremd zu Muthe, ich hätte zurück gemogt in den Wald, und begriff nicht, warum es nicht seyn konnte, weil ich noch vor so kurzer Zeit dort war.

Die Matrone ließ mich allein, ich schaute im Zimmer umher, und gewahrte wieder viele Gemälde an den Wänden. Es waren lauter einzelne Figuren, Männer, Weiber und Kinder. Manche kamen mir vor, als ob ich sie schon ehemals gesehen: in dem Einen erkannte ich den

schönen

schönen unbekannten Mann, und in einem Andren das häßliche Kind. Aber der Mann trug eine andre Kleidung, und das Kind schien älter zu seyn. Zwischen beiden hing eine Dame von seltner Schönheit, sie war sehr blaß, hatte einen schwarzen Schleier um Haupt und Nacken geschlungen, und hielt eine Laute in den Armen, die der meinigen vollkommen ähnlich war, dabei sah sie mich immer an, wohin ich ging, und lächelte mir zu, als ob sie mich liebte.

Ich konnte gar nicht müde werden, sie anzuschauen, so bedeutend ergriff mich ihr Blick, und traf mich im innersten Herzen.

Als die Alte mit meinen Sachen zurückkehrte, fand sie mich noch vor dem Bilde. Sie rief mich zur Tafel. Ich speiste allein mit der Dame, viel Kerzen brannten in dem Zimmer, und vielerlei Speisen wurden aufgetragen, mir war Alles neu und merkwürdig, und mein Erstaunen schien sie zu ergötzen.

Als ich wieder hinauf kam, fand ich mich von meinen Sachen umgeben, wie ich es im

Walde gewohnt gewesen war; und kam mir nun um vieles heimischer vor. Ich ergriff die Laute, setzte mich vor das Bild der Dame, und spielte; sie schien mir freundlich zuzuhören. Darauf ging ich zur Ruhe und entschlummerte süß.

Die Sonne stand am nächsten Morgen schon hoch am Himmel, als ich erwachte. Ich öffnete die Fenster und die Vorhänge: ein Nußbaum stand davor, der Wind regte hüpfend seine Blätter, und sie nickten und spielten freundlich in mein Zimmer hinein, und ihre Schatten tanzten über die Gemälde nieder; wie Erinnerungen aus dem Walde. Unten lag ein weiter Rasenplan mit Orangerie besetzt, Granatenblüten schwankten wie rothe Flammen im hellen Laube, rechts erhob sich ein Wald wie eine grüne Mauer in die blaue Luft. In der Mitte der Orangenbäume spielte ein Springbrunn lustig in die Höhe, und eine hohe Schilfstaude zitterte in dem Bassin freudig in der Berührung der niederschießenden Stralen.

Ich kleidete mich eilig an, und hinaus in

Luft und Waldesnacht und Rauschen. Fremde Blumen mit kostbaren Düften drangen auf mich an, Tuberrosen standen wie blühende Sterne, und gossen mir ihren Balsamstrom entgegen, mein Herz war froh und leicht im stolzen Hoffen.

Ich wand einen Kranz von den schönsten Blumen, und brachte ihn dem Gemälde; mich dünkte, es lächle mich dankend dafür an.

Ein Monat verging, ich war noch nicht heimisch in all' der Pracht. Die Blumen verblüten, die Düfte verflogen, die Orangerie ward weggenommen, der Springquell erstarrte, der Wald entlaubte sich, Nebel schritten über die Ebene, die dunklen Wolken hingen schwer am Himmel, es blieben nur die leeren Sparren der Freudenbühne; da verließ mich die Dame.

Ich trennte mich ungern von ihr, im Schlosse ward es stiller als sie fort war; nur wenig Bediente blieben zurück, die Alte führte die Herrschaft; die prächtigen Zimmer wurden verschlossen, das kostbare Geräth verhängt; meist blieb ich auf dem meinen, und wie vor alter Zeit

verging der Winter mir unter Beschäftigung und Einsamkeit. Zuweilen schrieb mir die Gräfin, so nannte man sie im Schlosse, und schickte mir schöne Geschenke, und gab mir Bücher und Lehren.

Zuletzt meldete sie mir im frühsten Frühling ihre Rückkehr.

Sie kam auch bald darauf, und nun wurde es wieder lebendig. Die Zimmer wurden geschmückt und gereinigt, der Park aufgeputzt, Handwerker erneuten die Schönheit des Alten, und brachten manches Neue. Mehr Bedienten wurden angenommen, ich bekam einen mir ganz unbekannten Theil des Gebäudes zu sehen, den großen Saal und die Paradezimmer.

Der Saal war mit dunklem Holze verkleidet, an den Wänden sah man Wappenschilder und Bilder von alten Rittern. Einer darunter auf einem hochbäumenden Rosse glich wieder dem schönen Unbekannten.

Es traf mich sonderbar, daß der Zeitstrom in seinem Laufe mir immer sein Bild wieder

empor brachte, so oft es in meiner Seele zu erlöschen begann.

Die Gräfin sagte mir, daß alle diese Anstalten den Besuch einer vornehmen Fürstin bedeuteten, die mit ihrer Familie den Sommer über einige Monate bei uns zubringen werde. Dabei ermahnte sie, mich vorzüglich um ihre Gunst zu bewerben.

Diese Ermahnung machte mich bange, noch nie hatte ich etwas zu erwerben gesucht. Ich kannte keine Mittel, und fragte ängstlich, wie es anzufangen sei? Sie erwiederte, durch mein Betragen; und diese Rede verwirrte mich völlig.

Ich war in das Leben geschritten, ohne je zu denken, daß mein Thun für mich und Andre von Bedeutung seyn mögte. Nun sollte ich ein wichtiges Gut damit erwerben. Ich kümmerte mich, und schämte mich dennoch, der Gräfin neue Fragen zu thun. Als ich mir endlich ein Herz dazu faßte, sprach sie, ich mögte nur ruhig gewähren, wie gewöhnlich; aber mein Gemüth ward nicht still, und ängstlich hielt ich mich im

Grunde des Vorsaals, als sie die Fürstin empfing. Es war eine ältliche Frau, eine hohe Gestalt mit scharfen bedeutenden Gesichtszügen. Die kalte Ruhe der Hoheit und des innern Bewußtseyns von Würde lag über ihrem Wesen verbreitet, welches mich mit Ehrfurcht erfüllte; ich staunte nur sie ehrerbietig an, und hatte nicht Acht auf ihr Gefolge, als die Gräfin sie an mir vorüberführte.

Aber alles Staunen verschwand vor der Freude, als eine Dame aus dem Gefolge zu mir trat, und ich die schöne Unbekannte des Gemäldes erblickte. Ich fiel ihr um den Hals, sprach zu ihr, und umarmte sie wie eine Bekannte.

Man umringte uns, und wollte wissen, wer ich sei, und woher ich die Prinzessin kenne? Ganz unbefangen erklärte ich das Räthsel; man lachte laut. Ich erröthete vor Schaam, und schlug die Augen nieder, die Unbekannte nahm mich in ihren Schutz, und liebkoste mich, ich wagte endlich die Blicke aufzuschlagen und in dem Kreise umherzusehen, da

stand dicht hinter mir der schöne Mann, und an seinem Arm das Kind, das ich auf dem Gemälde gesehen.

Es war kein Kind mehr, es war eine erwachsene Jungfrau, größer und schöner als ich, aber ich erkannte sie dennoch, derselbe widrige Ausdruck beherrschte ihre Züge, und dasselbe unangenehme Gefühl von damals, als ich ihr Bild zuerst am Halse der Dame sah, regte sich aufs neue in mir, sie an dem Arm des schönen Mannes zu erblicken, meinen Haß und meine Liebe vertraut mit einander. Der Unbekannte glich dem ersten Bilde ganz, er trug dasselbe Kleid, und die Federn schwankten wieder eben so auf seinem Hute.

Er lachte nicht über mich, sondern blickte mich mild an, die Jungfrau sah stolz von seiner Seite auf mich herab, und zog ihn eilig fort, der Fürstin nach in das Zimmer; ihr seidnes Gewand rauschte hinter ihr drein, als sie ging, und ich fühlte mich gedemüthigt vor ihr, und wagte kaum, die Hand der Prinzessin zu berüh-

ren, die mich ihnen nachführte. Die Uebrigen folgten uns flüsternd.

Als wir hereinkamen, erzählte sie der alten Fürstin den Vorfall mit mir in einer fremden Sprache, ich errieth es aus ihren lebhaften Mienen.

Sie stellte mich ihr dann vor, die Fürstin hörte ihr zu mit einem halben Lächeln, und begrüßte mich ohne sonderliche Theilnahme, sie war immer gleich ernst, außer gegen den Unbekannten, den man Prinz Jago hieß, und die Jungfrau, die sie Valeska nannten.

Ich hatte mich noch kaum besonnen in dieser fremden Umgebung und diesen überraschenden Gefühlen, so drang ein Neues auf mich ein.

Valeska nannte die Prinzessin Mutter. Es that mir im Herzen weh, als ich es hörte; auch diese wollte sie mir entreissen, ich fühlte mich so verlassen, und allein in der Welt, daß mir Thränen in die Augen kamen. Jago betrachtete mich oft lange mit sonderbarem Ausdruck in den Blikken, aber er sprach nicht mit mir, er blieb in

der Ferne neben Valeska, die vertraulich zu ihm redete. Seine Blicke machten mich immer wehmüthiger, ich war froh, als Alle sich an kleinen Tischen setzten, die alte Fürstin mit Jago und Valeska, und Niemand auf mich Acht hatte, und ich mich entfernen durfte.

Ich ging in den Park. Ein naher Bach quoll murmelnd dahin, der Frühling regte sich mit leisem Summen in den Zweigen, ich schloß die Augen und lehnte mich an einen Baum, und es war mir, als sei ich wieder in dem Forste.

Aber die Ruhe war nicht in meiner Brust, die ich dazumal empfand; ich verglich mit geheimem Schmerz mein Loos und Valeska's. Hier stand ich einsam und betrübt, sie war dort mit ihm; die Unbekannte war ihre Mutter, sie war geschmückt und geehrt, ich vergessen und vernachlässigt; sie war in ihrer Heimath bei den Ihren, ich den Meinen entrissen. Es zog mich unaufhaltsam dahin zurück; zu fliehn in meine Wälder, und nicht zu rasten, bis ich dort sei bei

meinem Vater, bei Erdmuth, bei Medor. Alles ward mir so lebendig, so sehnsüchtig lieb, ich fing an zu laufen, so sehr ich es vermogte: da traten aus dem Dickicht auf einmal die Prinzessin und die Gräfin zu mir. Sie fragten, was ich weine, und wohin ich wolle? Ich fiel ihnen schluchzend um den Hals, und entdeckte ihnen Alles. Die Prinzessin weinte mit mir, und tröstete mich, und nannte mich ihre Tochter, ihr liebstes Kind! Ich mußte ihr von meinem Vater, von meinem Kinderleben erzählen. Ich vergaß darüber meinen Vorsatz und mein Weh, ich war wieder zufrieden und glücklich, und ganz mit meinem Schicksal ausgesöhnt.

Als wir zurückkamen auf das Schloß, ruhten Aller Augen mit sonderbarer Neugier auf mir, auch die alte Fürstin sah mich während der Tafel oft an; ich saß weit von ihr, so daß sie mich nicht recht bemerken konnte.

Sie sagte darauf, wenn sie mich erblicke, wäre es ihr immer, als wollte eine Erinnerung in ihrer Seele wach werden; es wäre ein Dunkel,

woraus sie sich nicht finden könnte, und sie täppe darin umher, und ängstige sich nach einem Worte, das ihr alles deutlich mache. Das verstand ich ziemlich; aber aus den andren Gesprächen konnte ich mich nicht recht finden; sie klangen mir fremd und bedeutend.

Es wurden große Namen darin genannt; doch hatte einer meine Aufmerksamkeit aufs höchste gespannt, und erwartete ich, etwas recht sonderbares von ihm zu vernehmen, so war die Rede schon beendigt, es ward nichts mehr gesagt, das Gespräch ging auf andre Dinge über, und Niemand schien dabei etwas zu vermissen. Unter andern nannte man oft einen Fürsten Lothar, und sprach von seiner sonderbaren Aehnlichkeit mit Prinz Jago.

Ich konnte dem Zuge nicht widerstehn, der mich trieb, mehr von diesem Manne zu hören; es war mir, als würde mir ein Glück verkündigt werden.

Ich wandte mich zu meinem Nachbar, und fragte, wer dieser Fürst gewesen, und ob er noch am Leben?

Er sah mich erst verwundert ob meiner Frage an, dann antwortete er: Fürst Lothar sei der Oheim des Prinzen gewesen. Er sei vor sechzehn Jahren, als jener noch kaum ein Knabe, im Kriege geblieben, und habe eine Schrift hinterlassen, worin er Prinz Jago zum Erben seiner Güter ernannt, unter der unbegreiflichen Bedingung, daß er die älteste Enkelin der Fürstin heirathe. Weigerte er sich dessen, so fielen die Güter an ein andres Haus, und so sei denn Prinz Jago mit Valeska verlobt.

Ich hatte keinen deutlichen Begriff des Wortes, verlobt; aber eine dunkle Ahndung seiner Bedeutung zog durch meinen Sinn, und berührte alle schlummernde Empfindungen, daß sie stürmisch durch einander klangen und einander erweckten; in diesem Augenblicke ward ich um viele Jahre älter.

In einem ungeheuren Weh sonderte sich, was dunkel und verworren war, in mir, ich ward mich meiner selbst bewußt, es ward mir vieles deutlich, und vor Allem, daß ich Jago lieben,

und Valeska hassen müsse, die wie ein dunkler Schatten immer zwischen mich und meines Lebens Licht und Freude trat.

Ich fühlte mein Schicksal entschieden, mein Daseyn dem Kummer geweiht, und doch wollte die Hoffnung nicht von mir lassen, daß ich das nimmer verlieren mögte, was ich so glühend umfaßte. Alle Verstellung war mir bis dahin fremd gewesen; jetzt fühlte ich die Nothwendigkeit, mein Inneres zu verbergen, und eine Reihe kampf- und qualvoller Tage begann.

Immer Zeuge von Valeska's Triumph; in meinen eignen Augen gesunken, dem Zweifel hingegeben, ob mich nicht niedrer Neid beherrsche; dem Grame geweiht; mit allen glühenden Herzensansprüchen auf Glück und Liebe, verlassen und allein, fand ich selbst iu der fortdaurenden Liebe der Prinzessin und der Gräfin Vermehrung meiner Qual. Sie schien mir ein Allmosen der Güte, und mein geheimes Gefühl Verrath dagegen. Von Jago wollt' ich mich losreissen! ich verhängte sein Bild in meinem Zimmer, und es

verfolgte mich dennoch, und so oft ich die Augen aufschlug, begegnete ich seinem lieben Auge. Ich trug das alles im verschwiegnen Busen; in meinem Aeußern mußte Friede seyn; und es nagte heimlich an meinem Herzen, daß meine Gesundheit an zu wanken begann. Mit geheimer Wollust fühlte ich meine Kräfte schwinden; ich sah der Erlösung von meinen Qualen entgegen. Gebannt war ich in einen Zauberkreis, sein Leben verzehrte mich, aber ich konnte ihm nicht mehr entfliehn. Zu fern lag der Wald mit seinem Dunkel und mit seinem Frieden, die Freuden meiner Kindheit waren darin zurückgeblieben, und kannten mich nicht mehr. Sie hatten mich vergessen, sie wollten nicht zu mir kommen; die Laute war verstimmt, wenn ich sie lockte; und ich fühlte schon von jenseit die Ahndung des Sieges mir himmlisch in der Seele aufgehen.

Ich hatte geduldet und geschwiegen. Zuletzt ward ich wirklich so krank, daß ich auf meinem Zimmer bleiben mußte.

Valeska kam unter andern, mich zu besuchen,

aber ihr Mitleid hatte etwas Erniedrigendes, das mich verwundete. Sie that, als wollte sie mich trösten, jedes Wort des Trostes war eine Beleidigung.

Beim Scheiden sagte sie mir: ich sollte nur ruhig seyn, ich würde meine Aeltern schon entdecken, und geschähe es auch nicht, so sei's nur um so besser. Es wisse ja doch Niemand, wer sie seyn mögten, und die Gräfin sorgte gewiß auch in der Zukunft für mich. Bei diesen Worten ging sie aus der Thür mit stolzen Schritten, und sah nicht mehr nach mir zurück, und ließ mich erstarrt vor Schmerz und Staunen.

Ich hatte also keinen Vater, Niemand kannte meine Aeltern, ich war ärmer als die Pflanzen, die ihre Lebensfäden an den mütterlichen Boden ketten. Nun hatte ich alles verloren, zerrissen war jedes Band, wie einen Findling hatte mich der Zufall in die Welt geworfen, und sich tükkisch verborgen, mir blieb nichts als Abhängigkeit, Hülflosigkeit, Schmerz und Niedrigkeit, sie waren meine Verwandte, ihnen gehörte ich an.

Ich schlief keinen Augenblick vor Gram und Zweifel, ich erwartete sehnlichst die Gräfin; mein Elend hatte den höchsten Gipfel erreicht, es mußte sich vermindern oder mich vernichten, ich wollte alles wissen, was nur möglich zu erfahren war.

Der nächste Tag war mein Namenstag; es war mein erster Gedanke, als ich aus einem kurzen Morgenschlummer erwachte, und er machte mich nur trüber.

Ich verließ ermattet mein Lager, und schlich nach meinem Wohnzimmer. Ein balsamischer Duft strömte mir durch die geöffnete Thür entgegen. Ich sah es mit Blumen geschmückt, Kränze und Gewinde schwankten in der Zugluft an den Wänden, auf allen Fenstern, allen Tischen standen Blumen, und der Sofa und der Teppich davor waren mit den erlesensten bestreut.

Nur wer sich ganz verlassen wähnt, kann meine Empfindung bei dieser unvermutheten Theilnahme verstehen. Mich überwältigte unaussprechliche Wehmuth, ich sank auf die Knie vor einem Stuhle nieder, verhüllte mein Gesicht und weinte laut.

laut. Als ich mich gefaßt hatte, und umherblickte, fiel mir auf einem entlegenen Tischchen eine seltene Datura in die Augen. In die grosse blendend weisse Duftglocke waren wenige Zeilen mit einem Griffel gegraben.

Wünsche in Düften
Sollen wir bringen,
Kinder des Frühlings
Lebend in Duft,.
Lüfte mit Lüften
Sterbend durchdringen.
Nähe des Lieblings!
Selige Gruft!

Meine Wehmuth ging in Erstaunen über: noch nie war diese Sprache gegen mich geführt worden, und sie sprach alle meine geheimen Empfindungen für Jago so leise und doch so gewaltig an, daß ich unwillkührlich seinen Namen nannte.

Indem trat die Gräfin in mein Zimmer, und ich stürzte ihr lautweinend an die Brust: ich vermogte lange nicht zu sprechen, endlich rief ich: „also ein Fündling bin ich, und habe keine Aeltern?"

„Mein Fündling bist Du!“ rief sie, „hast keine Aeltern, aber eine Mutter, und ich habe Dich gefunden, ihr zum Glück und euch allen.“

Ich erstaunte, mein Herz nannte die Prinzessin, aber ich wollte es nicht hören, damit ich meiner wahren Mutter nicht Unrecht thäte durch seine Freude, sollte sie es nicht seyn.

Aber sie war es, und ich konnte mein Glück kaum begreifen, und mitten darin überraschte der Schmerz mich wieder, daß sie mich so geheimnißvoll zu sich bringen ließ, daß sie sich mir so lange entzogen hatte, und ich fragte: Mutter? Sie verstand meine Frage, und winkte der Gräfin, mir alles zu erklären.

Ihr Vater war der Gouverneur einer bedeutenden Gränzfestung während des vorletzten Krieges. Mein Vater, der Fürst Lothar, diente im feindlichen Heere. Die Festung wurde von dem Korps belagert, welches er anführte, bald darauf erstürmt; mein Großvater ward verwundet und gefangen.

Lothar behandelte seinen Gefangenen mit aus-

gezeichneter Achtung, allein er vermogte nicht das Herz des alten Fürsten zu gewinnen; gekränkter Kriegsruhm und Partheigeist verschlossen es ihm. Die Fürstin war ihm eben so wenig geneigt, sie rächte ihren Stolz an ihm durch ein kaltes hohes Betragen; nur meine Mutter, die als Wittwe mit ihren Aeltern lebte, fühlte, wie gut er war. Sie liebte ihn bald, und er sie, aber die Einwilligung ihrer Aeltern zu ihrer Verbindung war nicht zu hoffen. Sie entschlossen sich zu einer heimlichen Vermählung; mein Vater baute für sich auf den Einfluß seines Hofes bei den Friedensbedingungen. Eine einzige alte französische Kammerfrau wußte um das Geheimniß.

Sobald mein Großvater genesen war; es geschahe bald nachdem meine Mutter mich geboren hatte; verließ er auf sein Ehrenwort die Festung, und meine Mutter mußte ihre Aeltern begleiten. Die alte Kammerfrau war verabschiedet: es war nicht rathsam, mich mitzunehmen, und deshalb noch Jemand in das Geheimniß zu

ziehen; die Entdeckung ward da möglich, und konnte damals der Gesundheit meines Großvaters gefährlich werden. Ich blieb also zurück bei der alten Kammerfrau, unter der Aufsicht meines Vaters.

Indessen wandte sich das Kriegsglück; die Truppen des Heeres, bei dem Lothar diente, wurden geschlagen, die Festung aufs neue belagert von ihren vorigen Besitzern. Lothar vertheidigte sie hartnäckig, bei einem allgemeinen Sturm erlag sie der Gewalt, und er blieb auf ihren Wällen.

Gleich bei dem Anfange der Belagerung hatte er ein Testament niedergelegt, worin er den Prinzen Jago, seinen Neffen, den er liebte, zum Erben seiner Güter einsetzte, unter der Bedingung, daß er die Enkelin des Fürsten heurathe; weigerte er sich dessen, so fielen die Güter an sie. Weiter sagte er nichts, das auf seine Verbindung mit meiner Mutter deutete, er vertraute ihr und der Zeit.

Die Eroberer drangen durch die Gassen, und

suchten ihre Quartiere in den Häusern. Ein alter Jäger klopfte vergeblich an die Thür des seinen, er erbrach sie endlich, und als er herein trat, erblickte er eine alte Frau, die todt auf dem Bette lag, und daneben ein ruhig schlummerndes Kind. Er erkundigte sich bei den Hausleuten nach der Alten. Niemand wußte von ihr und dem Kinde. Sie wohnte noch nicht lange dort, hatte still und eingezogen gelebt, und nur wenig deutsch gekonnt. Er nahm das Kind auf, es sah ihn freundlich an; Niemand wollte sich seiner annehmen; er bezahlte das Begräbniß der Alten, that das Kind in die Kost, bis es ruhiger in der Gegend wurde, und er es zu seiner Frau schicken konnte, welche keine Kinder hatte.

Der letzte Schlag war entscheidend gewesen für das Geschick des Krieges, bald darauf wurde Friede; meine Mutter kehrte nun mit ihren Aeltern nach der Festung zurück, und fand auf dem Kirchhofe ein schwarzes Marmorkreuz mit dem geliebten Namen, und nahe dabei einen hellen Sandstein, der den Namen der Kammerfrau

trug: der Jäger hatte ihn ihr gesetzt, damit ihre Verwandte, wenn sie vielleicht dereinst einmal in diese Gegend kämen, wissen mögten, wo sie ruhe.

Alle Nachforschungen nach meinem Schicksal waren vergeblich, meine Mutter wußte nicht einmal, in welcher Gegend der Stadt die treue Alte zuletzt gewohnt hatte. Alle Kinder auf den Gassen sah sie an, und wenn eines dem Bilde glich, das sie von mir zu haben wähnte, und sie fragte nach seiner Herkunft: so gab es nie Umstände, die eine Möglichkeit für ihre Hoffnung ließen; die Aeltern lebten, die Nachbarn kannten es.

Der Schmerz nagte an ihrem Leben, die Möglichkeit, mich wieder zu finden, entschwand, mit ihr der Muth, ihre Verbindung zu entdekken. Dennoch ließ sie das Testament ihres Gemahls bestehen, denn kaum eine Gewißheit löst die Hoffnung vom Leben; und daß es dereinst nicht zu Valeska's Vortheil mißdeutet wurde, konnte sie leicht verhindern, alle Maaßregeln dazu hatte sie auf jeden Fall getroffen.

Ihre Vertraute, ihre Freundin, ihr einziger

Trost war die Gräfin: die Güter derselben lagen in der Nähe eines Forstes, den Sommer über lebte sie dort.

Der Jäger hatte indessen seinen Abschied erhalten, und eine Forstbedienung in demselben Walde. Einst auf der Jagd kam die Gräfin in die Nähe seines Hauses. Sie sah von der waldumkränzten Höhe die anmuthige Wohnung einsam im tiefen Grunde liegen; sah ein altes Mütterchen geschäftig vor dem Hause verkehren, fernerhin ein blondlockigtes Kind mit einem großen Jagdhunde stehen, und ernst nach den Wipfeln empor schauen. Der Anblick ergötzte sie, sie lenkte ihr Pferd hernieder. Es sprachen sie bekannte Züge aus dem Gesichte des Kindes an: sie forschte weiter, und entdeckte das langverlorne ihrer Freundin.

Sie nahm sich nun meiner Erziehung an, und sann mit meiner Mutter auf Mittel, mich in meine Rechte einzusetzen. Es blieb nur noch übrig, die alte Fürstin mit meinem Daseyn zu versöhnen, denn mein Großvater war gestorben. Aber

sie wollte auch, daß dasselbe Gefühl, welches sie einst mit meinem unglücklichen Vater verbunden, mich mit Jago vereinen mögte.

Die Gräfin entwarf Pläne zu beidem; auf ihrem Gute sollten sie ausgeführt werden; sie nahm mich zu sich, um uns dort alle zusammen zu bringen, ohne daß es auffiel.

Mit unaussprechlicher Angst bewachte meine Mutter den Eindruck, welchen Jago auf mich machen würde; ich verhehlte meine Empfindungen schlecht: aber Jago blieb immer entfernt von mir, und wenn auch sein Blick ihr zuweilen Hoffnung gab, so zerstörte unmittelbar darauf sein gleichgültiges Benehmen sie wieder. Die Gräfin verzweifelte nicht an ihm, und wollte eben daher leiten, daß er mich liebe. Indessen kamen beide darüber ein, ihm das Geheimniß meiner Geburt zu entdecken, seine Verbindlichkeiten zu erlassen und sein Vermögen zurückzugeben.

Den Tag zuvor, ehe sie diesen Entschluß ausführten, trat Jago zu der Prinzessin und

ihrer Mutter, und erklärte ihnen bestimmt, daß er alle Ansprüche auf die Güter seines Oheims aufgäbe, aber Valeska nie heurathen werde. Die alte Fürstin erzürnte, und verlangte Gründe; er sagte, was sie von ihm fordern mögten, gäbe er freiwillig, nur seine Gründe blieben sein.

Sobald er ausgesprochen hatte, nahm ihn meine arme Mutter auf ihr Zimmer, und erklärte ihm den Grund von seines Oheims Testament.

Erst schien er bestürzt, dann verlegen, dann bewegt, und endlich ermuthigte er sich, und erklärte ihr mit freimüthiger Wahrheit, daß er meinetwegen die Vortheile des Testaments habe aufgeben wollen. Aber die alte Fürstin hatte er durch seine stolze Erklärung beleidigt. Sein männlicher Sinn hatte ihn ihr anfangs werth gemacht, und ihren Stolz überwunden, den der Gedanke empörte, daß er sich ihrem Hause gezwungen verbände. Nun erwachte der alte Haß gegen seinen Stamm aufs neue, sie konnte jetzt leicht ihre Einwilligung zu seiner Verbindung mit mir ver-

weigern: „aber es ist nichts zu fürchten,“ sagte die Gräfin, „ich will sie Dir verschaffen, nur bis morgen Abend halte Dich verborgen.

Ich hatte, während sie sprach, an der Brust meiner Mutter gelegen und geweint, mir war nur die Erinnerung ihrer Leiden deutlich aus der Erzählung der Gräfin zurückgeblieben. Alles Uebrige verwirrte sich und betäubte mich, selbst was sie von Jago sagte, und seiner Liebe zu mir, konnte ich nicht recht fassen, es zog alles über mich dahin, mir war, als ob es mich gar nicht beträfe; und wenn ich es einen Augenblick dachte, daß ich es sei, die sein werden sollte: so kam mir immer wieder dazwischen, wie unglücklich meine Mutter gewesen sei.

Die Gräfin wandte sich nun zu ihr, und erzählte ihr, welchen Plan sie entworfen habe, die Einwilligung der alten Fürstin zu gewinnen. „Sie ist,“ sagte die Gräfin, „sehr schwach von einer Seite, wie alle Gemüther, deren Eigenthümlichkeit eine kräftige Beschränktheit ist. Diese Seite hat sie mir oft enthüllt, ohne es zu wol-

len, und wir wollen sie zu ihrem Besten benutzen.“

„Sie glaubt an Ahndungen und Traumgesichte. In der großen Gallerie eures Stammhauses hängt ein Gemälde: es stellt eure älteste Ahnenfrau vor, die ihrem Manne aus dem Morgenlande in seine Heimath folgte, und durch die Schätze, die sie mitbrachte, den Grund zur Größe eures Hauses legte. Ihre wunderbare Schönheit hat immer tiefen Eindruck auf das Gemüth der Fürstin gemacht. Sie hat mir oft erzählt, wie diese dort abgebildet ist: einen dunklen Schleier um das Haupt gewunden, eine Laute in den Armen, die Beschränktheit des stillen Glücks in der ganzen Haltung, und die Sehnsucht nach dem schönen Mutterlande in dem Auge, welches den heimathlichen Liedern nach hinüber in die schöne Heimath schweift.“

Am Jahrstage ihrer Vermählung, als sie zum erstenmal außerhalb des Stammhauses schlief, träumte der alten Fürstin, diese Ahnenfrau träte in einem zauberisch geschmückten Walde aus einer

Fülle abentheuerlicher Gestalten zu ihr. Sie führte eine verschleierte Gestalt an der Hand, und sprach: gewähre dieser: so wird unsrem Hause Glück blühen. Die Fürstin schlug den Schleier in die Höhe; die Gestalt war die Ahnenfrau wieder, nur verjüngt stand sie wie eine Jungfrau vor ihr, und der Traum ging in undeutliche verworrene Bilder über."

„Sie glaubt fest an die Erfüllung dieses Traums, wir wollen sie ihr bereiten. Das Nöthige habe ich veranstaltet; Kläre hat eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Gemälde, sie muß sich nicht zeigen, damit die Fürstin sie nicht inne wird; zu meiner Angst bemerkte sie sie gleich den ersten Abend, zu meiner Freude wurde sie ihr nicht deutlich."

Ich verstand nicht, was sie meinte, meine Mutter gab ihr Beifall, und ich war zufrieden; aber ungern verließ ich diese, als sie zur Tafel gehen wollte: mir war, als verließe ich sie nun wieder auf immer.

Als ich auf mein Zimmer kam, fand ich

Jago. O! er war mir so lieb, tief im Herzen, und ich konnte ihm doch gar nichts sagen, und es zog mir die Brust zusammen, als er mich küßte.

Er blieb viele Stunden bei mir, den Nachmittag kam auch meine Mutter, und da wurde das Herz mir freier, und ich gab ihr alle Küsse für ihn.

Erst am zweiten Tage, als er mich wieder lange angesehen hatte, wie sonst unten in den Sälen, konnte ich seine Hand fassen, und ihn wieder frei aus der Seele ansehn. Gegen Abend verließ er mich, und begab sich zur Gesellschaft.

Ich blieb allein in meinem dämmernden Zimmer. Der Tag konnte sich, wie ein scheidender Geliebter, auch nicht losreißen von der schönen blühenden Erde; als sein Blick zu erlöschen begann, schickte er den Abenwind noch an sie ab als Boten. Er strich über die Wiesen und durch die Wipfel dahin, und flüsterte den Blumen und Blättern leise Liebesworte zu, worauf sie unbeweglich lauschten, oder mit leisem Neigen ant-

worteten; und wenn er an meine Wangen kam, war er mir wie Jago's Hauch, und ich verstand die Worte auch, und küßte ihn wieder.

Immer stiller ward es und dunkler: da öffnete sich die Thür meines Zimmers, und die Gräfin trat herein. Sie trug ein abentheuerliches Gewand, und ein gleiches für mich über den Arm. Ich mußte es anlegen, und als ich es angezogen hatte, legte sie mir meine Laute in den Arm, stellte mich vor den Spiegel, und hielt mir ein kleines Bild vor; es war mein eignes Bild. Sie löschte darauf die Kerzen aus, und wir tappten schweigend die dunkle Treppe hinunter. Sie zog mich an der Hand mit sich fort, dem Park zu, aus dessen Mitte uns Töne und Lichter entgegen schwirrten.

Wir kamen tiefer ins Gebüsch, einzelne Gestalten schritten durch die Dämmerung an uns vorüber, ich erkannte die Mönche darunter, die ich in dem Walde sonst immer unter der Linde gesehen hatte, aber als wir ihnen näher kamen, verloren sie sich schweigend in den Büschen.

Mir war, als wollte meine Kindheit zurückkehren: wenn so nach langen Jahren eine bedeutende Gestalt aus längst verfloßner Zeit aufs neue zu uns tritt, kommen viele unbedeutende Erinnerungen, welche mit an ihr haften, und es ist, als wollte die ganze alte Zeit wieder erwachen.

In diesem Gefühle wandelte ich weiter; wir kamen tiefer ins Gebüsch, und in einer langen Allee, aus deren Grunde uns ein wunderbarer röthlicher Schein entgegenleuchtete. Wir gingen darauf zu, und traten auf einen freien Platz hinaus, der rings mit Bäumen umgeben war. Blumen leuchteten aus den Wipfeln, und schossen, wie der Wind die Blätter bewegte, matte, blaue, rothe und gelbe Blitze hernieder, und Klänge, Farben und Düfte wanden sich lieblich träumend durch einander, als wollten alle Erinnerungen sich darin aussprechen.

Gestalten wankten unter Bäumen, vor ihnen her schweiften ihre dunklen kolosalischen Schatten auf dem matt erhellten Boden durcheinander,

und ihr summendes Geflüster mischte sich in den Tönen, die in trunkner Irre durch die Luft taumelten.

Ich erkannte Niemand als die alte Fürstin, und wandelte wie eine Träumende in einem Traum.

Neben der Fürstin stand ein fantastisch gekleideter Jüngling mit vielen bunten Federn auf dem Hute, und sang ein Lied vom Walde zu einer Guitarre: ich hörte nur abgerissene Strophen, die Gräfin unterbrach ihn rasch, und trat mit mir zur Fürstin, die horchend stand, sie riß mir den Schleier empor, und sprach: gewähre dieser, so wird unsrem Hause Glück blühen: dann warf sie ihn sich über, daß er ihre Gestalt verhüllte, und verschwand.

Jetzt ward mir alles deutlich, ich ließ die Laute fallen, und der Boden erklang dumpf, die alte Fürstin rief: die Ahnenfrau, mein Traum! Die sonderbare Aehnlichkeit hatte sie betroffen, und als die Prinzessin und Jago hervortraten, mich umschlangen, und ihr sagten, daß ich ihre

Toch-

Tochter sei, und seine Braut, verzieh sie ihrer Tochter, und willigte in diese Verbindung. Indem hörte ich bekanntere Stimmen neben mir, und da stand die alte Erdmuth und mein Vater, und Medor sprang bellend hinzu, und schmeichelte mir, er kannte mich noch immer.

Als Jago's glückliches Weib lebe ich nun hier jeden Sommer auf dem Jagdschlosse, wo sonst das Försterhaus stand, und meine Mutter verläßt mich nicht mehr; und die Gräfin, den Vater, Erdmuth, Medor, den Vogel, alles habe ich noch immer.

Wahnsinn und Liebe.

Dunkel lag das schwarze Gebäude mit seinen kleinen Gitterfenstern, und sonnig der grasbewachsene Plan davor, auf dem der grelle Haufe schwärmte, in den kurzen Stunden der traurigen Freiheit.

Einige lachten, andre fochten lautschreiend in die leere Luft; stolz schritten viele, viele in sich versenkt, und andre scheu, als wollten sie die Todtenstille in der Brust belauschen, und fürchteten sich, den Schmerz daraus zu wecken, der sie endlich bedeckt hatte.

Eine hohe weibliche Gestalt stand auf einem Steine, die ärmlichen Lumpen mit Blumen geziert, das Haupt phantastisch mit Stroh und Blu-

men geschmückt. Ihre großen Augen ruhten in dem blauen Himmel, und das Licht glänzte auf ihrem bleichen Antlitze. Sie schien der Erde nicht mehr anzugehören, von dem, was sie umgab, berührte sie nichts; sie achtete nicht des jungen Mannes, der ihr zu Füßen saß, und sie schüchtern und wild liebkosete.

Sie hatten lange mit einander gelebt, und all' ihr Leben in einander gefunden. Er war noch ein Knabe, da sah er sie schon mit Freuden, wenn sie in dem benachbarten Garten spielte. Als er älter wurde, begegnete sie ihm zuweilen auf der Straße unter den Bäumen, die vor ihren Häusern gepflanzt waren. Seine Abreise wurde beschlossen, und der Wagen rasselte davon; er blickte vergebens auf nach ihrem Fenster, und wünschte sehr, sie nur noch einmal zu sehen; und als er sich schon hoffnungslos zurückwarf, kam sie eben mit ihrer Mutter aus der Kirche, und grüßte ihn mit näherer Beziehung, weil sie ihn vielleicht nie wiedersehen würde, und er bat die grünen Bäume und den Himmel, sie zu behü-

ten. In der Fremde blieb ihm ihr Bild; wenn ihm recht öde war und fern, so erschien es ihm freundlich, und er bedauerte nur, daß er nicht genauer sich nach ihrem Namen erkundigt habe: oft hatte er Maria rufen hören, aber er wußte nicht, galt es sie oder ihre Schwester. Er hoffte nur, daß es ihr Name sei. Er kam zurück. Sie stand hinter den spiegelhellen Scheiben, als sein Wagen vor dem Hause seiner Aeltern hielt; er erkannte sie sogleich, ohngeachtet sie größer geworden war, schöner und vollendeter; ihn dünkte, als habe sie ihm erst am vergangenen Tage den Gruß gegeben, dessen er sich noch so deutlich erinnerte.

Noch nie hatte er mit ihr gesprochen, er wünschte oft den Ton ihrer Stimme zu hören; in der Fremde war ihm, als sei es in seiner Gewalt, sobald er nur erst zurück seyn werde in dem Orte; aber es gab sich keine Gelegenheit, das Leben in der Heimath ging den gewöhnlichen Gang, er kam dem Mädchen nicht näher.

Indessen drückten ihn die väterlichen Ge-

schäfte: wenn er alles auf das pünktlichste besorgt hatte, sein Tagewerk überschaute, und seine geringe Wirksamkeit, hätte er oft gern in der Qual der Ohnmacht sein Leben von sich geschleudert. Oft stand er auf dem Punkt, seine Vaterstadt zu verlassen, dem Krieg, der See, den Wissenschaften ein freies Leben zu weihen; aber dann ging ihm das stille Bild des Mädchens auf, und er fühlte, daß er sie nicht verlassen könnte.

Eines Abends ging er noch spät in den Garten hinter dem väterlichen Hause, und schlich an der Mauer entlang, die ihn von dem Garten des Nachbars trennte.

Er lehnte sein Ohr an die Steine, jenseit hörte er Fußtritte rauschen, bald erhob sich eine leise Stimme, die vor sich hin in die Nachtluft sang. Er verstand die Worte nicht, aber die Melodie und die klagende Endstrophe entdeckten ihm, daß es ein Volkslied sei, welches viel von den Mädchen in der Gegend gesungen wurde.

Zum erstenmal hörte er ihre Stimme, die

Nacht war so still, nur fernes Licht in den Häusern verkündigte Leben, die Sterne zitterten im Mondlicht, die Bäume schwankten kaum bewegt mit einsamem Geflüster in der Nachtluft. Er vermogte nicht länger zu widerstehn: „Maria, liebe Maria,“ rief er, „ich bin es, antworten sie mir, haben sie gesungen? habe ich sie gehört in der Nacht, die ich sah am Tage?“

Es antwortete nichts, er hörte die Fußtritte schneller rauschen dem Hause zu, eine Thür zuschlagen, vergebens lauschte er noch lange; der Morgen brach an, und schien roth an die Fenster des Nachbarhauses, ehe er auf sein Zimmer zurückkehrte. Den andern Tag, als er auf die Börse ging, wagte er nicht, nach ihrem Fenster empor zu sehen; als er zurück ging, kam sie unter den Bäumen entlang mit ihrer Mutter; er wagte nur halb sie anzublicken, aber ihn dünkte, als erröthe sie bei seinem Gruß.

Den nächsten Abend zog es ihn unwiderstehlich zum Garten, er lauschte lange an der Mauer; kein Fußtritt rauschte, kein Ton erklang,

der Himmel war mit fliehendem Windgewölk bedeckt, am fernen Horizont flammte mattes Wetterleuchten, er sah nach den Fenstern; eines im Nachbarhause war erleuchtet, das am vergangenen Abend dunkel geblieben, er glaubte eine weibliche Gestalt zuweilen herantreten zu sehen, er glaubte Maria's hohen Wuchs zu erkennen; „gute, gute Nacht, liebe Maria!" rief er, und verließ den Garten und entschlief in Frieden.

Die nächste Nacht war hell und schön, er harrte dennoch vergebens, Maria kam nicht. Ich habe sie verscheucht, dachte er, und ihr die liebe Freude geraubt. Die Nächte blieben schön, er ging nicht mehr in den Garten, er blieb oben an seinem Fenster im dunklen Zimmer, und bald hatte er die Freude, daß sie erschien, ihr weisses Gewand die Gänge entlang wehte, und ihre Stimme in den Lüften schwoll, selten in heitern, meist in traurigen Weisen. Sie ging öfter an der Stelle vorüber, wo er sie überrascht hatte, oft schien sie im Gehen dort beinah zu weilen, zu lauschen: er hoffte es nicht; selbst am Tage

wagte er nicht mehr nach ihrem Fenster aufzublicken.

Immer öfter bemerkte er sie nun an der Mauer, sie sang dasselbe Lied auf derselben Stelle, sie lauschte lange dicht an die Mauer gedrückt: er schlich hinab.

„Maria!“ rief er: „guter Ferdinand, habe ich sie beleidigt,“ erwiederte eine unaussprechlich süße Stimme flüsternd, „vergeben sie es mir, ich habe es gewiß nicht gewollt, aber kommen sie wieder in den Garten, daß ich sie nicht um eine Freude bringe, sie kamen sonst so oft.“

„Maria.“ sagte er, „ich hatte mich so lange danach gesehnt, sie nur einmal zu sprechen: ich konnte nicht widerstehen, als ich sie endlich singen hörte.“

„Schlafen sie recht wohl!“ rief sie, und die Tritte entrauschten in der Ferne, und das Fenster ward erleuchtet, aber die Gestalt erschien nicht mehr daran.

„Alle Himmelsruh über dich, du Theure,“

sagte er emporblickend, und ging langsam auf sein Zimmer. Der Garten war nun seine liebste Stelle, hier saß er beim Sonnenlicht, und dachte die Welt, und dachte Maria; und wenn Stimmen von jenseit herüber kamen, bebte er, den geliebten Klang zu unterscheiden; aber sie war selten im Garten: wenn seine Geschäfte ihn dann aus dem Hause riefen, erblickte er sie oben am Fenster, und sie erwiederte freundlich seinen Gruß. Jeden schönen Abend trafen sie einander an der wohlbekannten Stelle, und sprachen nur wenige flüchtige Worte, und er trug den Himmel in seiner stillen Brust zurück auf sein kleines Zimmer. Waren die Abende regnicht und kalt, harrte er nur, bis der Schein ihres Fensters sich zeigte, und er die Arme nach dem trüben Lichte ausbreitete, und rief: gute Nacht, Maria.

Einst saß er im Garten und lauschte der Gespräche und der vielfachen Stimmen Geschwirre, das über die Mauer zu ihm drang. Es waren Gäste beim Nachbar, nur selten unterschied er Maria's gleichlautende Stimme. Plötzlich flog

ein Federball über die Mauer dicht vor ihm hin zur Erde: er hob ihn auf, Maria konnte ihn berührt haben: er hielt ihn lange in den Händen, und betrachtete ihn, als ob er die Spuren ihrer Finger daran entdeckte. Aufmerksamer belauschte er nun die Gespräche, und hörte, daß sie nach den Bäumen aufblickten, in der Hoffnung, den verlornen Ball in den Blättern zu erspähen. Er stand in Zweifel, ob er ihn herüberwerfen sollte, oder herumtragen. Maria machte ihm das Eine so schwer als das Andre. Endlich entschloß er sich, ihn herumzuschicken, aber im Hause war kein Bote zu finden. Er ging nun selbst. Zitternd trat er in den Garten. Auf einem Rasenplatze in der Mitte schlugen mehrere Mädchen Ball, dicht am Eingange stand Maria in einer Laube, und bereitete einen Tisch zum Abendmahl. Sie erröthete, als er vor sie trat, er konnte kein Wort sprechen, und überreichte ihr den Ball, den sie eben so schweigend annahm: dann rief sie: „Mariane!“ eine von den Mädchen flog herzu, sie deutete auf ihn

und den Ball. Die lebendige Mariane jubelte laut, und bat ihn, zu bleiben; er vermogte es nicht, Maria's niedergeschlagenes Auge lud ihn nicht ein; er ging; erst wie er aus der Laube trat, traf ihn ein halber inniger Blick aus ihrer gesenkten Wimper.

Als er zurückgekommen war in seinen Garten, war ihm das Ganze wie ein Traum, aber es trieb ihn rastlos durch die Gänge, und er riß die alten Stämme an seine Brust, daß die weiten Wipfel erzitterten. Er lauschte nicht mehr, ihn erweckte nur der Gläserklang aus dem benachbarten Garten, der dort um die Tafel flog; er dachte Maria wieder in der Laube, er war ihr nahe gewesen, seine Liebe stieg wie Flammen in die Nacht.

Wenige Tage darauf erhielt er eine Einladung von ihrer Mutter. Als die Sonne aufging, lag er wachend in seinem Bette, und rief: „heute Abend!" Zum erstenmal konnte er seine Geschäfte nicht verrichten; um zehn Uhr wollte er schon auf die Börse gehen; den Mittag trieb

er, daß das Mahl schnell vorbei seyn mögte; den Nachmittag saß er auf seinem Zimmer und sah die Bäume an, und athmete: „dort!“ schon in der zweiten Stunde nach dem Mittag fing er an sich zu kleiden, und als endlich die Sonne sich neigte, wagte er immer noch nicht zu gehen, aus Furcht, es mögte zu früh seyn, und ihr zudringlich scheinen. Es klangen schon viele Stimmen aus dem Garten, da ermuthigte er sich endlich.

Sie stand fern, als er eintrat, hoch unter andren Mädchen, im weissen Gewande, und dunkle Blumen in dem braunen Haar. Sie wandte nicht sogleich das Haupt, aber als er sich nahte, sie seine Stimme hörte, wandte sie den schlanken Hals mit ernster Anmuth, und die volle Liebe stralte über ihre Gespielinnen hell und ohne Scheu auf ihn.

Er erwiederte nicht den Blick, und sprach meist mit den Männern, aber es war nur für sie: und zuweilen sah er zu ihr hinüber mit der ganzen Seele in den Augen, und wußte jede

ihrer Bewegungen, und wußte immer, wo sie stand in der Gesellschaft. Als es dämrig wurde, bat man die Mädchen, zu singen. „Maria's Lieblingslied,“ rief Mariane: „Du singst die Stimme, ich singe den Knaben.“

Maria begann; es war dasselbe Lied, was er am ersten Abend gehört hatte.

„Ach unter dir liegt so dunkel das Grab,
Da mußt du nun auch bald hinein.“

Mariane antwortete:

Mit Lüftchen tanzt lustig die Blüte hinab!
Und bald wird verwehet sie seyn.“

Ach unter dir liegt so dunkel das Grab,
Da mußt du nun auch bald hinein.“

Der Sonnenschein spielet so freudig herab;
Und dunkel bedeckt es den Schein.“

Ach unter dir liegt so dunkel das Grab,
Da mußt du nun auch bald hinein.“

Es nickt so lebendig die Blume am Stab,
Und bald wird verwelket sie seyn.“

Ach unter dir liegt so dunkel das Grab,
Da mußt du nun auch bald hinein.“

Es singen die Vöglein so froh auf und ab,
Und werden verklungen bald seyn."

Dann sangen beide:

Es spielte der Knabe so fort um das Grab,
Und dunkel schlang es ihn ein.
Und sank so der freundliche Knabe hinab:
So mögt' ich auch gern hinein.

Er wagte kaum zu athmen, Mariane's schwächere leichte Stimme schmiegte sich kindlich an den vollen Klang ihrer älteren Schweste welche die Worte der Stimme gelassen wie ein Schicksal aussprach: sein Herz zitterte bei den letzten Strophen, und er fühlte, daß er ohne sie auch nichts mehr begehren mögte, als ein Grab: daß sie die Beziehung seyn müßte für sein Leben.

Seit jenem Abend kam er öfter in das Haus: die Mutter und die Schwester behandelten die Neigung der Beiden mit stiller wohlgefälliger Schonung: sie schien auch so nothwendig, wenn man sie kannte, daß es Niemand einfiel, sie als ein Ereigniß zu bemerken.

Auf einem Hügel vor der Stadt rauschten

drei alte Eichen über einen graubemoosten Stein: nicht fern davon lag der Gottesacker, in dessen Mitte ein Christusbild aufgerichtet stand am Wege. Hieher gingen sie eines Nachmittags, Maria hatte den Hügel zum Ziel des Spatziergangs gewählt. Der Anblick des letzten Lebensszieles erweckte in ihm inniger das Gefühl, was er für sie empfunden, als sie das Lied mit ihrer Schwester im Garten gesungen hatte: er bat sie, es zu wiederholen. Die Mutter hörte zu mit thränenden Augen, sie gedachte ihrer Lieben, die dort ruhten. Als sie zurück gingen, und vorüber an den Kirchhof kamen, ergriff er ihre Hand, sah ihr tief bewegt in die Augen, und sagte: „Maria, wollen wir mit einander leben bis dahin und dort jenseit? Er sah auf zu dem klaren blauen Himmel. Sie drückte seine Hand, und erwiederte: „ewig!" Beider Aeltern waren zufrieden: die Vermählung wurde nach dem alten Herkommen des Orts gefeiert. Das junge Ehepaar lebte eingezogen, und ganz für einander: sein Geschäft beseelte ihn der Gedanke: „für sie;"

das Streben seines Geistes führte aus dem Unermeßlichen zurück auf sie, und eine stille Erfüllung war in seiner Brust.

Bald wurde sein Leben noch inniger in seinen Beziehungen: Maria gab ihm die Hoffnung, Vater zu werden. Sobald sie ihm einen schönen Knaben geboren hatte, entstand ein ganz neues Verhältniß zwischen ihnen. Ihre Liebe berührte sich nicht mehr so unmittelbar, sie traf in dem Kinde zusammen. Die ganze Welt, welche sie in der Liebe geahndet hatte, verstand sie in der Mutterliebe; Vergangenheit und Zukunft, kein Punkt der Zeiten blieb durch des Kindes Daseyn mehr unbeseelt für beide; sie liebten sich reiner und inniger noch als zuvor, obgleich sie sich nicht mehr so mit einander beschäftigten. Der Knabe blieb ihr einziges Kind, sie wünschten auch nie mehr; denn er ergänzte ihr Leben. Bis in sein viertes Jahr blühte er schön, da fing er plötzlich an zu welken, kein Mittel half, die Frühlingsluft that ihm nicht einmal wohl, sie führten ihn täglich hinaus; aber er saß welk in der frischen

Sonne, wie eine Blume, der das Herzblatt zerdrückt ist.

Sie verschwiegen einander ihren Gram, sich nicht zu betrüben. Eines Tages saßen sie mit dem Kinde unter den Eichen auf dem Hügel vor der Stadt; es hatte Freude an den Blumen, die umher auf dem Anger wuchsen, und wünschte matt, welche zu haben. Er ging, sie ihm zu holen; es legte sein Köpfchen an den Schooß der Mutter; er brachte sie ihm, es lächelte noch gebrochen, langte danach mit den blassen Händchen, und war todt.

Sie sahen es, und sprachen nicht und weinten nicht; er nahm es in die Arme und trug es nach der Stadt. Sie legten es auf sein Bett, setzten sich daneben, und blieben so sitzen. Die Leute erschracken vor ihrer Ruhe, liefen zu den Verwandten: sie saßen noch bei einander, Maria die Blicke gen Himmel gerichtet, er scheu zurückschreckend vor jeder Berührung.

Man begrub das Kind, Maria achtete nicht darauf, ihre Seele ruhte in dem Himmel. Wie

der kleine Sarg fortgetragen wurde, blickte er ihm starr nach, starrte dann umher in das leere Zimmer, da traf sein Blick Maria. Er kannte sie nicht mehr, aber die ferne Erinnerung jener Zeit, als ihre Liebe noch in einander erfüllendes Genügen fand, schien ihm Ruhe in ihrer Nähe zu geben.

So blieb ihr Zustand; die Verwandten vertrauten sie der Behandlung eines berühmten Arztes in der Gegend; sie wurden nach der Anstalt gebracht, welcher er vorstand. Man trennte sie; Maria schien es nicht zu bemerken, seine Scheu vermehrte sich, und er suchte sie ängstlich in den Stunden der Freiheit, doch nie sprachen sie mit einander.

So erblickte sie der Fremde.

Voll roher Gleichgültigkeit trat jetzt der Wärter hinzu, und rief alle die Unglücklichen zurück in ihre Zellen. Sie folgten schweigend dem Haufen: Maria die Augen immer in der weiten Luft, und er neben ihr, bis sie an das Thor kamen, und der Wärter sie trennte. Da blickte er ihr

ängstlich nach, seine Augen wurden wild, er flüchtete scheu vor der Berührung der Vorübergehenden nach seiner Zelle.

Schweigend setzte er sich in die Mitte des Gemachs, und starrte vor sich nieder. Als er die Augen aufschlug, mit einem Blicke des Schmerzes, der das Licht zu sehen scheute, erblickte er den Fremden. Der Ausdruck tiefer Erschütterung in seinen Zügen mogte ihn treffen; er sah ihn lange, und fing dann plötzlich an zu sprechen, und sagte klagend „Rühre mich nicht an, kein Mensch erträgt es. Ich träumte einst einen langen, langen Traum, und alles war ruhig und still. Ich erwachte, und alles löste sich auf, nun ist alles leer und zerflattert. Ach ich mögte schlafen!“

„Es ist noch nicht Nacht geworden:“ sagte der Fremde.

„Nacht!“ klang es aus ihm zurück: „hast du sie gesehen? Sie will die Sterne gern zum Himmel schicken, allein sie wollen nicht hinweg aus ihrem Antlitz; aus ihren Blumen duftet

noch mein Traum. Da hatt' ich reiche weite Auen voll, aber sie sind welk geworden und zerflattert. Wenn ich die Menschheit ganz auf einmal fassen könnte, dann wär' es gut; aber still, denn sie will sie nieder von dem Himmel beten."

Der Fremde verließ ihn voll Wehmuth; als er den nächsten Tag zurückkehrte, fand er Maria wieder auf dem Steine, die hohen Blicke in den Himmel, und er zu ihren Füßen, küßte ihre Blumen und berührte ihre Kleider.

Plötzlich erschlossen sich ihre schönen Lippen, und aus der tiefen Brust riß wild und klagend der Gesang sich los.

„Ach unter dir liegt so dunkel das Grab . . ."

Die einförmig traurige Weise hatte fortgeklungen durch die Dumpfheit seines Gemüthes, und traf ihn auf einmal wunderbar. Durch die dichte Nacht in ihm brach plötzlich ein Stral aus der früheſten Zeit seiner Liebe. Bei den letzten Strophen erhob er sich vom Boden, und stimmte mit ein in ihren Gesang. Sie wandte

sich erstaunt, blickte ihn lange an, und ging dann langsam in ihre Zelle: er folgte ihr nicht. Der Fremde trat zu ihm: „wer ist sie?"

„Sie? Maria."

„Und erträgt sie deine Berührung, ist sie nicht von den Menschen?"

Er winkte ihn beiseite, und sprach geheimnißvoll freudig: „sie trägt die Menschheit, und wird sie gebären, wenn sie die Sterne an den Himmel geheftet hat. Alle sind Glieder des gewaltigen Körpers, er kann nur ungetheilt meine Umarmung erwiedern.

Der schöne Knabe saß neben mir, ich wollte ihm alle Blumen schenken, als ich ihn berührte, sank er in die Erde. Sie weiß es wohl, sie hat mir Töne geweckt aus dem Traume; er wiederholte:

Und sank so der freundliche Knabe hinab:
So mögt' ich auch gern hinein.

Seine Bangigkeit war seit der Zeit nicht mehr so wild, wenn sie ihn verließ, und sie blickte ihn freundlich an, wenn sie ging, aber

irre; sonst blieben sie unzertrennliche Gefährten.

„Maria,“ sagte er einst, „seit du mir die Töne geweckt hast, ist mir, als sei der Traum nicht ganz zerflossen; als läge er irgendwo noch in der Welt. Weißt du, wie die Sterne zogen, und die Männer zum unbekannten Heile führten. Sie sind in deinem Antlitz, komme, zieh vor mir her.“

Er ergriff dringend ihre Hand, sie ging mit ihm, und er führte sie schüchtern. Der Arzt befahl, sie ziehen zu lassen, und von fern zu beobachten.

Sie gingen den ganzen Tag langsam, ohne zu sprechen, unbewußt wählte er den Weg, der zu ihrem nicht fern entlegenen Vaterstädtchen führte.

Als sie an den Hügel kamen, wo drei alte Eichen über einen graubemoosten Stein rauschten, rief Maria freudig: „Du führst mich zu ihm!“

„Mir ist,“ sagte er, „als ob ein Nebel um

meine Seele wogte, und sich zuweilen theilte, und bekannte Gefilde sich mir aufthäten; aber es ist gleich verschwunden. Maria! wie ist es? diese Bäume kommen mir so wirklich vor.“

„Hier muß er nahe seyn!“ sagte sie, und ging hastig weiter. „Ach sie sagen, es ist nicht gut, wenn man sich bei dem Kirchhofe verlobt!“

Das gothische Städtchen lag auf einem Hügel, ein Viertel Weges von dem Gottesacker. Maria eilte, bis sie dort war, und als sie das Christusbild erblickte, rief sie: „O dort!“ und brach in Thränen aus: „ach Ferdinand, unser Kind!“

„Maria! du! o mein Traum!“ sagte er, und blickte von den Gräbern zur Geliebten: „siehst du die Thürme? hörst du die Glocken? Maria! Liebste! hier war es ja, hier ist er ja, hier sank der Knabe hinab: ach wo kann ich all' meine Liebe einen! Aber du! du!“

Sie weinte.

Ein Leichenzug kam über das Feld, man trug den Sarg an ein offenes Grab, und senkte ihn

langsam unter Gesängen ein. Sie mischten sich unter die Begleiter. Maria weinte unendlich.

„Liebe!“ rief er, „mein ganzes Leben dir!“ Sie schlug die Augen auf, und sah ihn liebevoll an. „So haben sie ihn begraben,“ sagte sie, „aber du wirst mit mir klagen, er sieht uns aus seinem Himmel. Komm, laß uns den Andren folgen, wir wollen zu unsrer Mutter.

G e n e b a l d.

„Fern verhallet ihr mein Klagen,
Einsam wall' ich ohne sie:
Mag mein Herz für sie nur schlagen,
Ach sie achtete es nie."

„Murmle hin, du klare Quelle,
Schatten deckt dich, frisch und kühl;
Folgen will ich deiner Welle;
Meiner Sehnsucht harrt kein Ziel."

Seufzend gehn die Wellen weiter,
Hin zum fernen goldnen Strom;
Seufzend folgt er, ihr Begleiter,
Klagt in ihrer Klage Ton.

Und so geht in Schmerz verloren,
Immer er den Waldbach lang:
Die ihn flieht, hatt' er erkohren,
Und sein Herz schlägt matt und bang.

Ihn drückte das Leben und die Gegenwart, und keine Hoffnung war für ihn in der Zukunft.

Da drang plötzlich von den fernen Anhöhen muthiger Hörnerklang herüber; die Töne kamen näher, leichte Hunde schossen vorbei, und aus dem Dickicht wand sich die Jagd hervor.

Und vorauf dem stolzen Zuge
Schwebt ein Weib auf stolzem Roß;
Wallend in des Windes Fluge
Weht ihr Purpurmantel los.

Eine goldne Stralenkrone
Schmückt ihr Haupt, der Locken Pracht;
Nach! winkt sie mit kühnem Hohne,
Und es folgt dem Wink die Jagd.

Sie setzte über den Bach; die Wellen spiegelten das holde Bild zurück, und ein flüchtiger Blick aus ihren Augen streifte Genebald im Vorüberfliehn.

Er stand getroffen; die Stralen sogen plötzlich die alte quälende Sehnsucht aus seinem Herzen, und er ward wie von neuem Daseyn umfangen. Ein blauer Lichtstrom strich durch seine

Brust, und trug alles Vergangene in weiten Lüften verwehend dahin; das Bild seiner Geliebten entschwebte ferner und ferner, und wie an dem Morgenroth der Tag sich entzündet, so fühlte er sein Lieben nun erst von wahrem Lieben beseelt.

Die Wellen schlichen nicht mehr dumpf vorüber; ihr Bild hatte sie berührt, und sie tanzten mit goldnen Funken lustige Reigen über die blanken Kiesel, und murmelten von Glück und Erfüllung mit den Zweigen, die sich flüsternd über sie hinneigten.

Genebald folgte mit seinen Blicken dem Zuge, bis die Ferne ihn verschlang, und der letzte Ton der Hörner matt und sterbend in die Luft verklungen war: dann wie aus einem Traume erwachend, lößte er sein Roß von dem Baume, an dem es festgebunden stand, schwang sich rasch in die Bügel, und folgte der Jagd.

Doch vergebens maß er die Weite, nirgends erreichte sie sein Blick, und immer enger und dichter sah er sich von dem unbekannten Walde

umfangen. Der Mittag war heraufgekommen, sein Roß lechzte, und er mußte anhalten. Alles war still um ihn her, er lauschte, oft war es ihm, als höre er im Winde, der durch die Wipfel daher rauschte, die Waldhörner wieder klingen, aber immer sah er sich von seiner Sehnsucht getäuscht. Er nahm sein Roß am Zügel und irrte weiter; der Abend brach ein, und nun war ihm, als vernähme er deutlich die Klänge, er schaute umher, und sah sich an derselben Stelle, an den Ufern des Waldbachs, wo ihm das schöne Bild erschienen war: erschöpft warf er sich im Grase nieder, und die Wellen murmelten ihn zur Ruh. Er sank aus einem Traume in den andren, bis endlich ihn dünkte, als befände er sich in einer weiten Ebene. Rings umher war öde Haide, einzelne Fichtensträuche ragten dunkel empor, und über graubemooste Steine, die einzeln zerstreut lagen, flüsterte magres Haidekraut schauerlich im Winde. Er war ganz allein, kein menschliches Wesen nahe, und in der Brust empfand er ein sonderbares geistermäßiges Gefühl, das einzige

lebendige Wesen zu seyn in dieser weiten unabsehbaren Fläche.

Da trat plötzlich die Sonne hinter dunklen Wolken hervor, ihr Stral traf sein Herz, und eine flammende Blume schoß auf von seiner Berührung, stieg hoch und höher in den Aether, und eine namenlose Stimme klang aus ihr herab, wie wenn ferner Hörnerklang mit Wellengeplätscher und kriegerischer Musik sich vermählt: aber ihre Worte konnte er nicht verstehen, wie sehr er sich auch anstrengte und ängstigte, denn ihm war, als würde etwas Bedeutendes ihm davon verkündet, und er erwachte und hörte nichts mehr, als das Geräusch des Waldbachs, neben dem er eingeschlummert war.

Das oft vernommene Gemurmel war ihm ganz neu und ungewöhnlich; es zog ihm nach, als müßt' er es verstehen, und habe der Traum ihm die Worte der Enthüllung anvertraut. Er eilte längs dem Bache dahin, und fühlte nicht Ermüdung noch Hunger; so oft er stärker über die hochgethürmten Kiesel rauschte, klang es deut-

licher vor seiner Seele, aber vergebens bemühte er sich, den Sinn zu erhaschen.

Gegen Abend führte der Bach ihn in eine weite Aue. Lange abendliche Schatten schwebten friedlich über den Anger, und ein blauer Strom zog breit mit purpurflatternden Wimpeln an waldbewachsenen Anhöhen entlang, dem Bache entgegen, und nahm den ängstlich sich drängenden liebevoll in seine weite Umarmung.

Jenseit des Stroms auf einem Hügel prangte ein hochragendes Schloß, und die dunklen Mauern glühten in der Abendsonne.

„So hast du nun dein Ziel erreicht," sprach Genebald zu dem Gewässer," und meines ist noch unerreichbar fern, und hüllt sich immer dunkler ein."

Der Bach murmelte lauter im Ergießen, als ob er antworte; Genebald glaubte das Wort zu vernehmen, doch in dem Augenblicke klangen die Hörner von den fernen Hügeln herüber, und die Jagd schoß an den waldbewachsenen Höhen hernieder: die Dame vorauf, warf sich mit ih-

rem Rosse in den Strom, und die Uebrigen folgten. Sie schwammen hindurch, sprengten den Schloßberg hinan; die gothischen Pforten öffneten sich, sie zogen ein, und verschwanden Genebalds Blicken.

Er schaute sehnsüchtig nach dem Schlosse, doch der Strom floß zwischen ihm und dem Hügel: er blickte nieder in die Fluten, sie lächelten ihn sonnig an, ihm ward, als könnten sie ihm nicht schaden, ein wunderbares Vertrauen zu dem mächtigen Elemente beseelte ihn; er warf sich in den Strom, und wie von gelinden Armen getragen, führte eine unbekannte Gewalt ihn an das andre Ufer.

Er stieg den Berg hinan, das Portal öffnete sich, und er trat ein. Auf einem weiten Hofe saß die Dame mit ihrem Gefolge bei einem prächtigen Bankett; die Luft wehte gelinde über die Tafel, keine von den vielen Kerzen flatterte in ihrer Berührung, alles war ruhig und still um die froh genießenden Gäste, und sie lud den Eintretenden mit einem Winke auf einen leeren

Platz in ihren Reihen. Als sie die Tafel aufgehoben hatte, erschienen Diener, und führten die Genossen zu ihren Gemächern: und Genebald versank schnell in einen tiefen Schlaf.

Der Traum führte ihn in dieselbe Gegend zurück, die er in der vergangenen Ruhe gesehen hatte; dasselbe einsame, schauerliche Gefühl war wieder in seiner Brust, nnd eben wie damals stieg die Sonne aus einer dunklen Wolke empor: allein sie war blutroth, und keine Stralen, sondern graue unförmige Steine schossen daraus nieder, und fielen rings um ihn her auf die Erde. Eine hohe Wassersäule erhob sich brausend, oben zeigte sich das Gesicht der Dame, und wie es erschien, bewegten sich die grauen Steine, wurden zu mißgestalten Gnomen, und drangen auf die Säule an, mit drohenden Gebehrden. Derselbe wohlbekannte Laut riß durch die Luft, doch er war zornig klagend; Genebald erschrack davon und erwachte; und die Hörner klangen, unter seinem Fenster zog die Jagd vorüber, und die Dame winkte ihn herab.

Er war nun täglich ihr Begleiter, und sah sie täglich; doch eine unbegreifliche Scheu hielt ihn zurück, so oft er ihr seine Liebe gestehen wollte. Ein Tag glich dem andern, er sahe sie in ihrer Schöne, seine Liebe stieg, und er kam ihr nie näher.

Eines Abends lag er in seinem Zimmer, da rauschte es flüsternd um seine Vorhänge, und eine dunkelblaue Libelle mit einer goldenen Krone schwirrte auf seine Brust nieder, dann gegen die Thür, die von ihrer Berührung aufsprang, und zurück auf seine Brust, und trieb es so, bis er endlich aufstand und ihr folgte.

Sie flog vor ihm her und alle Pforten öffneten sich vor ihnen, bis er endlich im Freien vor dem Schlosse sich fand. Die Ebene ruhte zu seinen Füßen, umwebt von dem dämmernden Lichte des Mondes; das Murmeln des Baches drang bis zu ihm, und lockte ihn mit der unvergeßlichen Stimme. Er stieg herab und erblickte die Dame. Ein weißes Gewand schwebte um ihre Glieder, ein dunkelblauer Schleier zierte

ihr Haupt, und so fuhr sie in einer glänzenden Muschel den Bach herab, die Wellen zogen ihr funkelnd nach, und sie flüsterte unverständlich mit ihnen.

Genebald fühlte hell und glühend die ganze Gewalt seiner Leidenschaft, der Zauber, der ihn sonst vom Bekenntnisse zurückhielt, war verschwunden, es zog ihn unwiderstehlich zu ihr hin, er stürzte sich in den Strom, theilte die Flut mit starken Armen, und eilte ihr nach.

Sie wandte sich von dem Gebrause der getheilten Wellen, sie erblickte ihn, sprang erzürnt auf, warf ihren Schleier auf das Wasser; und unverhüllt erhob sich ihre Schöne vor Genebald, wie ein leuchtender Stern aus den nächtlichen Fluten, und ihre goldenen Locken flossen wie ein Flammenstreif von ihrem Haupte, weit hinter ihr getragen, auf die Wellen nieder. Der Mond erlosch, der Strom erwuchs zum unermeßlichen Meere, die Stürme wühlten sausend in die empörten Wogen, Genebald sah nur sie; er streckte die Arme nach ihr aus, die Wellen schlugen über

ihn zusammen, keine freundliche Macht hielt ihn empor, und er versank in die Fluten.

Als er zu sich kam, lag er auf einem nackten Felsen, am Gestade des Meeres; er fühlte Kälte und Ermattung, und konnte sich nicht besinnen, ob er die Erscheinung des schönen Weibes, und alles, was ihm seit jenem Augenblick begegnet war, wirklich erlebt habe, oder nur geträumt.

Der Winter auf den erstarrten Fluren unter ihm an den Ufern zeugte von dem Wechsel der Zeit, der ihn in seinem Aufenthalte nicht berührt hatte, und er sah, daß kein Traumbild ihn getäuscht: daß das schöne Weib da sei, daß er sie erzürnt und verloren habe. Er ächzte im Winde; die Erinnerung ihres letzten Anblicks vermehrte seine Liebe, und seine brennende Sehnsucht nach ihr. Er schaute umher, die Gegend war öde und unbekannt, weit und still und grau lag die unabsehbare Wasserfläche; einige halb verdorrte Weiden standen einzeln um die flachen Ufer. Er klagte und rang die Hände:

Bist du wirklich mir entschwunden,
Soll ich nie dich wiedersehn,
Himmlische, die ich gefunden,
Büß ich nie mein schwer Vergehn?

Nimm von dem gequälten Herzen
Nur die Marter seiner Schuld;
Sei versöhnt durch seine Schmerzen,
Schenke neu ihm deine Huld.

Ach nur einmal kehre wieder!
Gieb nur einen holden Blick!
Schmettre tödtend dann mich nieder;
Tod von dir ist noch ein Glück!

Das Rohr flüsterte traurig in seine Klagen; da erblickte er die dunkle Libelle wieder, die unstät um die Weiden schwirrte. Sobald er sie gewahr ward, flog sie ihm entgegen, berührte die Felswand, und eine weite Grotte öffnete sich. Die Wände waren mit flammenden Edelsteinen bekleidet, und leuchtende Insekten flogen in der weitgewölbten Halle umher, und ergossen ein flimmendes grünblaues Licht, das sich wunderbar an den Wänden brach. Rings um die Höhle waren weiche Mooslager bereitet, und besetzte

Tische schimmerten von der Pracht der Geschirre.

Genebald trat ein, und warf sich auf ein Lager; er wähnte, seine Klage habe die Herrin gerührt, und fiel auf seine Knie, und rief sie mit allen Namen der Liebe. Da schwirrte die Libelle ihm wieder entgegen, und reichte ihm einen funkelnden Ring, in welchen ein farbloser Stein gefaßt war; er blickte darauf, und das Bild seiner ersten Geliebten erschien auf dem Ringe. Traurig blickte er nieder. „O! wirf mir es nicht vor, du Himmlische," sprach er, „konnte ich denn anders! und hätte sie mich geliebt und beglückt, ich hätte sie doch verlassen müssen, und dir folgen." Eine graue Wolke zog über das Bild, und ein klagendes Geflüster schlich an den Wänden entlang.

Genebald blickte wieder auf den Ring; ein andres Bild stand an der Stelle des verhüllten. Es war das Zimmer in dem Pallaste seines Vaters, worin er erzogen worden; ein schönes Weib, in allen Zügen Aehnlichkeit mit der Dame, stand

vor seinem Bilde, und blickte sehnsüchtig daran empor, und dann schmerzlich liebevoll hinaus in die Weite. Er erkannte die geliebte Heimath, die er schon längst verlassen hatte, und in der Dame die Gespielin seiner frühen Kindertage, die ihm sein Vater zur Gemahlin bestimmte.

„Was soll das?“ seufzte er, „meine Heimath ist bei dir: was hilft mir ihre Liebe? und wenn sie dir auch ähnlich sieht, ich würde doch bei ihr nur immer schmerzlich denken, daß du es nicht wirklich bist.“

Derselbe klagende Laut flüsterte stärker durch die Grotte; eine schwarze Wolke bedeckte das Bild, und neue Farben stiegen aus dem dunklen Grunde, und zogen sich in ein neues Bild zusammen.

Es war die väterliche Burg. Sein Vater lag todt auf einem Paradebett; ein ruhig wohlgefälliges Lächeln schwebte auf seinen Zügen, und neben seinem Sarge, mit der Krone geschmückt, stand Genebalds jüngerer Bruder, an seiner Hand die Gespielin Genebalds, und das Volk jauchzte ihnen entgegen.

„Er raubt dir deine Krone!“ flüsterte es vernehmlich. „Laß ihn,“ sprach Genebald, „mein Vater ist dahin, und starb in Frieden; was soll mir seine Krone? Mein Herz kennt nur ein Gut, und das hat es erzürnt und verloren, es kann kein andres begehren.“

Ein dunkelrothes Licht erfüllte die Grotte; zornig donnerte die Stimme, daß die Felswände erbebten. „Du verschmähst die Tochter des Königs der Erde, die dich liebt, und der du gehörst, und sie wird es an deiner Geliebten rächen!“ Die Libelle war verschwunden, und die blutrothe Sonne blickte durch eine weite Oeffnung drohend in die Höhle: Genebald schleuderte den Ring weg, da ward es plötzlich stille; die Sonne erlosch, der Grund des Felsens öffnete sich, das Meer lag im Getümmel seiner Wogen da, ein glänzender Stern stieg am fernsten Horizont aus den Wellen, und summendes Gelispel wiegte ihn unwiderstehlich in den Schlaf. Als er erwachte, war die Höhle sammt der Grotte verschwunden, er lag wieder an dem

Ufer des Waldbachs, die Wellen zogen klagend vorüber, sein Roß stand neben ihm, und kriegerische Trompeten schmetterten von fern herüber.

Die Drohung in der Felsengrotte klang vor seinen Ohren bei diesem Getös: rasch sprang er auf, bestieg sein Roß, und sprengte der Ebene zu. Ein gewaffnetes Geschwader in dunkelblauer Rüstung und goldnen Helmen jagte fliehend über den Anger,

Und vorauf dem flücht'gen Zuge
Schwebt ein Weib auf schnellem Roß,
Wallend in des Windes Fluge
Weht ihr Purpurmantel los.

Eine überlegene Macht in grauer Rüstung verfolgte die Fliehenden; ein Weib in blutrothem Gewande führte sie an. Sie hatte die Dame erreicht, und zuckte mit wüthender Gebehrde ein ungeheures Schwert über sie, als Genebald dazwischen schoß, und sich ihren Streichen bloßgebend, die Verfolgte mit seinem Schilde deckte. Das Schwert zersprang, die Stücke berührten den Boden, und ein durchdringendes Gewimmer

rollte unter der Erde fort. Die grauen Heerscharen samt ihrer Anführerin waren verschwunden; die Dame blickte zärtlich auf ihren Beschützer, die Stimme des Traumes zog durch die Luft, Genebald verstand sie, und lispelte ihr nach, Liebe.

Arthur.

Immer mußte Arthur nach den drei hohen Nußbäumen schauen, die mit ihren breiten Aesten eine Laube vor des Pfarrers Hause zogen. Weißlich schimmerte es am jenseitigen Strande des Stromes, und die Abendwolken spielten mit lebendiger Glut an seinem Giebel. Goldene Streifen schossen durch den dunkelgrünen Schmelz der Nußbäume, und fielen auf eine weibliche Gestalt, die sich an einen der Stämme lehnte. Sie war schlank und hoch, auf ihrem weissen Gewande hing reiches schwarzes Haar herab, ihre Augen stralten auch durch die Ferne. Weiter konnte Arthur nichts unterscheiden; denn der Strom bildete hier in der Felsenbucht einen breiten See,

und das Schloß des Vaters lag auf dem Felsen, viel höher als das jenseitige Ufer. Aber in ihrer Haltung war ein so wunderbarer Ausdruck, daß er immer wieder nach den Nußbäumen schauen mußte. Vergebens scholl vom untern Söller das freudige Getöse seiner Jugendgefährten, die aus der Ferne, wo viele junge Ritter erzogen wurden, mit ihm als Gäste zu seinem Vater gekommen waren. Sie riefen wiederholt seinen Namen, und er dachte nicht daran, zu ihnen zurückzukehren. Aus seiner Kammer, wo er als Knabe gehauset hatte, bog er sich immer weiter über das moosige Gesimse. Alle Gefühle und Bilder seiner Kindheit, die auf den grünlichen Wellen hin und her gezogen waren, kamen aus der Tiefe wieder hervor, und alle wandten sich zu den Nußbäumen vor dem Pfarrhause: dort sah er sie nicht weiter, und dort schien das Ziel seines Lebens zu seyn. Immer mußte Arthur nach den drei hohen Nußbäumen schauen.

Da sah er die weisse Gestalt sich bewegen. Sie kam näher am Strande hernieder; schon

war es, als ginge sie wunderbar auf den Wellen: seine Wange glühte, sein Athem ward hastig und enge; mit Entzücken und Angst dachte er sich einige Augenblicke, daß die Erscheinung über den See zu ihm schreiten könnte.

Aber sie kniete am Strande, schaute sehnsüchtig in die Wogen, und hob die blendenden Arme gefaltet gen Himmel. Die Wellen rauschten stiller, und Arthurs Gesicht glühte hoch herab über die Fluten, als die Erfüllung aller Wünsche, aller Gebete, welche sie in die Abendluft hinaushauchen mögte. Auch däuchte ihm, als wende sich das große Stralenauge bisweilen zu ihm hinauf. Lange schaute sie in die Wogen hinaus, bis die Sterne am Himmel nach und nach hervortraten, und immer reicheren Flimmer ins Wasser ausstreuten.

Sie schwebte hinauf, langsam, das Haupt oft sehnsüchtig zurückgebogen: unter den dunklen Nußbäumen verschwand sie gänzlich. Arthur lag wie im Traum. Sinnend senkte sich sein Blick an der grauen Felswand hinunter auf die Wel-

len. Da trugen sie eine abgerissene Wasserlilie heran, die im Sterngeflimmer ungemein groß schien, und blendend weiß. Ihn überfiel eine unbezwingbare Sehnsucht, diese Blume zu besitzen: ihm däuchte, daß die hohe Gestalt sie ihm gesandt habe von jenseit, daß es ein Verbrechen sei, wenn er nicht alles thäte, sie den Fluten zu entnehmen. Er eilte die steinernen Stufen des Schlosses hinunter, trat auf ein vorragendes Felsstück, und die Lilie kam immer näher, immer größer und blendender. In einer Ritze des Felsen hingen lange Ketten, die seine jüngern Brüder spielend aus Stengeln von Wasserlilien gemacht hatten. Es däuchte ihm süß, wenn er mit einer solchen Kette die schöne Blume fangen könnte. Schmeichelnd warf er sie aus, und die Lilie kam auf einer Welle, um gefangen zu seyn; dann ging sie wieder zurück, nnd nahte, und entwich auf eine anmuthige Weise. Endlich war die stralende Krone von der Kette umschlungen: er zog sie herauf, und beschaute sie mit einer freudigen Innigkeit, wie er nie empfunden hatte.

Wundervoll legten sich die prächtigen Blätter an seine Brust, und das weisse Haupt mit den goldenen flammenden Augen sah zu ihm hinauf mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke. Seine warmen Jugendlippen neigten sich, sie zu küssen, und er wagte es nicht; und nach langem Schaun ermuthigte er sich, und küßte die süße Blume mit einer leichten Flamme, welche von ihrer lebendigen Frische glühender wurde.

Als er träumend auf seine Kammer zurückgekommen war, nahm er einen großen weißsilbernen Becher, inwendig golden, füllte ihn mit krystallnem Wasser, und ließ die geliebte Lilie darauf schwimmen. Sehnsüchtig gab er ihr noch zwei Blicke von der Schwelle, da er endlich dem Rufen seiner Gefährten folgte.

Ihre Scherze über seine lange Entfernung mißfielen ihm sehr, bis einer den Trinkspruch ausbrachte: Heil der Blume der Schönen, die wir im Stillen verehren. Feurig sprang er auf, und ließ den goldenen Rheinwein in sein bildervolles großes Glas sprudeln, und trank es sinnig aus, doch ohne die Züge zu unterbrechen.

Wenn dir nicht Geister erschienen sind: so begreifen wir dich nicht! sagte einer der Jünglinge, und ernst ruhte auf ihm des Vaters Auge. Er antwortete und bemerkte nichts, er dachte nur an die Gestalt unter den hohen Nußbäumen und seine Lilie oben in der Kammer.

Aber ein Blitz fuhr ihm durch die Seele, als der Vater aufstand, und sagte: eine heitre Abschiedsstunde im nächsten Morgenroth! als alle Gefährten sich um den edlen Ritter erhoben, und gelobten: in der Ferne seinem Muster nachzustreben. Wir werden uns bald, sprach einer von ihnen, in unsre Heimathen, zu Ritterzügen, zum Verkehr mit allen Völkern zerstreuen, doch unter allen Himmelsstrichen soll das Andenken an euer adliches Gemüth uns beleben. Unser Arm soll tapfer werden, wie eurer, und unsre Halle gastlich seyn, wie diese. Euer hochherziger Sohn zieht wieder mit, und soll von euch mit uns zeugen.

Der hohe Vater neigte sich zu dem Sohne, und legte segnend die Hand auf sein gesenktes

Haupt. Arthur erhob feucht die großen blauen Augen. In diesem Augenblicke gingen Heldenbilder in ihm vorüber; aber ihm war tief wehmüthig. Sollte er sich in wenigen Stunden von der Gestalt, den Nußbäumen, der Wasserlilie trennen? nud das Heldenschicksal, war es nicht der Art, daß es sich mit Blumen und sehnsüchtigen Gestalten wenig einen ließ?

Heftig preßte er den Vater an seine Brust, und wünschte ihm mit innig gezogenem Tone: gute Nacht. Der Diener konnte ihm mit der Kerze nicht schnell genug nachkommen, als er die Stufen hinaufflog, und wurde vor der Kammerthür zurückgedrückt, wo er ihm die Kerze hastig abnahm. Der Lilie Kammer sollte von ihm allein betreten werden; und lohnend für seine innige Zartheit stralte sie ihm entgegen.

Nach leisen Liebesworten zu der Lilie, nach manchem spähenden Blicke über die Fluten zum jenseitigen Strande warf er sich auf sein Ruhebett, und der Schlummer wob sich über seine blühenden Glieder, immer wieder aufgescheucht

von

von der Wallung des Bluts. Sonderbare Bilder durchzogen seinen Schlaf. Zuletzt sah er die Wasserlilie um Zweige eines Nußbaums gewunden, welcher in den Wellen umhertrieb; auf ihren weissen Blättern lagen dunkelrothe Blutstropfen. Er griff im Traum nach ihr, und erwachte von der Bewegung. Da fiel das Morgenroth in seine Kammer, und die Lilie sah ihn freudig an in ihrem rosenrothen Schmucke, und er sprang vom Ruhebette auf, und küßte sie mit Entzücken.

Aber vom Hofe scholl das Getöse der Knechte, welche die Rosse bereiteten, und erschreckte ihn; denn er wußte nicht, wie er die schöne Blume auf dem Ritte, der mehrere Tage dauerte, mit sich bringen sollte. Nach einigem Hin- und Hersinnen rief er seinem Knechte, einem jungen immer frohen Kerl, der ihm sehr zugethan war.

Wilhelm, sagte er ihm mit zutraulichem Ernst, wir beginnen in der nächsten Stunde unsern Ritt. Auf dem Pferde können wir kaum etwas

mit uns führen, das zart gepflegt werden soll; aber von jener wundervollen Blume kann ich nicht lassen. Weißt du keinen Rath, wie wir sie unversehrt heimbringen?

Der muntre Knecht starrte mit lächelnder Verwunderung die Lilie an, und erwiederte: gelt, Herr, das ist eine Zauberblume; sonst würde ich behaupten, sie sei in allen Wässern zu fischen, wo wir vorbeireiten. Ich will sie euch bewahren, daß die Wassernixe selbst sie nicht wiederholen soll. Ihr habt eine Kapsel für den Becher, die oben ein rundes Loch hat. Deckt sie über. Die Blume ist verborgen und hat Luft: ich gebe ihr täglich frisches Wasser, und halte sie vor mir auf dem Gaule.

Wilhelm trug die Lilie unter der beschützenden Kapsel hinweg, und Arthur schaute ihm sorgsam nach, ob sie die langen Stiegen wohlbehalten hinabkam. Dann legte er eilig seine Rüstung an, um nicht abgerufen zu werden, ehe sein Auge noch eine Zeitlang auf dem seligen Strande jenseits geweilt hatte.

Flammend lag dort der Morgen, und aus dem Schilfe stiegen die Vögel mit so frohem Lärm auf, daß es herüber an die Burg tönte. Noch war es still von Menschen am Strande, und selbst auf den zerstreuten Schiffen regte sich niemand. Schweigend richteten die drei hohen Nußbäume vor dem Pfarrhause ihre dunklen Häupter in den Morgenglanz. Noch stand das Haus stille; doch öffnete sich bald die Pforte.

Die hohe Gestalt des gestrigen Abends trat über die Schwelle, und brach einen herabhangenden Zweig von dem Nußbaume. Sie trug ihn luftig in der Hand, indem sie zum Strande hinabging. Vieles konnte Arthur in der frischen Morgenhelle an ihr erkennen; besonders die seelenvolle Anmuth in allen ihren Bewegungen, und das grüne Band, welches dem Grün der weissen Wasserlilien gleich, sich hie und da um ihr weisses Gewand herumschlang. Nun stand sie wieder hart an den Wellen, und er sah es genau, daß sie eine Lilie am Ufer aus dem Wasser abriß, und sie in die Flut hinauswarf.

Sein Herz schlug ihm hoch; denn nun wurde ihm gewiß, daß seine Blume auch von ihr den Fluten gegeben sei. Aber zugleich faßte ihn eine heftige Begierde, zu wissen, warum sie den Zweig des Nußbaums der Blume nachwarf mit den mitleidigsten Gebehrden, und dem Treiben beider mit einer unbegreiflichen Spannung nachschaute, bis sie endlich mit einem Schein von Verzweiflung den Blick davon wegwandte.

Aber flammend hoben sich dann wieder ihre Augen hinauf drüben an den moosigen Steinen, und ihre Bewegung verrieth ein freudiges Erschrecken, als sie das glänzende Bild vom gestrigen Abend gewahr wurde, oben in der dunklen engen Oeffnung. Auf der blanken Rüstung Arthurs lag der Sonnenschein, wie eine stralende Morgenwolke füllte der Jüngling das Fenster. Als seine Blicke in das große Auge der jungfräulichen Gestalt fielen, ging ein wunderbares Entzücken durch die Pulse beider. Vergebens rauschten die Wogen zwischen ihnen; sie waren nicht getrennt, und fühlten gegenseitig ih-

ren liebenden Athem und die Funken aus ihren Gliedern, als wenn sie sich wonnig berührten. Ewige Treue! sagten sie einander, ohne den Laut ihrer Stimmen je gehört zu haben.

Verschämt in sich geschmiegt, trat die Jungfrau einige Schritte zurück, immer noch das Gesicht gegen Arthur gerichtet, und schon lärmten seine Gefährten auf den Stiegen, ihn herabzuholen. Da wandte sie sich, und schwebte zum Pfarrhause hinauf, und er stürmte wie ein Berauschter den Genossen entgegen. Sie lachten laut, als sie kein Schwert an seiner Seite sahn, er wie im Traum danach griff, und wiederum vergaß, daß er das Gehenke leer gelassen hatte: sie meinten, daß der Schmerz über das Scheiden aus der väterlichen Burg ihn so zerstreue.

Arthur machte sich Vorwürfe darüber, daß ihn die Trennung vom Vater wenig schmerzte, wiewol er mit einem ungeheuren Wehe sein Roß bestieg; denn er gestand sich, daß nur das Scheiden aus der Nähe der geliebten Unbekannten ihm die Brust zusammenpresse. Aengstlich durchspähte

er von Zeit zu Zeit den begleitenden Troß, und lächelte ein wenig heitrer, als er den rüstigen Wilhelm sah, wie er auf dem Sattel seines Gauls den silbernen Becher sorgsam vor sich bewahrt hatte. Mit immer abgewehrter Neugier ritten Knechte je und je hinzu, und wollten wissen, was das schöne Gefäß enthalte: der flinke Knecht gab ihnen herben Bescheid, und sie rächten sich mit der Vermuthung, daß der Unhold sich Wein in dem Becher bewahre, den er allein trinken wolle, und darum für etwas geheimes ausgebe. Wilhelm lächelte darob bedeutend, und freute sich auf die Wunder, welche die Zauberblume gewiß noch vollbringen werde.

Durch die anmuthigste Natur zog die Gesellschaft mehrere Tage, und alle Freudestimmen, welche aus Büschen, aus Klüften und Höhen kamen, schienen sich in ihrem frohen Kreise zu versammeln. Damit der Frühling vollständig unter uns sei, sagte einer, so hat Arthur verwandelt werden müssen, um die Sehnsucht vorzustellen, welche aus der Nachtigall tönet.

Wiehernd im Morgenwinde flogen die Rosse aus den freundlichen Dörfern, wo übernachtet war, wenn nicht ein großes gastliches Ritterhaus die frischen Gesellen gern aufgenommen hatte. Das thauige Gras streifte den Leib des gestreckten Gauls, wenn die wilden Jünglinge sich im Dampfe der Gefilde, dem blauen Lichtstrom berauschten, daß die Klause des Einsiedlers im Walde von dem schallenden Getöse aufzitterte. Nicht ermüdet, aber schärfer Athem schöpfend, ließen die langsameren Hengste den Reitern Zeit, die Rudeln der Hirsche, die dem Anführer im Forste mit der Sitte der Ordnung folgten, mit Ergötzen zu schauen, oder sich auf die ferne Windmühle zu freuen, von deren Riesenarmen gefangen zu werden, die bäumenden Rosse sich scheuten. Arthur flog mit seinem Roß vorauf im Sturm der Uebrigen, die gewaltige Sehnsucht in seiner Brust zu betäuben; aber sie übernahm mächtiger sein Gemüth, wenn beim langsamern Ritt ihn die drei Nußbäume ansahn, und die Gestalt am Strande mit Himmelslicht zu

ihm emporschaute. Hatte sie das wirklich gethan? Oft zweifelte er, und hätte für die Gewißheit sein Leben gegeben. Bei Gott, sagte er dann, die Liebe hat mich angeschaut aus ihrem Auge; und schlug sich entzückt an die Brust, und sah flammend aufwärts, ohne den Himmel zu bemerken. Die ersten paar Worte sprach er wol laut, und die übrigen versummten in seinem Halse, wenn die Gefährten ihn mit Befremden anblickten.

Auf grünen, beschatteten, eingeschlossenen Wiesen voll Gewässer ward von den Dienern das Mittagsmal bereitet. Seitab schlich Arthur, und winkte seinem treuen Wilhelm. Sie gingen mit dem heiligen Gefäß zu dem hellsten Krystallbach, und schöpften neuen Thau für die Wasserlilie, die unberührt vom Knecht den Fingern des Ritters jedesmal entgegenbebte.

Erquickt lagerte er sich dann im Kreise der Gefährten, und lauschte innig auf die sinnigen Stimmen der Natur in der heissen Mittagsstunde, oder leitete, wenn die Römer mit feurigem

Wein kreisten, das Gespräch auf die Geschichten berühmter Ritter, besonders deren, die große Thaten vollbrachten, einer Liebe würdig zu werden. Seit jenem Abend, wo die Gestalt unter den Nußbäumen hervorging, hatte er eine ganz neue Sprache gewonnen, und nach ungehemmten Ergüssen, die ihn und die Genossen wie mit dem Weine wetteifernd fortrissen, redete er wiederum, als wenn der flammende Geist seine Zunge verwirrte. Mit dem Anstande eines vielerfahrnen Ritters erschien er, kaum ganz aufgeblüht, den staunenden Freunden, und die spielenden Neckereien wollten gegen ihn gar nicht mehr gelingen.

Vor allen selig fühlte sich Arthur, wenn der Abend anbrach. Gewöhnlich führte sie ihr Weg alsdann näher an den Strom, auf dessen Strande sein ganzes Leben wohnte. Sie lagerten sich in einzelnen Gruppen an grünen Anhöhen, und mehrere vom Troß, die Jäger waren, bliesen die Hörner auf verschiedenen Punkten, doch mit gegenseitiger Erwiedrung. Mit unendlichem Zauber verklungen die innigen Weisen auf dem

Wasser, und zogen Arthurs Seele mit sich über die Wellen. Alle zarte Töne, alle feurige Klänge sandte er ihr; und wenn einige von drüben im Wiederhall zurückkamen: so hätte er sie eifersüchtig aus der Luft reissen mögen, damit sie niemand vernähme, als er; denn gewiß hatte sie sie ihm zurückgesendet.

Mit einem unaussprechlichen Nachklang kamen diese Töne unaufhörlich durch das Nachtgesäusel wieder zu ihm, wenn er allein in einer Kammer ruhte, und durch sie wurde jede Fremde ihm plötzlich zur Heimath. Durch neues Krystallwasser erfreut, stand die befreite Lilie im Becher, und die Nachklänge kamen aus ihr, kehrten zurück auf ihre Blätter.

Mit solchem Wechsel langte die Gesellschaft nach eilf Tagen bei dem Schlosse an, wo unter drei grauen Rittern sich die Zöglinge zum Ritterthum ausbildeten. Sie begrüßten es mit angenehmen Erinnerungen. Auf einer mäßigen Anhöhe breitete es weit seine Flügel wie Arme aus, sie zu empfangen, nach allen Himmelsge-

genden mit vielen Fenstern ausschauend, um den Weg nicht zu verfehlen, auf welchem sie heimkämen. Sie glaubten, es müßte während ihrer Abwesenheit hier vieles geschehen seyn, sich vieles verändert haben; allein die Eichen und Buchen standen unfern der Burg in der alten Vertraulichkeit mit einander, die Glocke klang von dem Thurme, als hätte sie aus der Luft die Klänge, welche sie beim Abzuge der Jünglinge ihnen nachsandte, zurückgenommen, und bis jetzt aufbewahrt; und die großen Hunde vor den Thorwegen kamen ihnen wedelnd entgegen, als kehrten sie heim von einem kurzen Spatzierritt.

Alles war wie sonst, und Arthur allein fand Alles verwandelt, ohne es gegen seine Genossen zu bemerken. Ehe er noch die drei grauen Ritter begrüßt hatte, flog er zu seiner Kammer hinauf, die ihm nicht mehr die alte schien, wenn er dachte, daß dort in wenigen Augenblicken die Lilie thronen werde. Er hatte dem treuen Wilhelm geboten, die Rosse so lange andren Knechten anzuvertrauen, und ihm das Gefäß der Blu-

me sogleich heraufzubringen. Sie kam und prangte auf dem Gesimse, und schaute dort, wie auf der väterlichen Burg, ihn großäugig an, und hinaus auf den Strom, aus welchem sie gekommen war. Arthur sah mit froher Ueberraschung auf die Fluten, welche er jahrelang und viele tausendmal mit seinen Augen gemessen hatte; ihm war, als habe der Strom nun erst sein Bette dort gewonnen. Er freute sich unaussprechlich darüber. Durch alle Entfernung waren die Fluten wie ein schönes Band zwischen ihr und ihm gezogen: sie konnten es beide mit den Händen fassen, zum süßen Andenken.

Im Schlosse begann wieder der alte Gang des Unterrichts, der Arbeiten und Spiele. Arthur konnte an ihnen nicht das ehemalige Behagen finden; nicht blos darum, weil ihm die Sehnsucht so mächtig die Brust fesselte: sondern der heftige Trieb hatte sein ganzes Wesen so tief erschüttert, und Kräfte in ihm erweckt, die ihn über sein altes Geschäft hinwegjagten.

Er fühlte wol die große Veränderung, die

mit ihm vorgegangen war; doch konnte er seinen Zustand nicht erkennen, und dachte sich nichts, als daß ein wunderbares Geschick ihm die Unbekannte und die Liebe und die Lilie in die Seele gegeben habe. Darauf bezog er Alles, was in ihm vorging. Indem seine befreite Jugendmacht dürstete nach kühnem Schalten und eigener That, wurde er sich keines andern Antriebes bewußt, als daß er etwas ruhmwürdiges vollbringen müsse, um nicht verhöhnt zu werden, wenn er in das Geschlecht seiner Unbekannten treten wollte. Daß sie aus dem adlichsten, tapfersten Hause abstamme, daß sie hohen Sinn trage, und nur den tapfern Mann lieben könne, hatte er keinen Augenblick gezweifelt.

Die rauschenden Wogen, die sausenden Wälder, die rothen und dunkelblauen Riesengestalten der Wolken trugen ihn mit den Stimmen und Bildern der Liebe, zugleich Schlachtgefahren und übermüthige Feindesheere und klirrende Schwerter und Blutströme vor Gemüth und Sinne.

„Der Tag bricht wieder an;“ sagte er sich,

indem er sehnsüchtig in die Ferne des Stroms und des blauen Himmels blickte; „und der Abend wird wieder hereinbrechen, ohne daß sich mir die Pforte aufgethan, durch welche ich eingehe in die Bahn der Thaten. O, daß ich das Roß hinunter lenkte in den nächtigen Abgrund, wo die Unschuld von schwarzen Ungeheuern gemartert wird; daß ich kämpfte mit glühenden Staubwolken und Hunger und grauser Noth, welche mich zurückscheuchen wollen von schwerer Arbeit im ruhmvollen Beginnen. Lachende Thäler, zauberische Gärten, prachtvolle Gemächer, schöne Frauen, eurer bedarf ich nicht auf meinen Irrfahrten; alles, was lieblich und schön ist, trage ich in ihrem Bilde tief im Herzen; aber daß es seine unverlöschbare, stärkende Anmuth ganz leuchten lasse: so trete in Aufruhr wider mich, Natur, und vereinige deine Kraft mit den Verbrechen, der Wuth der Menschen: die Wasserlilie will ich auf meinen Schild malen, dem Wappen meiner Ahnen beigesellen, und durch gute That alles Ungeheure zum Frieden und zur Versöh-

nung zwingen. Ueber den zersplitterten Wald gehen die weissen Hirsche ruhig zur Quelle, die wieder heiter tränkt; die großen Lämmergeier sind von den jähling gestürzten Tannen mit niedergeschlagen, und zermalmt liegen Wolf und Leu, indem die Nachtigall weit hin im Laubgehölz flötet. Greulicher als die zermalmten Schlünde liegen die gewaltigen Räuber da mit zerschmetterten Schädeln; mein Arm, mein Schwert, meine Lilie bezwangen sie, und Heerden ziehen scherzend und klingend bei der Zerstörung vorüber, die Hirten, die Schäferinnen tragen Wasserlilien, und begrüßen mich damit. Ihre jauchzenden Züge gehen einen Hügelweg hinan, auf wehen die glänzenden Flügel des Schlosses oben, und unter die drei alten Nußbäume tritt die Gestalt heraus. Ach, so schön habe ich dich in allen meinen Gedanken nicht gesehn, und sie waren doch täglich und nächtlich bei dir, und du warest doch Eines mit meiner Seele. Warum lächelst du so gütig auf mich herab? Ich habe die Gefahr nicht gescheut; für dich habe ich alles

begonnen; aber was hat es dir gefrommt? du wirst blaß? o Triumph, Triumph! du warst in Gefahr? und meine Thaten haben dich gerettet, und mir dankest du? Heiliges Schicksal, vielleicht ist sie noch in Gefahr, und ich Ruchloser weile hier müssig, und vergnüge mich mit Träumen von ihrer Schönheit und Liebe. Hinweg, hinweg! daß mich die Mauern nicht erdrücken."

Er riß die Thüren auf, und warf sie rasselnd zu, durch eine nach der andern im langen Kreuzgewölbe stürmend; er wußte nicht, was er begann, wohin er wollte; aber eine dunkle Ahndung trieb ihn an die Thür des ältesten unter den drei grauen Lehrern. Plötzlich stand er vor dem Greise, kräftig und glühend, wie der Morgen, aber stumm und allmählig einzelne Laute stammelnd. Der alte Ritter hatte noch nicht aufgeschaut von dem großen Historienbuche, in welchem er las. Spät warf er einen ruhigen, scharfen Blick auf den Jüngling. Was ist dir, Arthur? fragte er mit einem bestimmten Tone, und strich sich die langen herabwallenden weissen Lokken.

ken. Als keine Antwort kam, warf er einen zweiten noch schärfern Blick, voll von zusammengedrängtem Feuer, auf den Jüngling. Ich muß hinaus in die Welt, erwiederte dieser hastig. Da erhob sich des Greises hohe Gestalt, und nahte ihm freundlich.

Arthur, sprach er, dein Leben schäumt über; ich weiß es seit deiner Heimkehr; Gefahr und Thaten müssen den Becher kränzen, wenn es nicht hinaussprudeln soll.

Da floß des Jünglings Seele über: daß ein grauer Mann mit solcher Theilnahme sein Inneres errathen hatte, rührte ihn unaussprechlich, und er beschrieb mit flammenden Zügen, wie ihm zu Muthe sei, ohne das süße Geheimniß der Liebe zu berühren. Die unbewegliche Röthe auf den Wangenknochen des Greises regte sich und wurde immer lebendiger, floß immer mehr herab, und die alten Augen sprühten jugendliches Feuer. Bei meinem Schwert, sagte er freudezitternd, indem er die Scheide faßte, worin es an der Wand hing; Du weißt, wenn einem

Ritter irgendwo eine preißliche That dämmert, so senden wir den tüchtigsten unsrer Zöglinge hinaus, daß er die Probe bestehe. Bleibe dir getreu: Deine Stunde ist gekommen.

Er fuhr weiter fort, wie er kaum in dem langen Historienbuche die Geschichte des Hauses von Altan gelesen hätte, von welchem gestern die traurigste Kunde eingetroffen sei. Der letzte Herr von Altan, sein Jugendgefährte, sei vor wenig Monden todt in einem Hohlwege, unter einer herüberhangenden Fichte gefunden. Sein Roß, das nicht ferne von ihm stund, nährte sich spärlich vom jungen Laube des Waldes, und als Leute die Leiche fanden, kam es herzu, um dreimal mit ächzendem Getös und wehmüthigem Schnauben auf die Erde zu stampfen. Es warf den aufgewühlten Staub in das bleiche Gesicht seines Herrn, als müßte es den Anblick sich bedecken. Man merkte keine Wunde, keine Gewalt an dem Todten; aber das Roß faßte mit seinem Gebiß alle nach einander am Gewande, und zog sie mit sich fort, als wollte es sie durch

einen Feldweg nach dem fernen Ritterhause führen. Dort wohnte ein Vetter des Herrn von Altan, ein Mann wegen seiner Tücke berüchtigt. So wie das Gerücht von dem Todten erscholl, erhob er Ansprüche auf die hinterlaßnen Güter desselben, und schlug der blühenden Franziska von Altan vor, ob sie alle Fehde über des Vaters Besitzungen dadurch beschwichtigen wollten, daß sie sich mit ihm vermählte? Das hochherzige Fräulein ward durch ihre Thränen gestärkt, seinen gehässigen Antrag von sich zu weisen und allen seinen Drohungen zu trotzen. Da sammelte der Unhold schnell seine Reisigen und umzingelte die Burg der verlaßnen Jungfrau, als sie kaum in der Familienkapelle die väterliche Leiche mit bebenden Händen beigesetzt hatte. Mit mannhaftem Sinn, sagte der Greis gerührt, hat sie an der Spitze ihrer Knechte alle Wuth der Feinde abgeschlagen; aber sie bleibt hülflos, weil alle jüngere Ritter in ihrem Umkreis, durch ihre wunderbare Schönheit und ihre artlichen Sitten bezaubert, sich um sie bewarben, und von

ihr abgewiesen wurden. Die Liebe, hatte sie dem darob bekümmerten Vater entgegnet, stammt vom Himmel, und ein Zufall, der aus den Wolken stammt, wirft das heilige Feuer in unsre Seelen. Auch jetzt reuet sie ihre Sinnesart nicht, wie sie mir durch einen Boten berichtet, der sich mit Lebensgefahr durch die Feinde stahl. Auf, mein geliebter Arthur, befreie sie. Vielleicht ist in deine Züge dieser Zufall für sie vom Himmel geschrieben, und Ruhm und Minnesold werden dir auf einmal.

Der Jüngling erröthete bei diesen Worten, und versicherte mit ehrenfestem Gesichte, daß dieser Fall hier unmöglich sei, und er des Minnesolds nicht begehre, wenn Franziska auch allen Zauber in ihren Reizen vereine; aber daß er vor Ungeduld glühe, sein Schwert für ihre Rettung blitzen zu lassen.

Du weißt, fuhr der Alte fort, der Jüngling, welchen wir zur ersten That entlassen, muß allein, mit einem einzigen Knecht zu ihr ausziehn. Gewaltig mußt du seyn, wenn du am Ziele bist;

auch der Weg dahin ist mit Gefahren besetzt, die gering scheinen, und das Gemüth hart angreifen. Wenn der Jüngling glüht, über unsern Strom zum Ritterzuge zu schiffen, ist die Flut wol viele Tage so ungestüm, daß sich kein Schiffer hinüber wagt. Lachende Ufer empfangen ihn jenseit. Die Wolken von gewürzigen Düften, welche der Wind bisweilen zu uns herüber trägt, die schimmernden Blütenwälder, die unser Auge dort unstät dämmernd wallen sieht, haben in euch die lieblichsten Ahndungen erweckt; dennoch wird die Gegenwart dir ein Wunder scheinen. Mein altes Herz pocht noch laut, wenn ich des Morgens gedenke, da ich nach nächtlicher Fahrt zum erstenmal jenen Strand betrat. Alle Bäume hatten ein andres Laub, als mir je vorgekommen, alle Früchte einen andren Geschmack; die Singvögel glichen ihren Namensgenossen, und ihr Gefieder, ihre Stimme waren so herrlich, daß sie doch kaum an jene erinnerten; die Blumen sah ich werden, sich Farbenleben auftragen, und sie waren doch schon vollendet. Aus den

Grotten, um welche tausend Nachtigallen schlugen, kamen Hirtinnen und boten mir Wein und Erdbeeren; und wie ich glaubte, allen weiblichen Reiz in ihnen erblickt zu haben, träumend mit unwilliger Hand den Zügel vorwärts lenkte zu den Säulenthoren der Stadt, erschienen unfern derselben ihre Schönen einzeln oder in Gruppen. Da that sich eine üppige Pracht auf, die immer voller, berauschender wurde, je tiefer ich die Strassen hinabritt. Ein unaussprechlicher Zauber hielt mich gefangen, und eine höhere Macht hat mich aus dieser Stadt gerettet, wo die Steine der Gassen wie von Wollust glühten. Arthur, Gott hat das Weib so schön gemacht; aber minne sie mit höheren Trieben. Auf jenem Strande ist das Reich der Liebe!

Ihr redet wahr, mein Vater: „Dort ist die Liebe!" unterbrach ihn Arthur mit flammender Eile und hocherröthend.

Der Greis sah ihn einige Augenblicke forschend an, und sprach dann weiter: „Es ist um so schwerer, aus jenem Paradiese zu mühseligen

Thaten zu scheiden, weil das angränzende Land, durch welches die Straßen nach allen Gegenden gehn, einem scheuslichen Auswurfe der Natur gleicht. Aber dennoch pries ich mich glücklich, als ich mich überwunden hatte, den Fuß über die blühende Gränze zu setzen. Alle Bedrängnisse meiner Fahrten sind nichts gewesen gegen diesen Augenblick der Selbstüberwindung. Ich fürchte von deiner feurigen Einbildungskraft, deinen überströmenden Jugendkräften, mein Arthur; erliegst du in dem ersten Kampfe wider dich selbst: so bist du für dein ganzes Leben gefallen.

Laßt mich fliegen zu diesem Kampfe, rief der Jüngling: die Wogen haben mich lange gerufen; sie tragen mich zu meinem Glücke, meinem Ruhm. Uebermorgen Abend, sprach der Greis, sollst du scheiden, nach einem brüderlichen Mahle, mit dem Rittersegen, wenn es die Brandung erlaubt.

Der Strom ist mein Freund: erwiederte Arthur mit festem Händedruck, und schied, und stürmte hinaus in das Freie, an den Strand,

um den Wogen die frohe Botschaft zu sagen. Es war ihm, als müßten sie sich mit ihm freuen, als müßten sie eilen, ihr zu verkünden, daß er ihr nahe.

Indem er sehnsüchtig am Ufer weilte, lärmte es in der Ferne. Eine Schaar seiner Genossen suchte ihn jubelnd auf, weil sie so eben von den Vätern gehört hatten, zu welcher Ritterfahrt Arthur bestimmt sei. Sie schüttelten ihm nach einander innig die Hand, und einige sagten ihm treuherzig: „Du warst seit Wochen so verändert und ernst; es mußte dir bald etwas besondres begegnen.

Den ganzen Tag ließen sie ihm nun keine Ruhe. Lebendiges Gewimmel war im Schloß und in allen Köpfen; alle Geschichten, welche sie wußten, von tapfern Thaten und abentheuerlichen Zügen, erzählten sie sich einander, im ruhigen Kreise sitzend, oder sie schleppten in streitigen Fällen alle mögliche Ritterbücher zusammen, und verglichen Arthur, je mehr oder weniger sie ihm oder einem Helden wohlwollten, mit diesen

und jenen Rittern. Sie riefen ihn herbei und fragten ihn ehrenfest oder neckend um seine eigne Meinung oder seine Wünsche. Einige spielten mit Schwert und Lanze eine Ritterscene, daß es laut scholl in den gewölbten Gängen, andre tummelten geharnischt ihre Rosse auf dem Hofe, und begrüßten sich einander mit großen berühmten Namen. Jedem Spiele war Freiheit gegeben; nur Arthur blieb in sich gewendet unter allem dem frohen und muthigen Getümmel.

Als es gegen Abend sich legte, und man ihn losließ, flog er hinauf zu seiner Kammer, riß das Fenster auf, und schaute mit namenloser Sehnsucht hinaus in die Ferne des Stroms. Indem er sinnig das sanfte Rauschen derselben belauschte, hörte er neben sich einen leisen Fall. Er schauerte zusammen, und sah auf dem Gesimse ein Blatt der Wasserlilie liegen. Aengstlich griff er danach, als vermögte er es der Blume wieder anzufügen. Von der Erschütterung fielen auch die übrigen Blätter. Er bemerkte es mit schauerlicher Wehmuth, und die Blume sah ihn

traurig an mit ihrer nackten Krone. Und warum läßt du nun, fragte er gedämpft, deine Schöne sinken, da die lichte Freude über mir aufgeht? da du in deine schöne Heimath mit mir heimkehren konntest? Deine Blätter sollten mir leuchten, ihre Bewegung wollte ich befragen, wohin ich mich wenden müsse, um die geliebte Gestalt, die dich mir sandte, zu finden. Ich verstehe dich nicht, und was du jetzt begonnen. Willst du nicht mehr bei mir blühen, weil sie selbst bald in meiner Nähe duften wird? Gute Blume, mein Herz hätte auch für dich noch Raum gehabt. Oder ist dein Fall ein böses Zeichen, und deutet er auf Unglück meiner Liebe? und fühltest du, daß du meiner Trauer nicht zuschauen konntest? Dir werde immerhin alles Gute, was ich dir geben kann.

Er faßte die Blätter und den Stengel mit der Krone zusammen, und eilte damit an den Strand. Die Abendröthe hatte sich kaum darauf niedergelassen, und er ging immer tiefer in ihr Stralenmeer, in welchem schwarze Seevögel

muthig ruderten mit den Schwingen. Ihm däuchte oft, als müßte er aufsteigen können, gleich ihnen, oder viel lieber die Fluten mit den Flügeln streifen. Dann wäre er hier und dort auf dem Wasser geflogen, bis er irgendwo am Strande die Geliebte erspähte, und vor der erschrockenen schönen Gestalt sich jähling mit freuderauschendem Gefieder niederließ.

Noch einmal drückte er dann die Wasserlilie an seine Lippen, und streute sie hin auf die Fluten. Wehmüthig sah er den Blättern, der Krone nach, die kein vereintes Daseyn im Strome wiederfanden. Doch als er die Augen langsam aufhob, und nach jenseit hinübergleiten ließ, wollte ein Blitz der Freude ihn durchzucken, denn fast däuchte es ihm, als stehe drüben die hohe weiße Gestalt. Wahrlich, so trug sie das schwebende Haupt, so regten sich ihre schlanken Glieder, so wallte sie herab nahe an die entgegenseufzenden Wellen. Nun bog sie sich wieder, als risse sie etwas aus der Flut, ihr blendender Arm schwang sich wieder, als werfe er etwas hinaus auf den

Strom. Alles wurde ihm deutlich; es war die Gestalt, die ihm zuerst unter den drei hohen Nußbäumen des Pfarrhauses erschien.

Ungestüm eilte er am Ufer hinunter, wo ein Nachen angebunden lag, und weckte den alten Fährmann. Auf, Grauer, steure mich über den Strom; nimm für deine Mühe diesen Ring, das kostbare Geschenk meiner seligen Mutter. Der Schiffer blickte den Jüngling nicht an, nahm den Ring und besah ihn, und ohne aufzuschauen, gab er ihn zurück mit den Worten: das Zeichen der Ewigkeit ist kein Geschenk für die Zeit. Dann wollte er die Augen wieder schließen; aber Arthur rüttelte ihn heftig, und rief: Bring' mich hinüber. Sind die Stunden schon gekommen? sagte der Greis, und schaute in die Himmelsweite: meine geflügelten Knaben fehlen noch, ohne sie kann ich nicht schiffen: sie eilen heran mit der kommenden Flut.“ Nun schlief er wieder ein, und Arthur staunte in das faltenreiche, ausgearbeitete Gesicht. Es waren Narben darin, die Jahrtausende alt schienen,

und um die zahnlosen Lippen spielten noch jugendliche Züge: eine vollendete Ruhe lag auf der felsenfesten Stirne.

Der Anblick veränderte des Jünglings stürmische Stimmung. Wie? sprach er zu sich selbst; wollte ich ohne Geheiß der Väter über den geheimnißvollen Strom schiffen? wollte ich es dem Zufalle überlassen, ob ich morgen zum Abschiedsmahl, zu der schönen Ritterweihe gegenwärtig seyn würde?

Mitten in dieser Rückkehr zur Besonnenheit schaute er voll Sehnsucht nach dem jenseitigen Ufer, und erspähte nirgends mehr die wunderbare Gestalt. Langsam, in sich gekehrt, ging er zurück nach dem Schlosse. Ihm war unbeschreiblich schwermüthig, da ihm die Vergangenheit wie ein Traum, da ihm die Zukunft noch dämmernder war, und alles, womit die Gegenwart ihn umgab, für ihn die Seele verloren hatte. Als die alten Thürme, die wohlbekannten Fenster so traut zu ihm herniederschauten, fühlte er sein Herz beengt. Sie hatten ihn so oft voll Ruhe

begrüßt, ihr Glockenton hatte ihm so oft, wenn er im waldigen Dickicht den Pfad verloren hatte, gesagt: du hast eine Heimath, und wir rufen dich zu ihr. Ihm war das Alles so lieb gewesen, und gegen Alles war sein Herz erkaltet. Irgend etwas riß ihn in die Zukunft, und es that ihm wehe, daß man was loslassen konnte, das man so lange festgehalten hatte. Aber die ganze Oede umfing ihn erst, als er seine Kammer betrat, wo keine Wasserlilie ihn mehr aus dem Becher anschaute: selbst Wilhelm fühlte eine Leere, daß er diesen Abend die Blume nicht mehr mit Krystallwasser versorgen konnte, und sie nun vergangen schien, ohne daß er eine einzige Wunderthat von ihr zu erzählen wußte.

Als der Morgen flammte, bog sich Arthur über das Gesimse des Fensters, und hoffte, die geliebte Gestalt in der frühen Helle, wie an jenem seligen Morgen, zu erspähen. Aber vergebens strengte er alle Sehkraft an, die Entfernung war zu groß, und nirgends dämmerte ihm Licht auf.

Dennoch verging ihm der Tag frisch und muthig unter Zurüstungen zu seinem Ritterzuge, und er dachte mit Vergnügen daran, daß er sich am gestrigen Abend überwand, nicht länger in den Fährmann wegen der Ueberfahrt zu drängen. Ihm war, als sei er dadurch der unbekannten Geliebten schon würdiger geworden. Heiter setzte er sich zu dem Abendmahl, welches die Genossenschaft zu seinem Abschiede festlich bereitet hatte.

Die drei grauen Väter saßen auf verschiedenen Punkten zwischen der rüstigen Jugend. Einer von ihnen war auch noch im hohen Alter eine Riesengestalt mit eisenfesten Gliedern: noch war ihm kein Roß zu gewaltig, und seine Lanze, sein Schwert vermogte er allein zu handhaben: seine Stimme glich einem Donner, der nicht mit ganzer Gewalt aus den Wolken hallen will. Dennoch hörte er immer mit großer Demuth auf Alles, was der zweite Greis sagte, in dessen Antlitz eine Ruhe war, die auf jede Umgebung wohlthätig niederfloß. Er schien weder stark noch

schwach; das ungemeine Ebenmaaß seiner Glieder befriedigte so durchaus, daß kein Gedanke von Kraft und Form durch seinen Anblick erweckt wurde. Wenn er redete, so war's, als spräche mit ihm alle Weisheit der Jahrtausende, die über die Erde gingen. Mit Wohlgefallen blickte er auf den starken Genossen, doch öfters auf den andern grauen Bruder, um den alle Lieblichkeit wohnte, und von dessen Lippen Bilder flossen, die jeden Gedanken verschönten, und alle seine Geberden mit Anmuth schmückten. Er allein besaß die holde Gunst der Tonkunst. An ihn schloß sich die ganze Jugend mit heisser Liebe. Aber ihm hatte keiner aus derselben so zugesagt, als Arthur. Er war es auch, zu welchem dieser in der Frühe geeilt war mit dem Sturme im Herzen.

Bis gegen Mitternacht redeten die Alten zu den Jungen von den Helden und Weisen der Vorzeit, und den Begebenheiten ihres eigenen Lebens. Da stand der Starke auf, und hielt einen gewaltigen Becher: zu Seiten traten ihm

die andern beiden Greise: die Jünglinge waren in dichter Gruppe vor ihnen; und der Starke reichte den beiden grauen Genossen schweigend den Becher, darauf an Arthur, und sprach mit donnernder Stimme: Sieg über dich, dann über andre. Die Halle bebte, die Jünglinge schauerten zusammen, Arthur stand fest und freudig. Und die Thüre öffnete sich, der alte Fährmann bog seinen Kopf herein, und rief hohl: Die Flut ist gestiegen, die Stunden sind da.

Schallend schlug der Starke die Ritterhand in Arthurs: „Du schiffest dich ein auf die Zeit, und ziehst an ihrem Strom hinab durch viele Völker und Länder: verliere dich nicht.“

Dann winkte er ihm; und schweigend ging Arthur hinweg. Kein Ritter durfte ihn begleiten: allein mit seinem treuen Wilhelm zog er auf seinem Gaule durch das Dunkel. Nur die Laterne des alten Fährmanns schimmerte in weiter Ferne. Arthurs Herz war überschwenglich voll, und die Ahndungen, welche ihm das Rau-

schen des Stroms brachte, sagte er überselig den Sternen.

Als sie bei den Fluten anlangten, war die Fähre bereit, und zitternd traten die Rosse auf die Bretter, welche vom Ufer zu ihr führten. Ein geistermäßiges Schwirren war in dem Schiffe. Der volle Mond brach hervor, als Arthur sich kaum auf eine Bank niedergelassen hatte, den Gaul am Zügel haltend. Nun sah er mit Staunen die Behendigkeit der Schifferjungen, die bald hier, bald dort an Seilen, am Mast wie Schatten auf und nieder schwebten. Alle trugen an den Schultern kleine Mäntel, die vielfarbig immer flatterten. Sie wurden durch Blicke des alten Fährmanns regiert, und waren ihm äußerst gehorsam, wiewol sie, muthwillig genug, auf den treuen Wilhelm, der mit offenem Munde zusah, wie niederfallend zufuhren. Wenn er dann erschrocken die Zähne zusammenschlug, hörte man wie kurze Flötentöne wiederhallendes Gelächter.

Die Wasserbahn führte um viele kleine In-

seln, und die hurtigen Schifferknaben sprangen bisweilen auf sie hinaus, und schnell wieder ins Schiff zurück, ehe es ganz vorüberging. Sie sprangen hin und zurück, immer da, wo Wilhelm die Gäule hielt, welche sich immer bäumen wollten. Ihm war das Schwirren unerträglich, und im Unmuth griff er nach den Knaben; aber auf einmal fühlte er eine Menge Nesselnstreiche auf den Fäusten. Vor Arthur traten die Knaben mit höflicher Gebehrde, und wiesen mit dem niedlichen Zeigefinger auf ihn, und sagten: dich dürfen die Kinder der Zeit nicht necken.

Schon erblaßte der Mond, wie sie jenseits landeten. Die Rosse schnoben mächtig in der Morgenluft, als sie auf Brettern ans Land gezogen wurden, und stampften freudig wiehernd die Erde, auf welcher sie ihre Sicherheit wieder gefunden hatten. Da reichte Arthur innig dankbar das Fähregeld dem grauen Schiffer; aber der drückte es von sich mit den Worten: ich werde von dem ganzen Geschlecht der Sterblichen besoldet. Als der Ritter und sein Knecht auf

den Pferden saßen, grüßten die Schifferknaben mit geistigen Bewegungen der Arme, und ihr Schiff durchschnitt anfänglich zischend das Wasser. Aber bald war es, als ginge es wie ein dicker Nebel auseinander, und schwebte der alte Fährmann mit seinen Knaben wie leblose Gebilde auf den Spitzen der Wellen.

Traun, Herr, sagte Wilhelm, die Wunder heben an, welche die Wasserlilie thut: ich habe sie wohl gepflegt lebenlang, und kann mir was Gutes von ihr versprechen. Seht da, kaum sind wir eine Strecke geritten: so werden Gaumen, Nase und Auge schon auf das herrlichste bewirthet.

Er brach von einem Zweige eine goldene Frucht, und reichte dem Ritter, auch zu kosten. Durch beide ergoß der Genuß die labendste Erquickung, und wiewol der Geschmack kühlend war, gewann ihr Blut doch ein feurigeres Leben. Da glühte die Morgenröthe herein in die Gebüsche, und wunderbar blühend und mit prächtigen Früchten beladen, dehnte sich um sie ein

Wald. Jeder Nebel, welcher verfloß, enthüllte ihnen neue Reize, und alle Jahrszeiten schienen in dieser Gegend zugleich zu walten. Selbst der Winter fehlte nicht: in tiefen Abgründen, welche hie und da ihren anmuthigen Mund aufthaten, wohnte er mit einer solchen Kälte, daß er in der Frühe dünnes Eis über Blümchen goß, die, von den ersten einbrechenden Sonnenstralen befreit, noch einigemale wieder überreifet wurden. Indessen senkten an den Anhöhen sich übervolle Trauben und goldene Orangen lockten durch das dunkle Laub zum Genusse. Die Berührungen aller Sinne gingen so wunderlieblich durch einander, daß keiner sein Eigenthum unterscheiden konnte. Blumen und Blätter und Zweige klangen zauberisch, und wie süße Gestalten schritten die Töne fernher durch die Lüfte. Ein allmächtiger Trieb drang aus Allem hervor, und das Leben, welches hier wurzelte, blühte, flutete, war gewaltig, als müßte es ewig so bleiben, und das blaugoldene Luftmeer, in welchem sich Alles bewegte, schien sonder Anfang und Ende. Arthur

ließ alle die Eindrücke sonnig auf sich zuströmen; aber seine Seele lebte nur in dem Gedanken an die unbekannte Geliebte, und in süßen Träumen ritt er schweigend durch die zaubervolle Umgebung, und umsonst versuchte Wilhelm mit seinem geschwätzigen Staunen ihm Rede abzugewinnen.

Im glänzenden Grase der Wiesen sahen sie schneeweiße Heerden und reizende junge Hirten und Schäferhunde, gleich jungen Rehen, durch einander spielen; Winzer und Winzerinnen machten an Höhen die Arbeit zum Jubel. Noch war nirgends eine Hütte hervorgetreten; in diesem seligen Lande hatten die Bewohner vielleicht kein Obdach nöthig, als den Himmel und die Bäume. Doch trafen sie je und je auf hochgewölbte Grotten, um welche Geißblatt und bunte Blüten sich üppig rankten. Schon einigemale hatte Wilhelm gerathen, in eine derselben einzukehren, und sich noch mit anderm Labsal, als den goldenen Früchten des Waldes, zu erquicken; aber Arthur war ohne Antwort weiter geritten. Da

trat aus einer Grotte ein Greis mit langen weissen Locken und einem blühenden Haupte: ihm zu Seiten waren zwei liebliche Mädchen. Alle sahen freundlich auf den Ritter, und der Alte ging ihm entgegen mit der Bitte, daß er in seiner Halle ausruhen wolle. Arthur sprang vom Roß, und reichte dem Greise traulich die Rechte, und begrüßte mit edlem Anstande die Jungfrauen, über deren Gesicht bei seinem Anblicke die süßeste Röthe strömte. Der treue Wilhelm zog mit der behaglichsten Erwartung die Pferde seitwärts zur Pflege.

Wenige weiße Marmorstufen führten hinab in die Grotte, die sich in der Tiefe immer weiter wölbte. Die Hand der Natur hatte in ihr einige Gemächer angelegt, von welchen buntgeflammte Oeffnungen sich an die Sonnenhelle wanden. Mit melodischem Säuseln flüsterten durch sie die Lüfte, und die Steine tönten von Liedern beseelt, und wechselreicher Duft kam mit den Farbenspielen, die das verschiedene Tageslicht oder die mannigfaltig glühenden Blumen

und Blütensträuche, die eben vom Winde bewegt wurden, in die Grotte warfen.

Vor dem Gedränge der lieblichen Eindrücke konnte Arthur nur einzelne Worte hervorathmen, als ihn der Greis zu einem seidenen Teppich führte, indem die beiden Mädchen feurigen Wein in krystallnen Gefäßen und gewürzige Speisen auf kleinen zierlichen rohrgeflochtenen Tischen herbeitrugen, wie Zephyre die Geschenke der Blumen. Dann ließen sie sich nieder zu Seiten des Ritters, und bedienten ihn mit holdem Erröthen. Beide waren kaum aus der Knospe hervorgebrochen, und alle Ahndungen schöner Sinnlichkeit umdufteten ihre Frische. Die süße Begier, von der Unschuld mit vielen Träumen umwoben, hat im Kelch mehr des Honigs, als alle andre Lust der Sterblichen. Halb schlau, halb unschuldsvoll, begehrend und scheu ruhten der Mädchen Augen bald hier, bald dort auf dem reizenden Jüngling. Er aber fast zerflossen vor dem warmen Hauch, womit ihre Nähe ihn umduftete, rief das Bild der unbekannten Geliebte, und

fühlte seine Rittertreue gestärkt, ohne sich der Umgebung zu verschließen.

Oft faßte er Muth, nach der wundervollen Gestalt, an welcher sein Leben hing, fragen zu wollen, ob sie vielleicht auch in dieser Grotte geweilt hatte, ob es kein Traum war, daß er sie jüngst am Abend gesehen an diesem Ufer? Endlich sagte er von dieser letzten Erscheinung, ohne der früheren zu erwähnen.

Rasch fiel eine der Mädchen ein: ach, in zwei Tagen habe ich sie so liebgewonnen: sie war hoch und ernst, aber ich mußte ihr vertrauen, sie lieben.

Du meinst Hermosa; sagte die andre; die allein in der Dämmerung an den Strand hinabging? die furchtlos, fügte der Vater hinzu, Fahrten am ganzen langen Ufer machte, in Begleitung eines einzigen alten Knappen.

Arthurs Gesicht glühte, hastig wandte er das Haupt zu allen drei, so wie sie sprachen. Wo ist sie nun? fragte er, und sprang auf. Vor drei Tagen, entgegnete der Greis, hat sie hier

geruht, hier auf eurem Platze; da schied sie gegen die Zeit der Dämmerung von uns, und ist nicht wieder gekommen.

Ich wäre gern mit ihr gezogen, sagte wiederum das erste Mädchen, und wäre ihren grossen schwarzen Augen wie Sternen gefolgt. Sie trug sie fast immer gen Himmel: ich hätte umhergelauscht, ob eine Gefahr ihr nahe käme. Aber sie wollte mich nicht folgen lassen. Meine Heimath sei hier, und sie ziehe umher mit einem feierlichen Gebrauch, welchem nur der alte Knappe beiwohnen dürfe.

Arthur faßte beide Hände des süßen Mädchens, und kniete vor ihr, und rief: Du sollst sie wieder sehen, bei meiner Liebe; Hermosa nannte sie sich? o schöner Name, geliebter Zauberklang! ja, du sollst sie umgeben dürfen, und bei ihr, bei uns soll deine Heimath werden.

Der Vater und seine Töchter staunten über seine Verheißung, da er nicht einmal den Namen der Jungfrau gekannt hatte. Aber seine Rührung war so innig, und er war so liebens-

würdig in ihr, daß sie ihn gern in einem Augenblicke zur schönen Hermosa gezaubert hätten.

Bald mögte ich euch verlassen, fuhr er fort, und doch habe ich euch liebgewonnen für mein Leben. In welchen Tönen sprach sie? erwähnte sie keiner hohen Nußbäume vor dem Pfarrhause? liebte sie die Wasserlilie?

In solchen Fragen erschöpfte er sich, voll Ungeduld, daß man sie ihm nicht beantworten konnte, und verlangte nach dem treuen Wilhelm, um sein Roß zu besteigen. Da erscholl ein lautes, frohes Getümmel, und der Greis, dem die übrigen folgten, eilte hinaus zur Grotte.

Winzerinnen kamen mit Traubenstäben, und tanzten mit bunten Bändern. In ihrer Mitte war Wilhelm, den sie mit einem Eppichkranze geschmückt hatten. Er war von dem Geiste des Weines, von den weiblichen Reizen berauscht, und warf die Mädchen mit übervollen Beeren, und raubte ihnen Küsse. Aller Rausch der Sinnlichkeit zog mit dem jubelnden Zuge.

Siehe da, sagte der Greis, die Freude schäumt

über: es geschieht selten unter uns, denn sie ist unser gewöhnlicher Zustand. Ergötzen der Sinne bekränzt uns noch am Rande des Grabes. Sehnsucht nach Unsterblichkeit störet es nicht; keine Leidenschaft für das Unbekannte und Höhere thut ihm Abbruch.

Mich treibt sie aus eurer Mitte: sprach Arthur glühend, und schaute dabei das Mädchen an, welches die wunderbare Hermosa so liebgewonnen; aber kein Aetherfunken stieg empor aus ihrer Lieblichkeit. Es that ihm nun wehe, was er ihr so übereilt verheißen hatte, und er schied ohne Wehmuth. Wilhelm hatte auf den Ruf seines Herrn sich gehorsam den angenehmen Schwärmen entrissen, und hurtig die Pferde gerüstet.

Schon senkte sich die Sonne auf die purpurrothen Fluten des Stromes, welchen sie noch erblickten, wenn sie über Anhöhen ritten; die ganze Bahn, der sie folgen mußten, führte nie tief landeinwärts. Noch schöner, wie am Morgen, lag vor ihnen das Wunderland in der Abendglut, und je mehr sie sich verlor, desto geistiger

enthüllten sich die Reize der Natur in Büschen, in Tiefen, auf Höhen. Der Mond stieg auf in das sternenreiche blaue Himmelsgewölbe, und weckte selbst die schüchternste Anmuth, die nicht wagte, sich dem Tage zu zeigen. Wie von Diamanten erbaut, glänzten in seinem Schein die Grotten der Einwohner, und bei allen erschienen ihre beseelten Gruppen. Sprudelnder Wein und Jubel der Zecher, Liebesgeflüster und Harfenklang der schwebenden Mädchenreihen befeuerten die tiefaufflötende Nachtigall zu immer lauterem Schmettern.

Arthur empfand in diesem geistigen Aufruhr unendliche Sehnsucht. Allenthalben spähte er umher nach der schönen Hermosa, ob sie in irgend einer Gruppe hervorstralte, ob sie in einer Ferne einsam ritte mit ihrem alten Diener. Tausendmal nannte er den süßen Namen, und begriff nicht, daß er ihn heute erst gelernt, nicht längst gewußt habe. Aber wie innig und schmeichelnd er ihn nennen mogte, die geliebte Gestalt erschien nirgends. Er konnte zuletzt vor Fülle

der Sehnsucht keinen Laut mehr sprechen, und ein wehmüthiger Thau drang in sein stralendes Auge.

Sie ritten die ganze Nacht hindurch, und Arthur weigerte sich allen Einladungen zum nächtlichen Lager. Er nahte sich mehrern Gruppen, um nach der wundervollen Hermosa zu forschen, aber niemand hatte sie gesehn. Das Leben erstarb die ganze Nacht nicht auf der Straße: mehrere Waller wurden von ihm befragt, und immer vergebens.

So vergingen einige Tage und Nächte, ehe sie der Stadt des Landes nahe waren, wo er weitere Kunde über den Zweck seiner Ritterfahrt erhalten sollte: vielleicht traf er dort auch Spuren von Hermosa. Als die Mauern ihm entgegen brannten in der Mittagssonne, spornte er sein Roß; aber die Pracht, die sich allenthalben ausbreitete, fesselte ihn wider seinen Willen; aus dem schwelgerischsten Reichthume, der sich allenthalben ausgoß, erhoben sich auch edle Kunstgestalten.

Doch sein reines Herz sagte ihm, als er zum Thore hineingeritten war, daß hier nicht das Element sei, worin die hohe Kunst ein fröhliches Gedeihen finde: die feurigste Sinnlichkeit hatte hier alle Umgebung überströmt. Wahrlich, dachte er, trüge ich dich, Hermosa, nicht im Herzen, so fühlte ich wol, was der graue Lehrer sagte, so glühten mir die Steine hier von Wollust. Welche üppige weibliche Schönheit wallt mir bei allen Schritten entgegen! wie flammen die schwarzblauen Augen mich an, und die kastanienbraunen Haare schwellen lüstern gewichtvoll empor, und hinterwärts, und die seidenen Gewände tragen sich in der Luft wie im süßen Genusse. Laß mir deinen Stern, geliebte Hermosa, in diesen Duftwolken immerdar nahe leuchten.

Höflich wiesen ihn die Einwohner zu dem Pallaste des Ritters, an welchen seine grauen Lehrer ihn empfohlen hatten; und wiewol der Herr auf einige Tage abwesend war, empfing ihn sogleich die reichste Bewirthung. Am Abend

langte auch schon die Gemahlin des Ritters an vom Lande, und sogleich hieß es im Pallast, daß er selbst am folgenden Tage eintreffen werde.

Eine Stunde nach ihrer Ankunft ward er zur Dame in den Gartensaal zum Abendessen eingeladen. Als er hereintrat, erhob sie sich mit verbindlichem Neigen, und entschuldigte mit feinem Lächeln die Abwesenheit ihres Gemahls. Sie ging dann leicht über zu nachlässigen Fragen über Herkunft und Beginnen Arthurs, und indem er antwortete, bog sie das süße Gesicht in zwei üppige Rosen, die vor ihrem Busen blühten. Die dunkelbraunen Flechten ihres Haars hatten sich losgedrängt, und fielen auf beiden Seiten zu den Rosen herab, die schwellend sie neidisch wegzudrängen suchten. Dann lächelte sie wol, und befreite die duftenden Blumen von den Haarflechten.

Ernster, und scheinbar mit der unsinnlichsten Kälte, leitete sie das Gespräch auf Gegenstände der Kunst, der Wissenschaften, bis die Diener einen üppig besetzten Tisch zum Abendessen her-

eintrugen. Unterdessen schien sie sich um den Gast wenig zu kümmern, sondern wie weggerissen von ihrem Innern, bog sie bisweilen das schöne Haupt zum Fenster hinaus in einen blühenden Strauch, oder schlug mit heller lieblicher Stimme ein paar süße Weisen an, und that ein paar feurige Griffe in ihre Harfe. Endlich setzte sie sich zerstreut an das Mahl, und ließ für Arthur ihr gegenüber einen Sessel stellen.

Er saß mit Staunen und Freude vor der göttergleichen Frau, und vermied mit innigem Gefühl die Schleppe ihres veilchenblauen reichen seidenen Gewandes, welche lang wallend zu seinen Füßen herüber lag. Besonders mußte er oft auf ihre Stirne blicken, deren feine Wölbung so durchsichtig stralte, daß man glauben konnte, die Bilder der Seele hinter ihr zu schauen.

Sie sprach voll Geist; doch schmelzender wurden ihre Töne, wenn sie bisweilen der weiblichen Gefühle im Gegensatze zu den männlichen leise erwähnte. Gedanken und Vergleichungen, wovon er nichts geahnet, wurden dadurch in Arthurs Innerm ge-

weckt: die Philosophie der Herzen hatte für ihn einen überraschenden Reiz. Immer drängte es ihn, zu der huldvollen Seherin der Liebe ihm gegenüber vertraulich von seinem Herzen zu reden, und dann kam es ihm wieder vor, als müßte es sie betrüben, wenn er die mächtige Glut bekenne, die für Hermosa in ihm brenne. Es schwirrten so viele dunkle und widerstreitende Empfindungen durch sein Gemüth, daß er kaum bemerkte, wie die Dame vom Mahl aufstand. Er sprang schnell auf, und erröthete stark bei seiner Verbeugung. Indem sie sich hold verneigte, fiel eine der üppigen Rosen aus ihrem Busen. Hastig nahm er sie auf, um sie ihr zu überreichen. Allein in dem Augenblicke war in ihrem Auge ein solcher Ausdruck, daß er die Blume zurückzog, und indem die Dame entschwebte, an seine Lippen drückte.

Als ihm die Diener in sein Schlafgemach geleuchtet hatten, stellte er die frische Rose in Wasser, und eine geistige Wollust athmete in seinen Adern, von allen Gegenständen. Gleich

einem rosenfarbenen Duft legte sich der Schlummer auf seine Wimper, und zeigte ihm in einem flüchtigen Traume die Wasserlilie und die Rose verbunden. Er empfand darüber eine innige Freude, und die Liebe der beiden Blumen gegen einander schien ihm sehr natürlich.

Die flammende Morgensonne ergoß sich schon durch die Spiegel der Fenster, als er erwachte. Silberne Töne schwollen durch die Luft: er öffnete die Flügel, und lauschte, wie das Spiel der Glocken sich mit Klängen, die sich liebend drängten, über das scherzende Gesumme der Menschen, über Nachtigallengeschmetter und Vögelzwitschern hinzog, in der Höhe nur erreicht vom frischen Triller der steigenden Lerche.

Er übersah aus seinem Gemach einen großen Theil der Stadt mit dem angenehmsten Staunen. Sie lag an einem so sanften Abhange, daß ihn der Wandler nicht bemerken konnte. Aus vielfarbigen Steinen, die mit Marmor verwechselt werden mogten, waren die Häuser erbaut, sich ähnlich an Gestalt, Höhe und Farbe,

und doch in Allem verschieden; die Straßen schwungen sich breiter und schmäler, doch sich selbst gleich, bald kühner, bald sanfter, so wie es der Abhang gebot, und flossen in viele runde Plätze zusammen. Die glichen einem blühenden Garten, dufteten von allen Stauden, prangten mit allen Bäumen, und nie verhallte Musik auf ihren schattenreichen Gängen.

Als Diener in sein Gemach kamen und gingen, und ihn zum Frühstück in ein anstoßendes Zimmer luden, eilte er, sich auf das sorgfältigste zu schmücken, weil er hoffte, die Dame des Hauses dabei zu sehen. Allein seine Hoffnung ward getäuscht, und er empfand plötzlich die unerträglichste Leere, so köstlich er bewirthet wurde. Endlich faßte er Muth, und fragte: ob er ihr aufwarten dürfe? man antwortete ihm aber, daß die Dame mit mehrern Rittern und Frauen zu einer Jagdparthie geritten sei, und schwerlich vor den Abendstunden zurückkehre. Dies vermehrte seinen Unmuth. Nach dem Eindruck, wie sie ihm den vorigen Abend erschienen war, hätte er

ihr gern das Recht abgesprochen, mit andern Männern umherzuschwärmen, indem er einsam zurückblieb. Aber dies gestand er sich selbst nicht; desto heftiger schmälte er auf die Unhöflichkeit, daß er, der Gast, von der Parthie zurückgelassen war, und dachte nicht daran, wie lange sie vielleicht verabredet worden, ehe er in dieser Stadt anlangte, und wie unmöglich es der Dame wol gewesen seyn könnte, den Fremdling in das Vergnügen einzuschließen. Er blieb so unmuthig, daß ihm die Rose, die er zärtlich durch Wasser frisch erhalten, zuwider wurde, und er dem treuen Wilhelm befahl, seinen Gaul zu satteln. Er wollte auf gutes Glück ins Freie hinausschwärmen.

In dem Augenblicke scholl heller Hörnerklang in den Hof, und der Herr des Hauses rollte herein in einem geflügelten Wagen. Kaum hatte er Arthurs Ankunft vernommen, so flog er die Steigen hinauf, den Gast zu begrüßen. Die fröhlichste Offenheit sprach aus allen seinen Zügen, und sein blühendes Heldenbild stand nach

einigen Augenblicken wie wohlbekannt vor dem Fremden. Feuer schlug aus allen seinen Bewegungen und Gliedern, und aus seinen rollenden schwarzen Augen brachen röthliche Funken. Hastig las er ein Schreiben, welches Arthur von seinen grauen Lehrern überbrachte, und sagte ihm gleich hastig, daß er morgen Botschaft aus dem Hause Altan erwarte, und sie bis dahin die Angelegenheit ruhen lassen wollten. Dann zog er den Jüngling mit sich hinab, und brachte ihn über den Hof auf eine grüne Wiese, wo unter Platanen viele Ritter versammelt waren. Alle empfingen ihn freundlich und wie einen alten Bekannten, und luden ihn ein, an ihrem Vergnügen nach freier Wahl Theil zu nehmen.

Die meisten übten sich in Künsten der Stärke und Gewandtheit, und Arthur gesellte sich bescheiden zu ihnen. Bald wurde man gewahr, aus welcher herrlichen Schule er kam, und man bewunderte, wie so viel rüstige und ausdauernde Kraft mit so viel zarter Schönheit in ihm vereinigt war. Selbst der Herr des Hauses mit

der breiten Löwenbrust konnte ihm beim Ringen keinen Vortheil abgewinnen.

Während diesen Anstrengungen vernahm der Jüngling theilweise die Unterhaltung einiger von der Gesellschaft, die sich am blumigten Ufer eines Sees gelagert hatten. Ein paar alte Sänger mit der Harfe standen in kleiner Entfernung an Platanen gelehnt, und sangen Balladen. Manche Strophen wurden von lautem Lachen der Gäste unterbrochen, oder von ihnen mitgesungen und wiederholt, und immer waren es solche, die mit üppigen Bildern oder unkeuschem Witze die Luft füllten. Oft wechselte die Schaam auf Arthurs Wange.

Zum Mittagsmahle in dem anstoßenden Zaubergarten kamen nach und nach viele Frauen, und deshalb hoffte er, die Dame vom Hause werde auch noch erscheinen. Allein seine Hoffnung ward wieder getäuscht. Vergebens prangte nun vor ihm die weibliche Schönheit in üppigen Reihen, vergebens kreiste goldener Wein, sprudelte alle sinnliche Freude, und ein Witz, der

trotz allem Streifen an Lüsternheit, nicht über die Gränzen feiner Sitte schweifte. Eine Sehnsucht, die fast Begier war, lebte in seinem Herzen neben der unendlichen nach Hermosa; und wenn die Zukunft ihn erhob über alle Freuden der Gegenwart: so stachelte es ihn bei denselben, daß etwas nicht Gegenwart war, was es so leicht hätte seyn können.

Als die Scherze der Zecher ungebundener wurden, und verrätherischer die Blicke der Schönen, da fragte sich Arthur: ist diese die Umgebung, in welcher sie aufgeblüht ist? Alles an ihr erschien mir groß und rein. Selbst ihr Gemahl, wenn ich ihn richten darf, wird immer hingerissen von dem irrdischen Augenblicke, und keine Gedanken, die ihn dem unmittelbaren Eindruck entheben, umweben seine Schläfe. Sie aber redete mit solcher zarten Besonnenheit, und mir war, als wandelte ich in reinem, thauigem Aether bei ihren Gebehrden, ihren Worten.

Unter solchen Gedanken verging ihm die lange Tafel, und je schäumender die Lust wurde,

desto einsamer ward er. Endlich zerstreuten sich allmählig die Gäste, und wie die letzten scheiden wollten, sagte ihm der Wirth: „Lieber Ritter, ihr werdet es nicht unfein deuten, wenn ich euch verlasse; mich ziehen irgendwohin himmelssüße Bande; da eine Viertelstunde zu spät zu kommen, ist unverzeihlicher als auf dem Kampfplatze.

Ohne des Jünglings Antwort abzuwarten, entfernte er sich, nachdem er im Gehn hinzugefügt hatte: auch wird mein Weib euch bald wieder Gesellschaft leisten. Wahrhaftig, dachte Arthur erfreut, nun weiß ich, warum sie heute ihre Halle verlassen hat: in diesem Schwarm der Sinne wollte sie nicht leben; mit der Einsamkeit des Abends wird sie einkehren.

Mit Freude kam er nun in sein Gemach zurück, und schöpfte der Rose frisches krystallnes Wasser, und es dauerte nicht lange: so sah er die Dame des Hauses aus einem luftigen Fahrzeuge steigen. Schneeweiß war das Gewand ihrer hohen schlanken Gestalt, und ein meergrünes

Band umfing sie mit schmerzlosen kreuzweisen Windungen. Er seufzte: Wasserlilie und Hermosa. Das kastanienbraune Haar hing nicht in Flechten herab, sondern wallte in einem unendlichen Reichthume von langen Locken. Jede Bewegung war Bescheidenheit, und Arthur hätte geschworen, eine hohe Jungfrau zu sehn, wenn er ihren Stand und Namen nicht gewußt hätte. Es däuchte ihm, als höbe sie den schönen Blick zu seinen Fenstern.

Noch war er darüber ungewiß, als er schon die Einladung empfing, mit der Dame diesen Abend eine Fahrt zu Wasser zu machen. Sein Herz schlug hoch auf: er hoffte, daß er mit ihr allein auf den Fluten wallen werde. Ihr volles schönes Daseyn sollte sich ihm dann entfalten: er erwartete viele Aufschlüsse über sie und ihre Umgebung. Die Marmorstufen sprachen lebendig unter seinen Füßen, als er mit flammender Sehnsucht hinabging.

Ueber den Wassern schwebt der Abendgeist noch beseelender, als über der Erde: sagte die

Dame, als er hereintrat, und nahm seinen Arm, ohne über den Tag und die Art, wie er ihn verlebt habe, ein Wort zu verlieren. Dies wirkte so auf ihn, daß er selbst nicht wagte, etwas darüber zu äußern, als er jetzt über die Wiese, durch den Garten mit ihr ging, wo er so viele Stunden im Geräusch der Sinne ihrer gedacht hatte. Das thauige Abendroth lag jetzt auf dem Laube. Die ganze Natur hatte sich verwandelt, sobald sie erschien, und milder, geistiger Glanz ruhte da, wo ohne sie die offenbare Mittagsson- ne stralte.

Meergrün und weiß wehte der Wimpel des Nachens, der wie eine Muschel gestaltet sich auf dem spiegelglatten See wiegte, das holde Paar zu empfangen. Schon entschlüpfte er freudig mit ihm. Auf Bänken, wie runde Sessel ge- formt, und reich mit Seide geschmückt, saßen sie beide nahe sich gegenüber: oft drückte das Schau- keln ihre Knie zusammen, und eine lichtblaue Flamme schlug auf zwischen ihnen.

Das Surren der Wogen durchrieselte mit

Lust ihre Gebeine, und die Duftströme von allen Ufern her vereinten sich auf diesem Punkt, schmiegten sich an ihre Brust, ihre Wangen. Durch Decken von gelben und blauen Wasserblumen blickten je und je Lilien hervor, und schauten neugierig auf Arthur. Er sah von ihnen auf die holde Dame, und wähnte oft, daß Hermosa ihm gegenüber sitze, und nichts weckte ihn aus solchem Wahn, als die Bemerkung, daß die Geliebte himmelan die Augen trüge, die Dame aber sie seitwärts wende, oder mit ihrem lieblichen Feuer in gerader Linie auf ihn richte.

Je blässer das Abendroth wurde, desto liebevoller und sehnsüchtiger die Stimmung beider. Sie sprachen selten: ihre Blicke hingen an den Gestaden, den Blütenwäldern, den vielfarbigten Wolken. Flötenmelodien, Hörnerklänge zogen aus waldiger Ferne über die Wellen, und verklangen im Gefühl des glücklichen Paars. Nachtigallen waren überschwenglich tonreich in der buschreichen Bucht, wo sie landen wollten. Arthurs Brust wurde weit und enge. Er sagte

innig: die Erde ist so schön! und als er dabei in das schwarzblaue schmelzende Auge seiner Gefährtin sah, sprach er noch inniger: und das Weib ist so schön erschaffen! da schlugen Blitze durch den Thau ihrer Augen in sein Inneres, da bebten entzückt die Ufer, da zog ein ätherisches Funkengewühl über den See auf und nieder.

In diesem Augenblicke landete der Nachen. Bebend vor Wonne sprang Arthur auf das erhabene Gestade, und bog sich herab, der Dame die Hand zu reichen. Sie stand auf dem Bord, und verlor sich im Anschaun des schönen unschuldigen Jünglings, der wie ein junger Gott auf sie herabflammte. Der Nachen schwankte zurück: sie fiel in die Flut, und er sprang hinab, faßte sie schwimmend, griff einen tiefwurzelnden Strauch des Ufers, schwang sich mit ihr hinauf, und legte sie auf den weichen Rasen, alles in einem Augenblicke. Er kniete neben ihr, sie hob die Lilienarme, und legte ihm die Hände auf beide Schultern, und sagte: Himmlischer! er umfaßte mit den Händen ihren schlanken Leib,

und hob sich: sanft wurde sie ihm nachgezogen, sie standen und preßten Brust an Brust, und ihre Küsse, immer weniger flüchtig, wechselten sich trunken.

Schweigend, mit heftigem Athem, gingen sie unter dem Laubgewölbe, deß Stämme, halb vom Abendroth, halb vom aufsteigenden Mond erhellt, wie Marmorsäulen da standen. Das nasse weisse Gewand der Dame schmiegte sich dicht und glänzend um ihre Glieder; das meergrüne Band stralte feucht; ihre Wange glühte, und goldenes Feuer lag in ihrem Auge. Arthur dachte in sich, daß seine Wasserlilie eine menschliche Gestalt gewonnen habe, und Hermosa's Bild erschien ihm in unstäter Ferne. Sein Gefühl dabei war nicht rein selig, wie sonst, auch schmerzlich; er empfand heftige Unruhe. Indem reichte ihm die Dame die zweite der beiden üppigen Rosen, deren eine er gestern davongetragen. Die Fluten, sagte sie süß, haben diese Blume nicht aus meinem Busen gerissen; denn mein Retter war rasch und nahe.

Sie standen nun vor einem Teppich von dem weichsten Moose, auf welchem Abendglanz und Sterngeflimmer und Mondenschein wie in Millionen kleiner stralender Stücke lagen. Erschöpft von Schrecken und Liebe, ließ sich die Dame nachlässig auf ihn nieder.

Arthur kniete vor ihr, und preßte heftig sein Gesicht auf ihre Hände, in ihren Schooß. Er sprach nichts; aber mächtige Thränen drangen in seine Augen. Eine ungeheure Angst, welche die Brust zersprengen wollte, wechselte in ihm mit wollüstigen Erschütterungen. Im Rauschen der Bäume schreckte ihn Hermosa's Stimme, die er nimmer vernommen; und sein unstäter Blick zerfloß in Zärtlichkeit, wenn er von den Augen der schönen Gefährtin ergriffen wurde. Wende diese Blicke! flehte er innig; und endlich riß er sich auf, und rief: die Nacht bricht ein, die Wellen rauschen zur Heimkehr.

Unendlich schwer wurde ihm diese Ermannung; aber mit ihr hatte er alles gewonnen. Von diesem Augenblicke an konnte ihm die Dame keine

Gefahr mehr bringen, so hoch ihm noch immer ihr Wesen erschien, dessen tiefe, glühende Sinnlichkeit vom Geist der Kunst und Wissenschaft nur geschmückt, nicht veredelt und beherrscht war.

Schweigend ging sie an seinem Arm zurück, und der wollüstige Schleier, der vorher ihre Schritte umflossen hatte, schien zerrissen. Verwandelt waren See und Gestade, als sie im Nachen wieder sich gegenüber saßen. Auf beider Blicken lag einige Kälte, mit Befremden vermischt. Der Ritter hatte rührende Dankbarkeit der Dame erwartet, daß sich die Gefahr durch seinen mannhaften Entschluß verzogen; allein in ihren Gebehrden schattete fast ein empfindliches Zürnen. Dies verlor sich in ihre Fragen über seine bisherigen Verbindungen, sein Schicksal. Er sprach mit Feuer über die Tage seiner Jugend; aber unmöglich war ihm, von der Wasserlilie und Hermosa zu reden. Die Dame däuchte ihm nicht mehr so hoch und rein, daß er zum vollen Vertrauen gegen sie gedrängt wurde. Und ihr liebtet nie ein Weib? frag-

te sie mit feinem, nicht ganz unspöttischem Lächeln.

Er war der Antwort überhoben, da gewaltig rauschende Musik plötzlich aus dem Garten hervorbrach, durch welchen sie zum See gekommen waren. Wir haben diesen Abend ein glänzendes Bankett! sagte die Dame mit Freude. Arthur fühlte, daß ihm diese Freude überaus zuwider war, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben. Fast unmuthig führte er seine Gefährtin in den hellerleuchteten Garten.

Der Ritter wurde vom Herrn des Hauses mit den Worten empfangen: siehe da, auch unsre Empfindsamen! und sogleich zu einem lieblichen Fräulein geführt, welche er diesen Abend unterhalten müßte, ohne darum seine Freiheit zu beschränken. Dies war ihm halb lieb, halb unangenehm. Er hätte nicht an die Dame vom Hause gefesselt seyn mögen, und doch beschäftigte sie allein seine Aufmerksamkeit. Er konnte das Auge nicht von der schlanken Gestalt wenden, die sich mit reizender Fülle und in sich geschmieg-

ter Grazie bewegte, und oft das liebliche Haupt nach ihm umwandte. Sie hatte ihr Abentheuer, wie sie fast ertrunken wäre, mit lebhafter Anmuth erzählt, und sich entfernt, und war bald darauf mit Diamanten geschmückt in silbergrauer Seide wieder erschienen.

Bei Tafel saß Arthur nicht weit entfernt von ihr. Alle seine Gefühle wurden immer widerstreitender, und der schäumende Wein, womit er sie zum Frieden zwingen wollte, tobte zuletzt in seinen Adern. Die Eifersucht, die am Morgen bei der Nachricht von der Jagdparthie ihn leise angewandelt hatte, goß bald gierige Flammen durch sein Blut. Ein schwarzer Ritter von gewaltiger Schönheit, mit blassem Gesicht voll Ausdrucks und schwarzen gebietrischen Augen und prächtigem schwarzblauen Barte, saß neben der Dame vom Hause, und unterhielt sich mit ihr äußerst lebhaft. Bisweilen warf er Blicke auf Arthur, und sein Lächeln wies dann die prangenden weissen Zähne. Zuletzt ward das Gespräch allgemeiner, und der schwarze Ritter spottete

laut über die empfindsamen Gefühle. Das Muster aller abentheuerlichen Empfindsamkeit, sagte er, fand ich vor einigen Tagen am Strande.

Im spottenden Tone beschrieb er, wie er dort eine Jungfrau getroffen, die ihre ungemeinen Reize so überirrdisch geachtet hätte, daß sie keiner Freude des Lebens sie hingeben wollte: einer ..herlichen Religion wäre sie nachgezogen, und hätte die herrlichen schwarzen Augen, werth, von der seligsten Liebe durchglüht zu werden, über alle Lust feierlich wegschweben lassen. „Ich hätte mich,“ setzte er hinzu, „in die Närrin vergaffen können; aber das hohe Gefühl ist ein niederschlagender Wassertrunk.

„Nur für gemeinen Brand!“ sagte Arthur bitter, dem es im Innern wühlte, daß Hermosa hier gemeint sei. Dem Ritter verzog der Zorn den blauen Bart, und die Dame des Hauses ..laßte. Sie flüsterte bald darauf mit ihrem Nachbar, nnd theilte ihm die Vermuthung mit, daß die seltsame Jungfrau die Erwählte des fremden Jünglings sei. Darauf faßte er den

Becher, und stand auf, und sprach gegen Arthur gewendet: „Eurem Brande, Ritter, dem eiskalten!“ „Der euch, wenn's beliebt, das Hirn versengen soll!“ rief der Jüngling in lichter Flamme.

Beide faßten heftig ihr Schwert; die nächste Gesellschaft sprang auf. Morgen! sagte der Ritter mit dem gewaltigen Barte, und stieß ruhiger das halbgezogene Schwert zurück. Die Freude auf diesem Punkte war gestört, und hier löste sich die Gesellschaft auf, indem die Dame des Hau'ses mit unruhiger Bewegung sich entfernte. Ein großer Theil der Gäste zerstreute sich erst gegen anbrechenden Morgen. Arthur fühlte sich zum erstenmal im Leben unglücklich auf seinem Lager; denn er war mit sich selbst uneinig und unzufrieden. Schmerzlich war ihm das süße, geistige Gewühl, welches ihn bestürmt hatte; nun schien es ihm Untreue gegen Hermosa; und eben so wehe that ihm, daß er für sie in einen gemeinen Streit gerathen war. Zürne mir nicht, himmlisches Wesen! sprach er; ich konnte nicht

hören, daß man dich lästerte, und dennoch, soll ich in unreinem Blute deine glänzende Hoheit von Lästerungen rein waschen? Thörichtes Beginnen, frevelhafte Raserei! und doch kann ich nicht zurück, meine Ritterehre zwingt mich zu dem sündigen Frevel. Verströmet er mein Blut; wohl, so sühne ich ihn mit meinem Leben, mit dem Opfer meiner Jugend. Ach, und dann umfasse ich nie in der Wirklichkeit dich, schöne Erscheinung, die stralend über meine Tage unerreicht hinzog; ich werde nie deine Nähe gefragt haben, ob deine seligen Augen, deine Lilienarme, dein schwebender Gang, so sind, wie immer sie meiner Liebe vorschwebten? nie werde ich wissen, ob die Töne, die so wundervoll in nächtlicher Kammer, bei der Wasserlilie, noch heute im Rauschen der Bäume über mir und der flammenden Gefährtin zu mir kamen, wirklich deine Stimme waren? kann ich denn sterben, ehe ich das Wort „Liebe“ von deinen Lippen vernommen habe?“

Bei gewaltiger Rührung drangen wol einzelne Thränentropfen in des Jünglings Auge; aber

er hatte nicht geweint seit seinen Knabenjahren. Nun übermannte ihn gänzlich die Traurigkeit: er weinte heftig, ununterbrochen, und sein Lager wurde naß von seinen Thränenströmen.

Nach schrecklichen Stunden richtete er sich müde auf, und die Rose im krystallnen Wasser sah ihn glühend an. Er schrack zusammen. „Wie ganz anders war mir, als die unschuldige Lilie mich ahndungsvoll durch die Dämmerung anblickte, seufzte er, und ging langsam zu dem Gefäß, und nahm die Rose, um sie zu zerpflücken. Da hing die andre noch an seiner goldenen Halskette, woran sie ihm die Dame befestigt hatte. Er riß sie herab und zerpflückte sie, und streute auch ihre Blätter an den Boden. „O seliger, seliger Abend! als ich die Blätter der Wasserlilie dem gesegneten Strome wieder heimgab!“ rief er schmerzhaft und laut: dann saß er stumm bis zum Morgen, auf die Hand das Haupt gestützt. Als der Tag licht anbrach, zog er sein Schwert und prüfte es sorglos.

Der Herr des Hauses kam bald nachher zu

ihm, und sagte scherzend, da er die Rosenblätter am Boden sah: „Ihr seid ein wackrer Ritter, und laßt die Liebe euch Rosen streuen, kurz vor einem Kampfe auf Leben und Tod. Besteht ihn glücklich, denn diese Nacht ist Botschaft gekommen, daß Franziska von Altan sich ihrem greulichen Feinde ergeben muß, wenn nicht Hülfe binnen zehn Tagen anlangt. Hier habt ihr die Bahn aufgezeichnet, die zu ihrer Burg führet. Jetzt kommt hinab auf die Wiese."

Hurtig legte Arthur seine Rüstung an, und folgte zu dem Kampfplatze, wo der Ritter mit dem blauen Barte nachlässig an einen Baum gelehnt stand, und sich stellte, als würde er der Ankunft des Gegners nicht gewahr. Aus einem scheinbar hinreißenden Gespräch mit einem andern Ritter, mußte man ihn abrufen, als sich der Kreis geschlossen hatte, beide Kämpfer zu empfangen. Arthur trat hinein mit gesenktem Haupt, und um so höhnischer sein Gegner; schon gab jedermann im voraus diesem den Sieg, wiewol man gestern die Rüstigkeit und Gewandtheit des fremden Jünglings bewundert hatte.

Arthur wagte nicht, Hermosa anzurufen, als der Kampf begann, sonst würden seine Streiche, wie von einer höhern Macht geführt, das stolze feindliche Haupt getroffen haben. Jetzt war offenbar in seinen Schlägen, als vermieden sie das fremde Blut, und wollten nur das eigne beschützen. Sie waren langsam wider die tollen des Gegners. Wie Flammen schossen im Morgenstral die Schwerter auf einander los, und auf keiner Seite quoll der purpurne Strom.

Der zweite Gang begonn, und der Jüngling glaubte zu hören, daß der übermüthige Feind die Dame des Hauses als Beschützerin anrief. Schon hatte es ihn bei einem Seitenblicke gedünkt, als läge sie fernhin im weißen Nachtgewande auf dem Fenstergesimse eines Söllers. Wüthender wurden seine Streiche. Noch brach nirgends der purpurne Strom hervor; aber der Ritter mit dem blauen Bart schien Ermüdung des Arms zu verrathen.

Arthur gedachte der Rose und der Wasserlilie. Jetzt kam es ihm vor, als dürfte er Her-

mosa anrufen. Er that es, und der Himmel vor ihm ward noch heller. Muthig wie jemals Streiche des Schwerts fielen die seinigen: er schlug nicht mehr mit Kunst, jeder Hieb sagte, daß er durch seine eigenthümliche Kraft des Gegners Tod fordre. Plötzlich ging ein Schrei durch den ganzen Kreis. Der stolze Ritter sank zurück, und mächtig aus Brust und Schulter strömte die Wunde.

Alle drängten sich um Arthur, ihm Glück zu wünschen. Er sah nur auf den sinkenden Gegner, und wandte dann die Blicke auf die Fenster des Schlosses. Deutlich erkannte er die Dame, deren Schönheit und Geist ihn fast überwältigt hatten, und fühlte selbst, wie er sich entfärbte.

Ich kann nicht weilen, rief er; mich ruft ein höheres Schicksal. Tröstet den Ritter wegen seiner Wunde, wenn er zur Besonnenheit zurückkehrt. Er gab hastig dem Herrn vom Hause die Rechte, und eilte hinweg. Dem treuen Wilhelm hatte er vorher geboten, die Rosse bereit

zu halten. Er schwang sich auf seinen Gaul, und flog hinweg, daß ihm der Knecht nicht folgen konnte, und als er die Mauren der zaubervollen, unseligen Stadt hinter sich sah, da erst holte er tief und freien Athem.

Sie ritten den ganzen Tag durch lachende Umgebungen, Arthur mit ununterbrochnem Ernst, und Wilhelm, zu furchtsam, eine Frage zu wagen. Er hatte noch in der Nacht vom Zweikampfe seines Herrn gehört, und mit Angst den Ausgang erwartet; und seine Freude darüber mußte er wie seine Bangigkeit vor dem Ritter verbergen, der seit der Vertraulichkeit über die Pflege der Wasserlilie immer entfernter gegen ihn geworden.

Als sie zu Mittag in der Nähe einer Grotte die Rosse erquickten, unterhielt sich Arthur nicht mit ihren Bewohnern, sondern ruhte im Grase am schattigen Quell, träumend, in sich versenkt. In seinem Innern hatte sich ein Ernst entfaltet, wodurch seit der letzten Nacht seine ganze Ansicht der Welt verwandelt worden. Sogar seine

Liebe für Hermosa jagte weniger Bilder durch seine Einbildungskraft, als bisher; aber seinem Gemüthe war, als hätte es eine wunderbare Weite gewonnen. Er fühlte sich als Fremdling in sich selbst, und dies gab ihm eine ernste Stimmung, wiewol der glückliche Ausgang des Kampfs ihn hätte erheitern sollen.

Allmählig verlor sich die lachende Natur, und ehe die Sonne sank, stießen sie schon auf nackte Felsen und sandige Strecken, wo Heidekraut blühte. Die Luft ward rauher, der Wind kam durch pfeifende Tannen, und Wolken jagten sich in Eile hinweg von dem blütenvollen Lande. Keine Grotten glänzten mehr aus Gebüschen, und wie um die schwindende Sonne kalte Lüfte schauerten, knisterte fernhin Feuer in Hütten, die mit Stroh und Moos gedeckt waren.

Sie trabten rasch vorwärts, und selbst Arthur sehnte sich nach einem wirthlichen Dache. Plötzlich sahen sie sich durch Schlagbäume aufgehalten, und aus hölzernen Häusern krochen kümmerliche Männer hervor, mit hölzernen Lan-

zen bewaffnet, und fragten sie frech nach Namen und Herkommen. Wilhelm brachte mit sich eine Fülle von goldenen Früchten und Blumengewinden und vielfarbigen Gewänden aus dem üppigen Lande: alles nahmen sie ihm ab, weil das in ihrem Gebiete verbotene Waare sei. Selbst einen herrlichen Lorbeerzweig, den sich Arthur zu Mittag gebrochen, wollten sie ihm nicht lassen, und vor seinen beiden einzigen Ritterbüchern, voll süßer Gesänge und Nachrichten für ein grosses Herz und eine gewaltige Einbildungskraft, zeigten sie einen solchen Abscheu, daß sie innerhalb ihrer Gränze sie nicht zurückbehalten wollten, sondern wie verpestet über die Schlagbäume in das üppige Land warfen.

Betrübt sah Wilhelm seinen Herrn an, der stumm blieb in seinem kalten Unwillen über die unwürdigen Menschen mit engem Kopf und Herzen. Sie ritten schweigend weiter, und kamen mit einbrechender Finsterniß in ein kleines Städtchen. Das verfallene Thor hielt sie nicht auf; aber so kümmerliche Männer, wie an der Grän-

ze, forderten Brückengeld für jede Hufe der Säule. Ein widriger Geruch schlug ihnen von den schmutzigen Gassen entgegen, auf welche durch Fenster mit vielen runden bleiernen Einfassungen bisweilen ein spärlicher Schein sich verirrte. Nur ein einziger Mann war auf den Straßen zu finden, der einen hölzernen Handgriff mit dem widerlichsten Lärm herumrüttelte, und die Stunden so jämmerlich abrief, daß seine Stimme von kreischender Höhe in brummende Tiefe herabfiel, auch bisweilen krächzend von einem seltsamen Gott sang, der die ganze schmutzige Stadt in seinem Schooße trüge. Auf ihre Fragen nach dem Gasthofe des Städtchens wollte auch dieser einzige Lebendige erst nicht antworten. Als Wilhelm ihm Münze gab, und sie ein gutes Trinkgeld nannte, wurde er freundlicher, und ging stolpernd vor ihren Rossen her, bis er stillstand und ungestüm an das große Thor eines überhangenden Hauses klopfte. Lange rief es drinnen: ich komme! und er polterte immer ungestümer. Endlich rasselte es am Schlosse, die

Thüre ward geöffnet, und eine halbangekleidete Magd mit einer stinkenden Lampe sah stier auf die Fremden, die nach Herberge fragten. Sie antwortete nichts, und rief nach dem Hausknechte. Nach langem hörbaren Grunsen erschien auch der Hausknecht in hölzernen klappernden Schuhen mit einer schmutzigen Hornlampe. Er riegelte den Thorweg auf, und Ritter und Knappe konnten nun in die Herberge hineinreiten.

Sie hofften auf einige Erquickung; aber die Magd hatte schon wieder ihr Lager gesucht, und nur durch die Gutmüthigkeit des Hausknechts brachte der treue Wilhelm einige rohe Eier und hartes Brodt und saures Bier zusammen. Er war überaus verdrießlich, und wünschte statt der trägen menschlichen Thiere in diesem Lande sich tausendmal die muthwilligen Schifferknaben zurück, so sehr ihre Nesselstreiche gebrannt hatten. Er begriff nicht, wie er den Ritter gleichgültig bei diesem Elend, selbst heitrer sah, als er in dem herrlichen Wunderlande gewesen, wo jeder Strauch mehr zum Genusse darbot, als hier eine menschliche Herberge für Reisende.

„Versuche nur keinen Schlaf, Wilhelm; beim ersten Dämmerlicht des Morgens reiten wir weiter.“ Und glaubt ihr denn, Herr, entgegnete der Knappe, daß über diesem verruchten Orte die Sonne aufgeht? Arthur lächelte, und dachte, daß er selbst in diesem unwirthbaren Lande Hermosa finden könnte. Gern hätte er den Ritter, mit welchem er am Morgen kämpfte, um Nachricht über sie gebeten; nur war es ihm unmöglich gewesen, von den frechen Lippen Kunde über sie zu fordern.

Anfangs gab jene Hoffnung ihm Geduld, und ihre süßen Träume verkürzten ihm die Zeit, welche in diesem Lande träger zu seyn schien, als in der übrigen Welt. Aber zuletzt wandte sie sich wider ihn, als die dicken Nebel, die auf dem Orte lagen, und jedes Weiterreiten unmöglich machten, noch immer zögerten, sich zu verziehn. Werde ich hier ewig brüten müssen? rief er unmuthig aus; soll ich in solchen Schenken das Leben vertrödeln, unterdeß mich meine ersten Thaten erwarten? Diese verschobenen Fen-

ster, die im Winde klappern, halten mich hier gefangen, und vielleicht brauset jetzt der Sturm der Schlacht, worin die Unschuld meiner Rettung bange harret.“

Er trieb, daß die Rosse wieder gesattelt standen, als die Dämmerung anbrach. Doch indem sie aufsteigen wollten, sah ein langes dürres Gesicht mit spitzer Nase in einer weissen Nachtmütze um die Hausthür, und hustete keichend. Als es die Reiter zur Abreise fertig sah, kam die ganze Figur ihm nach, und behauptete, die Fremden, welche zur Nachtzeit in die Stadt gekommen wären, müßten vor ihrem Abgange noch wegen verbotener Waare durchsucht werden. Der Knappe hatte große Lust, das widrige Gesicht zu mißhandeln, und Arthurs Ungeduld war auf das höchste gestiegen; aber in seinem Gemüth voll Billigkeit lag eine unbesiegbare Ehrfurcht, selbst gegen drückende Einrichtungen einer schlechten bürgerlichen Gesellschaft. Er unterwarf sich dem Spüren des verwitterten Kerls, welcher unaufhörlich schnupperte und zischelte: da rieche ich

was Ausländisches! Wilhelm hatte in dem üppigen Lande sich und seine Habe und sein Pferd mit duftenden Wassern und Oelen überschwemmt, und der Nachgeruch von den Gewanden, die ihm an der Gränze genommen waren, erinnerte ihn herbe an seinen Verlust. Wittere nur! sprach er in sich ergrimmt; deine Mithelfer haben schon alles weg. Boshaft und unterdrückt, daß es Arthur nicht hörte, murmelte er dem Hausknechte zu: der lange Schweif verbirgt doch das beste! Das dürre Gesicht wendete sich freudig um nach ihm, und keichte gegen den Ritter: wahrhaftig, Euer Falbe hat den längsten und dicksten Schweif, welchen ich jemals gesehn. Wilhelm kannte die Tücke des Pferdes, daß es sich von keinem Unbekannten an den Schweif fassen ließ, und kaum hatte der keichende Kerl ihn ein wenig gehoben, so schlug es damit so gewaltig herum, daß das dürre Gebein weit weggeschleudert wurde. Indem es in einer Stallpfütze wimmerte, ritt der Knappe lachend hinter dem Ritter weg aus der Schenke.

Kläglich verkündeten Glocken in mißgestalteten Dorfthürmen von Zeit zu Zeit den Ablauf der Stunden des Tages; nur er selbst schien nicht zu kommen. Grau blieb der Himmel, und Nebel hing immer wie Spinngewebe an den Weiden, die aus dem aufgewühlten Sande mühsam hervorsahen. Durch weite Flächen wateten ihre Pferde, ohne daß ihnen irgend etwas aufstieß, als kümmerliche Menschen und Thiere. Eine Windmühle ist hier eine große Abwechselung! sagte der Ritter. Herr, die Langeweile hält unsre Pferde am Schweif fest! antwortete Wilhelm.

Nein! dachte dann Arthur in sich; diese Ebenen, diese Sandhügel kann Hermosa nicht betreten haben; auch wären sie belebter, blühend geworden, wenn ihr Auge auf ihnen geweilt hätte; wenigstens würde mir irgendwo ein freundlicher Blütenstrauch sagen, daß ihr Augenstral ihn so schön gemacht habe. Goldene Zukunft, wärest du nicht gegenwärtig in meinem Innern; hätte ich nicht dein süßes Bild, Hermosa; flammtest du mir nicht, Ruhm der Thaten!

was sollte ich mit dem schleichenden Leben, was mit dem sinnlich überströmenden?

Durch solche Betrachtungen verdrängte er bisweilen die Einförmigkeit, die mehrere Tage sie durch denselben Sand, dieselben Bäume, in unveränderlich schlechte Schenken schleppte, so daß Wilhelm eine besondre Fertigkeit erhielt, stundenlang auf dem Gaule nicht die Augen zu öffnen, und alle Fähigkeit verlor, die Schenkwirthe zu necken, weil sie alle wie schlechte Abschriften von einander aussahen.

Unaufhörlich wurden sie gefragt, wer sie wären? oft noch ward ihre geringe Habe untersucht. An solches Ungemach gewöhnten sie sich. Aber bisweilen geschah, daß sie lange Dämme zurückgelegt hatten, und unvermuthet kamen sie auf eingestürzte Brücken, und wurden gewahr, daß sie die beschwerlichsten Wege umsonst gemacht, und auf ihnen zurückkehren mußten. Der Sand war dann wie Feuer unter dem tobenden Jüngling, der immer wilder wurde, so wie Wilhelm immer schläfriger.

Zu allen Plagen gesellte sich noch die lästigste. Kaum daß sie in ein Städtchen geritten waren: so sahn sie sich von Israeliten umringt, die von den Fremdlingen Gewinn ziehen wollten. Arthur hatte noch bisher dieses Volk nicht gesehn, und eine solche Gier nach Erwerb, eine solche Leidenschaft für die schmutzigste Münze, als er an ihnen wahrnahm, dünkte ihn etwas so unglaubliches, daß die Schwierigkeit, sich davon zu überzeugen, anfänglich den Erfahrungen über ihr Wesen einigen Reiz verlieh, bis ihn der unüberwindlichste Eckel befiel.

Nach allen Anzeigen waren sie nicht mehr fern von der Gränze, und schon jubelten sie dem Augenblick entgegen, welcher sie über dieselbe führen sollte, als sie die beträchtlichste Stadt des Landes noch durchziehn mußten. Der Ritter schauderte vor ihr zusammen, weil er den platten Sinn dieser Gegend in ihr mit allerlei Farben, die Kultur hießen, angestrichen fand. In der Gaststube der Herberge, wo sie eingekehrt waren, sah er alle mögliche Arten dieser Kultur.

Besonders fiel ihm an einer Tafel ein Mann auf, welcher lang, hager, mit ungemeiner Eitelkeit im alten Gesicht, viel über Aufklärung sprach in einem Redegewinde, das nie ablief. Er redete über alle Gegenstände, und durch ein fragendes Wörtchen ward er plötzlich zu dem verschiedenartigsten Stoffe, den widersprechendsten Behauptungen versetzt. Arthur wurde bald so müde von seinem Gespräch, daß er nur stückweise es anhörte. Plötzlich fand er den Alten in Beschreibung einer Jungfrau mit weißer Lilienhaut und großen schwarzen Augen, welche durch religiösen Aufschlag und Niederblick vorzüglich entzückt hätte. Da riß ihn die Fülle seines Gemüths hin, und er fragte übereilt: sie nannte sich Hermosa? Der Alte sah ihn spöttisch lächelnd an, und sagte: welcher Name in dieser Gegend! wol eine schöngeisterische Jüdin? Arthur entfärbte sich, und Wilhelm, welcher hinter ihm stand, murmelte zwischen den Zähnen: du unchristlicher Teufelsbraten. Er hatte schon gemerkt, daß die schöne Hermosa, von welcher

er übrigens nichts wußte, heilig im Herzen seines Ritters gepflegt würde.

Durch ein Gespräch Wilhelms mit den umlaufenden Dienern erfuhr Arthur, da er den Gasthof verließ, daß viele von den Herren, welche dort gespeist hätten, berühmte Gelehrte wären. Sie sind, dachte er, wie ihr Land: du hießest auch ein Gelehrter, grauer Freund, an dem meine Seele hing, und du verlebtest viele Stunden des Tages über Büchern, die dich von der Welt unterrichteten, und die Musen gaben dir süßen Gesang, geistige, flammende Lieder; aber wie einfältig war dein Gemüth, wie glühend und bescheiden umfaßte dein Herz das Schicksal. Wenn du sprachst, so lagen die Bücher der Welt vor uns aufgeschlagen; was du sagtest, schienst du selbst erfahren zu haben, und du hegtest keinen Gedanken, der nicht eine lebendige Gestalt hatte. An diesen Gelehrten ward man nichts als Buchstaben gewahr; mich dünkt, unser Psalterschreiber auf der Burg hätte sie machen können: Gottes Athem fehlte in ihnen, und

mit einer seltsamen Verwechslung der Worte nannten sie die Leere, die sie in sich merkten, ihre Aufklärung."

Fünf Tage waren sie schon durch das widrige Land geritten, ohne eine große Strecke zurückgelegt zu haben: durch die öden, sandigen Wege, durch die kümmerlichen menschlichen Einrichtungen wurden sie unglaublich aufgehalten. Endlich dämmerte ihnen am Mittage die Gränze eines andern Landes, und Arthur freute sich über diesen Anblick auch darum tief in der Seele, weil er hoffte, jenseit manche Räthsel über das Leben gelöset zu finden. In der sinnlichen Glut, sagte er, die alles zauberisch überwob, sobald ich das Schiff verlassen hatte, kann das Leben nicht liegen, selbst in der Trunkenheit habe ich dies empfunden; noch weniger in dieser eckelhaften Dürre, diesen seelenlosen Einrichtungen, welche alle Phantasie, alles warme Gefühl als verbotene Waare verbannen."

„Aber ich seh's," rief er aus, „jenseit der Gränze waltet des Lebens eigenthümlicher Geist!"

Wilhelm sah seinen Herrn groß an, und darauf mit einem selbstgefälligen Lächeln. Der Ritter bemerkte es, und fragte: nun? Ja Herr, antwortete der Knappe, der umlaufende Diener im letzten Gasthofe hat mir bewiesen, daß es keine Geister gebe, so wenig als Wunder. Ich erzählte ihm von eurer Wasserlilie, und er hat uns derb ausgelacht, und mir erklärt, wie alles natürlich zusammenhängt.

Aus dir kann bald ein berühmter Gelehrter werden! sagte Arthur mit einigem Unwillem.

Jetzt sahen sie noch einmal die kümmerlichen Gestalten in hölzernen Häusern, von welchen sie beim Eintritt in dieses Land aufgefangen waren, und nach Beantwortung ihrer forschenden Fragen gab der Ritter seinem Rosse den Sporn, um rasch über die Gränze zu sprengen. Als Wilhelm ihm nachkam, hatte er schon den Gaul an einen Stamm gebunden, und reinigte sich von dem dicken Staube, der auf seiner Rüstung lag. Schüttele den Staub ab, rief er dem Knechte zu, wenn du nicht fürchtest, deine Aufklärung mit abzuschütteln.

Sogleich veränderte sich auch die ganze Umgebung. Nicht blühende Wälder mit goldenen Früchten lachten um sie her, nicht Duftströme kamen mit wollüstigen Ahndungen über ihre Sinne, nicht Hirten und Schäferinnen von lokkender Anmuth ergötzten sich und die vorüberziehenden Fremdlinge durch ihre Freuden. Aber waldige Hügel kränzten frisch wehend die Gefilde, aus deren ergiebigem Boden in dichten Aehren das Getreide aufsproßte; nicht warm, aber auch nicht schneidend, kamen erquickend und stärkend die Lüfte vom hellen Himmel, und in muntres Vögelgezwitscher blöckten rüstige Heerden von gleichrüstigen Kuhhirten und gewaltigen Hunden in Ordnung erhalten. Große Häuser mit Schiefern und reinlichen langen Strohdecken bewahrt, blickten freudig und frei hervor aus Eichenwaldung.

Schon wollte Arthurs Seele aufjauchzen, als er eine lange Reihe von Männern erblickte, die weisse Kittel von Leinwand trugen, und selbst wehrlos von vielen Hackenschützen begleitet wur-

den. Als sie näher kamen, und er mit einem der Führer sich ins Gespräch einließ, hörte er, daß dieser ganze Zug aus geworbenen Landesknechten bestehe, die von Bewaffneten, damit sie nicht auseinander liefen, in das nahe Reich geführt wurden. Dem freien Ritter däuchte es seltsam und herbe, daß man auf solche Weise zu tapfern Thaten gebracht werde. Indessen ward seine Neugier dadurch gereizt, und weil es ohnedies Zeit war, daß ihre Rosse gelabt wurden, so verweilte er unter dem Zuge, der sich an einer Anhöhe niederließ, da die Stunden der Rast gekommen waren.

Alles, was er vernahm und sah, mißfiel ihm höchlich, und die Sitten des zusammengeflossnen Gesindels zeigten sich so, daß er nicht begriff, wie man die Waffen genug entehren könne, um sie solchen Armen anzuvertrauen. Er entfernte sich daher bald, und ging an einen hellen Born etwas tief in der Waldung.

Wenn ihn eine Erscheinung unangenehm berührt hatte, so rief er nur Hermosa's Bild an,

und er that es jetzt mit ungemein frischem Muthe. Aus dem klaren ruhigen Wasser stieg es zu ihm herauf, es kam durch die dunklen Eichenzweige hoch zu ihm hergestralt, es neigte sich in den lieblichen Birken, die sich über den Born hin voll weicher Lust mit dem Gezweige schlugen.

Auf einmal hörte er Lärm und Geschrei. Er eilte hinweg, und vernahm deutlich Wilhelms Stimme unter einem vielstimmigen Getöse. Nicht hastig genug konnte er an die vorige Stäte zurückfliegen. Da sah er, daß zwei Hackenschützen seinen Knecht gefaßt hatten. Er rief schon aus der Ferne ihnen drohend zu, aber sie bekümmerten sich darum nicht. Als er nahe war, und nach der Ursache dieses Benehmens fragte, erwiederten die Hackenschützen mürrisch: der Kerl hat Handgeld von uns genommen, und nun will er nicht mit im Zuge gehn. „Den Teufel habe ich, schrie Wilhelm halbweinend; die Hunde haben mich gefragt, ob ich ihr guter Geselle sei, und gaben mir die Hand, als ich es bekräf-

tigte, und einige harte Thaler aus gutem Willen.

Arthur sparte keine Mühe, die Hackenschützen zu bedeuten, daß hier ein Mißverständniß obwalte, und daß er schlechterdings seinen Knappen nicht entbehren könne, auch bei seiner Ritterehre gelobe, niemals einen so guten Jungen unter solche Banden gerathen zu lassen. Die frechen Kerls gaben ihm zur Antwort: wenn er nicht schweige, so ziehe man ihm sogleich einen weißen Kittel an, und lasse ihn im ersten Gliede voraufgehn.

Zornentbrannt riß Arthur ein Gewehr von der Seite seines Gauls, und schoß einem Hackenschützen eine Kugel vor die Stirn, und der befreite Wilhelm schlug in dem Augenblicke den andern mit der Faust nieder. Beide schwangen sich rasch auf die Pferde, und schossen noch ein paar Hackenschützen zur Erde, indem mehrere auf sie feuerten und von einem Streifschusse das Blut aus des Ritters linkem Arm strömte. Mit dem Schwert stürzte er dann unter die Schützen,

welche nicht wagten, sich zusammenzuthun, und die beiden Reiter zu bekämpfen, aus Furcht, daß die geworbenen Landsknechte unbewacht entlaufen mögten. So nehmt uns nun, rief er, und werft uns einen Kittel um, und laßt uns in dem Sklavenzuge gehn.

Er wollte seinen Gaul wenden, und sich dem unwürdigen Kampfe entziehn, aber Wilhelm hatte sich zu weit vorgewagt, und sein Roß war umzingelt. Da stürzte Arthur wieder hinein auf den Feind, und die Hackenschützen vergaßen nun auch alle weitere Rücksichten, und dachten nur daran, ihn zu Boden zu reißen, damit geschehe, was er höhnend foderte. Des Ritters Verderben schien unvermeidlich, so tapfer er sich auf dem Pferde umhertummelte, und wiewol es ihm abermals gelang, seinen Knecht zu befreien. Zuletzt mußte er der Menge und der Wuth unterliegen.

Allein mitten in der Hitze des Gefechtes schollen mächtige Hufschläge aus der nahen Hügelwaldung. Auf ungeheurem schwarzen Hengste flog ein gewaltiger Ritter herbei, und eine Don-

nerstimme klang, wie Arthur außer dem Ton des starken Alten auf der Burg nimmer vernommen.

Fürchterlich schlug die Keule des Fremdlings unter den Haufen der Hackenschützen, welcher von den drei Reitern hier und dort bedrängt, auf seine Rettung dachte, da die geworbenen Landsknechte schon nach allen Seiten entflohn, oder gar anhuben, auf ihre bisherige Wache loszuschlagen. Endlich waren nur wenige Schützen mehr auf dem Platze, die um Gnade flehten. Sie wurde ihnen, nachdem ihnen ihr Gewehr von Wilhelm abgenommen war.

Verbindlich nahte sich Arthur nun dem fremden Ritter, ihm für seine Hülfe zu danken. Allein der hörte nicht darauf, und sagte: ich sehe, daß ihr blutet. Zuerst also kommt in meine Behausung, und sorgt für eure Wunde, und erquickt euch." Ohne Widerrede folgten Arthur und der treue Wilhelm.

Indem alle drei die hüglichte Waldung hinanritten, ließ der fremde Ritter sein Auge nach allen Seiten umhergehn. Es schien eine solche

Stärke zu haben, daß es auch die weiteste Ferne mit bestimmter Klarheit auffaßte. Wenigstens sprach er bald von der Emsigkeit, womit der Hirt an einer Anhöhe, auf welcher die beiden andern kaum die Bäume erkannten, jetzt das Vieh zur Heimkehr zusammen treibe, oder er rief einzelne Pflüger, die fern wie ein schwarzer Fleck über die Erde gingen, bei ihrem Namen auf, uud ordnete, was sie am folgenden Morgen beginnen sollten. Nach dem Herkommen Arthurs, nach ihrem Streite mit den Soldknechten fragte er gar nicht; aber er unterhielt sie von den Forsten, durch welche sie ritten, und dem Gewinne, welchen er in ihnen durch gute Zucht der Natur abzwänge. In allem, was er sagte, war ein gediegner Sinn, und sein Blick war so fest und klar und gesund, daß er kein Einzelner seiner Zeitgenossen, sondern zu den Urmenschen zu gehören schien, die Gott voll Kraft und Gaben auf die Erde setzte, daß sie gottähnliche Wesen durch sich selbst werden könnten.

Als sie bei seinem Hause anlangten, wurden

sie durch den Anblick der lichtvollsten Ordnung und reichsten Fülle auf das behaglichste empfangen, und Arthur fühlte dabei eine freudige Rührung. Dem Kreise bei seinem Vater war er früh entnommen, und selbst bei seiner letzten Anwesenheit in demselben hatte er noch Alles im Nebel der Kindheit betrachtet. Auf der Burg der grauen Lehrer war alles nur Vorbereitung zum Leben. Nur die Liebe hatte ihn den Gehalt desselben ahnden lassen, und nun zum erstenmale lag es vor ihm mit einer gediegenen Gegenwart, frei von Sinnenrausch, leerer Nüchternheit und schmutzigem Triebe.

Ohne daß weiter von Arthurs Streifwunde die Rede war, hatte ein Knecht sie schon geschickt verbunden, und so geschah Alles in diesem Hause scheinbar ohne Befehl und Anweisung, wie wenn jeder ohne Unterlaß wüßte, was er zu schaffen habe. Der Geist der Thätigkeit waltete hier allenthalben, aber mit stiller Macht, und wiewol eine weite Gegend von hier aus vortrefflich regiert wurde, merkte man im Mittelpunkte der Arbeiten kein Gedränge.

Frühe am Abend wurde das Mahl bereitet. Der Ritter und Arthur saßen auf einem Söller, zu dem wenige Stufen führten, allein an einem Tische voll kräftiger Speisen und purpurrothen Weines; aber die Flügelthüre war ganz geöffnet, und sie sahn auf eine weite Tenne, in mehrere Gemächer, wo alle Glieder der Haushaltung in bestimmten Ordnungen zu gleicher Zeit fröhlich speisten. Arthur reichte bei diesem Anblicke dem biedern Wirthe die Rechte mit herzlichem Drucke.

Beredter durch die geistigen Purpurströme und vom Mahle gesättigt, sprach der Ritter zu seinem Gaste, wie seine Vorfahren Jahrhunderte hindurch gearbeitet hätten, Ordnung und der Gesetze Herrschaft ohne Druck und Ungleichheit in dieser Gegend zu verbreiten, und wie jedes Haupt ihrer Familie durch heilige Urkunde verpflichtet sei, hier zu hausen, und alle Kraft zu verwenden, daß der einmal gewonnene Gehalt des Lebens in diesem Umkreise nicht wieder verloren gehe. Die Nähe des Landes, welches Arthur heute verlassen hätte, mache die Erfüllung dieser Pflicht

besonders schwierig, weil die nüchterne Regel und das Gesindel desselben ohne Rast über die Gränze schweife. Vor allem müßte er wachsam seyn, wenn geworbene Züge, wie der heutige, die Straße nach jenem Lande herabkämen, und diese Nothwendigkeit habe ihn heute zur Vertheidigung seines Gastes herbeigeführt. Nur die Keule brauche er wider solche Hackenschützen; sein Schwert sei zu edel dazu, und das tückische Feuergewehr lasse er nur durch seine Knechte und Bauern brauchen.

Arthur hörte ihn mit unsäglichem Vergnügen, und that viele Fragen über die Vorzeit, wo diese schönen Ordnungen allmählig entstanden. Nichts war, fuhr der Ritter fort, dem Streben meiner Väter so hinderlich, als ihr Verhältniß zu einem andern großen Geschlechte, welches hier wohnte, den Freiherrn von Altan. Zwar eine Linie derselben wirkte feurig mit, um die Gesetze zu gründen, und war so begeistert für solche Arbeit, daß sie höher hinauf ins Land zog, um noch immer bessere Einrichtungen in die Hütten der Menschen zu bringen: aber eine andere Li-

nie blieb eben so emsig dem Raube und der Jagd ergeben, und wollte keine Spur des Ackerbaues dulden. Mit dem wildesten Haß verfolgte sie die gebildeten Vettern, und ging darin so weit, daß sie ihnen wüthend nachfolgte zu den schönen Pflanzungen, welche sie im höhern Lande anlegten, und mit ihrer Rohheit immer nahe daran rückte, um zu zerstören. Es ist Kunde zu uns erschollen, daß Franziska von Altan, die letzte Blume der reinen Hälfte, von einem thierischen Vetter hart bedrängt werde. Sieget er ob, und gewinnt die Herrschaft über alle die Einrichtungen zur Erziehung der Geschlechter im dortigen Lande: so bekommen wir hier einen schweren Stand. Die Barbarei wird mit ihm herrschen, und dann eingezwängt zwischen ihr und der nüchternen Leerheit des angränzenden Reichs, wie wollen wir den Gehalt des Lebens bewahren? Gern zöge ich hinauf zur Vertheidigung des Fräuleins; aber ich fürchte, mich in etwas einzulassen, was mich nicht unmittelbar dränget. Der Mensch darf sich nicht in Berechnungen für die Zukunft verlieren.

Aber glüht euer Herz nicht, der Unschuld beizustehn? rief Arthur begeistert, und hörte kaum die Antwort des Ritters, daß er ihr nur helfe, wenn sein Weg ihn dazu führe, aber den größten Abscheu empfinde, ihr je Abbruch zu thun. Ich bin geweiht, fuhr er entflammt fort, die Unschuld und alle schöne Pflanzungen der Erziehung zu retten. Graue Ritter, welche mir nun fast als Gottheiten erscheinen, haben mich zu diesem Ziele gesandt. Wenn der Morgen glüht, breche ich auf; binnen vier Tagen muß die Rettung vollbracht seyn. Daß mein Blut schon strömte wider die Rohheit! Es ist süß, die Augen sterbend schließen, wenn tausend hellere Blicke durch uns aufgehn, und nur die schöne Erscheinung der Geliebten neige sich zu dem Sterbenden hernieder."

Die ätherischen Funken, welche aus dem Jünglinge sprühten, weckten ein unbekanntes Feuer in dem gediegenen Ritter, und er erhob sich in seiner Stärke, und schlug auf die Tafel mit funkelnden Augen. Guter Jüngling, sprach

er, ich ziehe morgen mit dir, wenn der Nebel kaum im Walde aufgeht. Heute ordne ich noch für viele Tage. Gehabe dich wohl in deinem Schlafgemach.

Mit Kerzen, die durch ein ungemein ruhiges, helles Licht erfreuten, leuchteten Knechte dem Fremden zu einem obern Söller, an welchen die offene Rüstkammer des Hauses stieß. Ehe er auf das reiche, hochschwellende Lager sank, besuchte er sie mit schauerlicher Empfindung; aber auf einmal trat er freudig erschrocken zurück. Von einem Schilde sah ihn die Wasserlilie an, mit ihrem unschuldigen Blicke: sie hatte sich um den Zweig eines Nußbaumes traulich und ängstlich gewunden. Kommt ihr mir wieder nahe, zauberische, geliebte Bilder? sprach er mit Entzücken. Ja, ich fühle es, und eure Gegenwart sagt es mir, ich schreite zum Ziel, zur Vollendung. O bewegt euch, kommt an meine Brust, an meine Lippen!

Er nahm den Schild und drückte ihn in seine Arme, an seinen Mund. Nach langem Staunen

überfiel ihn die Begier zu hören, was die geliebten Bilder auf dem Schilde bedeuteten, warum sie in diese Rüstkammer eingeschlossen wurden. Er stürzte nach der Thür, und hielt schon den Riegel, ehe er sich fragte: und wie wird der gediegne Ritter deine Neugier aufnehmen? wird er dich für einen Mann achten, da du sie nicht einige Stunden bezähmen konntest? Geduld bis zur Frühe."

Nun rückte er so sein Lager, stellte so die Kerzen, bewegte so den Schild, daß die Wasserlilie und der Zweig auf ihn blickten, und sie anschauend schlummerte er endlich ein, wie auf kühlen Wogen des vertrauten Stromes sanft hingetragen.

Am andern Morgen enthielt er sich aller Fragen, bis er mit dem gediegenen Ritter eine Zeitlang geritten war. Da sagte er, daß die Wasserlilie in dem Zweige, welche auf seinem Schilde in frischer Farbe blühe, ihn mit wunderbarer Theilnahme rühre.

„Sie gehört zu unserm Familienwappen,"

entgegnete der Ritter, „und hat besondern Einfluß auf unser Leben, unsre Verhältnisse gehabt. Einer von unsern Ahnherrn, der größte, welcher das Glück dieser Gegend begründete, hegte in seiner Jugend eine wunderliche Leidenschaft für die schwankenden Fluten und die abentheuerlichen Blumen, welche hie und da in ihnen schwimmen. Eines Tages haschte er nach einer schönen Wasserlilie, und stürzte in den Strom. Die reissenden Wellen, da eben ein Sturm brauste, wollten ihn auf die Höhe schleudern, als ein alter Nußbaum am Strande, der hinüberhing, ihm die rettenden Aeste reichte. Die Lilie noch in der Hand, ergriff er den Nußbaum, und schwang sich ans Ufer. Ein jeder andrer hätte es dabei gelassen; allein er sah darin die Fügung wunderbarer Mächte, deren Gnade ewig gefeiert werden müsse. Lilie und Zweig des Nußbaums wurden in unser Wappen aufgenommen, wie ihr sie vor euch sehet. Außerdem stiftete er eine heilige Urkunde, daß ein Fräulein unsers Geschlechts von Zeit zu Zeit den Strom hinabreisen sollte,

unter Gefahren, in Begleitung eines einzigen Dieners, und in der Frühe oder in des Abends Dämmerlichte, Oerter aufsuchen, wo sie eine Wasserlilie in die Fluten, und ihr nach den Zweig eines Nußbaums werfen mögte, welches sie wiederholen mußte, bis die Blume den Ast umschlang. Alle Jahre wird diese Wanderung wieder begonnen, und nicht früher die unglückliche Jungfrau von diesem lästigen Brauch befreiet, als bis ein Ritter von gewaltigem Rufe sich um sie beworben hat. Mir war die ganze Satzung immer sehr zuwider; denn sie hinderte, daß wir uns mit geschlossenem Sinne ganz auf uns beschränkten; aber meine jüngste Schwester, die einzige noch lebende, auf welche die Last jenes Brauchs gefallen, unterzog sich ihr mit Vergnügen. Sie pries ihn als eine herrliche Satzung, durch welche unser Geist zu dem Neuen, dem Höhern gezogen würde. Ueber diesen Punkt, so wie über manche grillenhafte Ansichten der Welt, wofür ihre Seele entbrannt war, haben wir uns nimmer vereinigen können. Sie sah und hörte

Dinge, die mir nicht kundbar wurden. In Blumen und Büsche, in Wasser und Wolken träumte sie sich ein seltsames Leben hinein; von den Nachtigallen, die wol vor allen Vögeln singen, sprach sie, als fühlten sie tiefer wie Menschen; unter den Sternen wollte sie immer schweifen, wenn die ganze Haushaltung längst geschlossen seyn mußte, um zur frühen Arbeit rüstig zu seyn, und bis zu Thränen ward sie gerührt, wenn sie Gesänge der Vorzeit im Dorfe summen hörte. Dabei ist sie lieb und gut, für Recht und Billigkeit, voll Liebe gegen Alles, verständig in jedem Geschäft. Auch ist sie so wunderbar schön, daß ich ihre Schönheit noch nie ganz habe fassen können; ich wüßte euch, lieber Ritter, kein bestimmtes Bild, keine genaue Beschreibung davon zu geben. Es ist aber etwas geheimes darin, wie ich mir wider meinen Willen gestehn muß, und alle Menschen werden davon angezogen.

Indem der Ritter also erzählte, sagte sich Arthur mit unaussprechlicher Freude, daß seine

Hermosa gefunden sei. Es drängte ihn, sie zu nennen, ihrem Bruder um den Hals zu fallen, und doch fühlte er sich immer wieder zurückgehalten durch die geheime Ueberzeugung, daß er und seine Liebe dem biedern Manne eben so grillenhaft erscheinen mußten, wie die überirrdische Hermosa.

Als aber der Bruder fortfuhr: „wo mag sie jetzt weilen, die geliebte Schwester? mich verläßt bisweilen die Ruhe, und dann besteig ich einen Hügel, um zu forschen, ob die geliebte Gestalt sich noch nicht im Abendroth mit dem grauen Diener bewegt;“ da faßte Arthur unwillkührlich seine Hand, und preßte sie, und sah ihm gerührt und herzlich ins offne, klare, innige Auge.

Weiter verrieth er sich nicht gegen den Ritter, welchen die Rührung nicht befremdete; aber oft leitete er noch das Gespräch auf die Schwester, und der Bruder redete über sie weitläufiger und mit mehr Feuer, als sonst seine Sitte war.

Zwei Tage ritten sie einträchtig und vergnügt zusammen. Die Umgebung der Natur bekam immer mehr romantische Eigenthümlichkeit; doch brach allenthalben gehaltvolle Fruchtbarkeit hervor, die nicht ohne menschliche Anstrengung ihre Gaben darreicht. Das Schöne war rings mehr von Kühnheit angehaucht, als von weicher Lieblichkeit umkleidet. Bisweilen, doch selten, war sogar ein wilder Fels in die kräftige Fruchtbarkeit geworfen, und ein schneidender Wind jagte in einem bestimmten schmalen Striche eine einsame schwarze Wolke durch den Himmel, der sonst goldenblau lebensreiche, stärkende Lüfte aussandte.

Am Abend des zweiten Tages fanden sie eine Herberge tief im Walde bei einem alten Weidmann. Sie trafen den Greis und seine Kinder in öden Schmerz versunken, der schon ermattet durch die Dauer schien, außer daß die baumstarken Söhne die geballte Faust bisweilen krampften. Mit einiger Scheu wurden die Fremden aufgenommen, und das stumme Ein- und Aus-

gehn der jungen Männer, das traurige Kopfschütteln dessen, der nach einiger Zeit wieder zur Hofthür hereinkam, hatte für die Gäste etwas Unheimliches.

Endlich holte der alte Weidmann tief Athem, und sprach in sich: noch immer flammen die Kientöpfe; wenn sie erlöschen, mögen meine ausgeweinten Augen auch verlöschen. Und der Stärkste unter den drei Söhnen stieß heftig hervor: Vater, laßt uns ziehn; noch ist Rettung möglich. Aber der Alte seufzte: soll denn alle Kraft auf Erden schwinden? Bleibt, meine Söhne.

Sogleich fragten feurig beide Ritter: wo Rettung vonnöthen sei? ob die Burg des Fräuleins von Altan noch fern liege? und der Alte erwiederte: geht hinaus; dorthin! auf ihr schreien knisternd die Kientöpfe um Rettung.

Die ganze Gegend, sprach der Stärkste der Söhne, sieht mit Schauder die flehenden Flammen; erlöschen sie, und nicht durch Retters Hand: so zieht Trauer über jedes Bauernhaus.

Aber feig sitzt der Landmann, weil Verein fehlet, und die brennende Jugend wird vom Alter gefesselt.

Freund, die Retter sind da! rief Arthur, und griff die Hand des jungen Mannes, und der biederbe Ritter umfaßte freudig ihre Hände mit seiner Rechten. Sie sind da! sagte er laut, daß das Haus erschütterte; und der wackere Wilhelm, der dies hörte, stürzte hinweg, um die Rosse zur weitern Fahrt zu rüsten.

Wir ziehn alle mit! riefen die drei Söhne; aber laßt eure ermüdeten Pferde noch rasten; des Feindes Schwarm ist groß: wir müssen durch Schlüfte ihm beikommen. Nun redeten sie alle heftig durcheinander, und beschrieben mit genauer Kenntniß geheime Waldwege, die benutzt werden müßten. Der alte Weidmann schüttelte dabei wehmüthig das graue Haupt, und der biederbe Ritter sagte: Freunde und brave Jungen, ihr führt uns morgen: beschreibt uns nichts, wir folgen blindlings. Aber Arthur fiel ein: laßt uns nicht rasten und zaudern: die Nacht bringe

uns nahe an den Feind, und mit dem Morgenstral fallen auf ihn unsre Schwerter.

Unterdessen die Söhne Waffen und Wehr zusammenholten, ließ der alte Weidmann das Mahl bereiten. Ein gutes Wildpret, sagte er, giebt dem Leibe Kraft und dem Herzen Muth; Humpen von dem besten Wein, Mägde!

Die Schaffnerin und die Mägde brachten Alles in größter Eile, und der Greis wurde immer ruhiger, je mehr er das wackere, rüstige Aussehn der Fremdlinge betrachtete. Er bewirthete in ihnen die Beschützer seiner Söhne. Aber wenn ihr, sagte er schlau, die Schleichwege zur Nacht ziehet: so meidet ihr doch Licht und Geräusch? Große Schwämme habe ich im Walde gelesen und getrocknet. Bindet sie unter die Hufen der Pferde, an Panzer und Wehr, wo sie zusammenklirren.

Lachend folgte man seinem Rath. Da nahm er treuherzig Arthurs Rechte: „mit dir ist Gott, du schöner Jüngling! du wirst die Kienköpfe rettend löschen! Gehabt euch wohl, meine Söhne!

fügte er noch hinzu, und wandte sich und wischte sich die Augen, und alle zogen hinaus. Mehrere Jagdknechte folgten den Rittern und Jägersöhnen in stiller Entfernung mit Wilhelm und drei Knappen des Biederben.

Der sternenhelle Himmel blickte unstät durch die hohen Bäume auf die engen Waldwege, auf welchen der Zug fortging. Kaum zuckten von seinem Geräusch die Vöglein unruhig das Köpfchen hinter den Flügeln, kaum spitzte, auf einen Augenblick erwacht, das Wild die Ohren. So still zogen sie einher, daß sie gegenseitig vernahmen, wie muthig in ihrem Athem die Seele war. Arthurs Herz wurde durch die Wipfel von den Sternenstralen angezogen. Vertraulicher als je zog vor ihm hin Hermosa's Bild, und er bebte von Wonne bei dem Gedanken, daß ihr Bruder neben ihm reite. Oft konnte er nicht glauben, daß es also sei; dann sah er plötzlich auf seinen Gefährten, und freute sich, wenn eben ein Lichtstral die großen festen Gesichtszüge erhellte. Er konnte sich endlich bei diesem Anblick

nicht mehr fassen, er legte seine Hand auf den Zügel des Bruders, und sagte freundlich und innig: Hermosa! und der Ritttr fragte nicht, wie er den Namen seiner Schwester wisse, denn er setzte voraus, ihn genannt zu haben, sondern nahm Arthurs innigen Ton für Theilnahme an seinem Herzen, das mit seiner treuen Liebe eben jetzt bei der fernen Schwester gewesen war.

Als die Sterne die Frühe witterten und erblaßten, war der ganze Trupp einen waldigten Hügel hinaufgekommen, der durch uralte Bäume und buschigtes Gestrüpp jedes Auge abwehrte, das eindringen wollte. Die Söhne des Försters warfen sich platt an die Erde, und die Ritter folgten dem Beispiele. Da sahen sie durch die Oeffnungen der Schlüfte, wie eine große Wiese voll war von laubgeflochtenen Hütten und weissen Zelten. Weiter unterschieden sie anfänglich nichts, aber wie die Morgenglut auf das Gefilde fiel, und die Nebel aufwärts gingen, zeigte sich einzeln hie und da ein Mann halbbewaffnet und die Wehr anlegend. Fern stand ein hohes Gezelt,

und die Jäger sagten, daß dort der grausame Herr von Altan wie ein schnaubender Eber liege. Dick ballten sich von dort die Nebel wie zum Angriff gegen Brücke und Burggraben, und die ersten Werke eines Schlosses wurden nun offenbar, nun wieder verhüllt. Auf einmal fiel auch dort in die Nebelnacht die Morgenglut, und von den zurückgelehnten obern Thürmen flammte das Feuer der Kientöpfe herunter. Plötzlich stand die ganze Burg in Glut und Flammen. Durch den Trupp ging ein leiser Ausruf des Muths und Erstaunens.

Hier im Hintergrunde, berichteten die Jäger, liegt das feigste Volk; und der biederbe Ritter unterbrach sie: „laßt uns es werfen, ehe es ganz erwacht ist; es soll sich stürzen auf den schnaubenden Eber und seine Garde; im Getümmel kommen wir auch alsbald an ihn.“

Allen gefiel dies wohl. Aber sie theilten sich in zwei kleine Truppen unter Anführung Arthurs und seines Gefährten, um durch zwei Schlüfte zu gleicher Zeit auf das Gesindel zu fallen, und

unbemerkt gelangten sie durch Gesträuch auf die beiden äußersten Spitzen der Hütten und Zelte, in deren Gassen die Jäger voraufschlichen. Der Abrede gemäß schossen sie alle auf einmal ihr Feuerrohr ab, und besonders die Waldsöhne hatten so vortrefflich gezielt, daß die wenigen Feinde, welche außerhalb der Hütten sich wach geregt, in der Nähe beider Truppen wie geschossenes Wild in demselben Augenblicke am Boden bluteten. Ein stürmisches Gewimmel brach nun auf allen Punkten hervor. Die Ritter mähten mit flammenden Schwertern das betäubte dichtgedrängte Volk, wie zürnende Wesen, die jähling vom Himmel herabgestiegen, und die tückischen Kugeln aus den Feuerröhren verbreiteten Tod hier und dort, wie von geheimer Macht gesendet. Und alles Volk, mit staubigem Gewühl, jammernd, drängte vorwärts, ohne den geringsten Widerstand zu leisten, und die ganze Wolke senkte sich auf das Hauptgezelt und die Garde, wo kaum die Bestürzung den Schlaf verscheucht hatte; denn wach waren nur die Po-

sten an Brücke und Graben der Burg, von wannen allein der Ueberfall möglich geschienen.

Schäumend vor Wuth stürzte der Freiherr von Altan hervor, und schlug die Hauer in seine eignen Leute, als er nirgends vernehmen konnte, was geschehn sei. Alle deuteten erschrocken nur hinterwärts: vor dem staubigen Gewimmel konnte er aber dort nichts entdecken. In dem Augenblick zischte eine Kugel, und zerschmetterte ihm ein paar Finger der Linken. Noch schäumender zog er sich zurück, ließ eine Binde um die Hand schlingen, und sandte den Hauptmann der Garde mit den Bravsten ab, um zu sehen, welchen Feind es gäbe. Die übrigen schloß er in einem Keil um sich, und senkte sich mit ihm durch die immer dichteren Haufen des zitternden Volks. Da ward er die Ritter mit ihrem Trupp gewahr, und sah in demselben Augenblick, wie der Biederbe den Hauptmann der Garde im Nacken faßte, aus dem Sattel hob, und eine Strecke fortschleuderte, daß vom schweren Harnisch einige erschlagen wurden, und der Geschleuderte laut

schrie mit zerbrochnen Knochen. Zum erstenmal überfiel Grausen den schäumenden Keuler: er stand starr, mit offenem Rachen, und wußte keinen Befehl zu geben. Da sprengte Arthur auf ihn los mit hellflammendem Schwerte, und schleuderte ihm den Fehdehandschuh über viele Köpfe zu. Indem der Jüngling nahe herangesprengt war, traf ihm einer der Garde mit zerschmetternder Kugel die linke Schulter, und in dem Augenblicke war er nicht im Stande, den bäumenden Falben zu regieren. Das Roß wandte sich, und der Freiherr von Altan prahlte laut, daß der tückische Feind vor offener Fehde fliehe. Schon hatte Arthur wieder Macht über den Gaul gewonnen, und schoß wieder heran wie ein Blitz. Der Freiherr von Altan spornte seinen stahlblauen Hengst, und sprengte mit donnerndem Galoppschlag ihm entgegen, daß die Rosse mit den Köpfen gegen einander prallten und zurücksprangen, ehe die Ritter sich einen Hieb geben konnten. Mit unermeßlicher Kraft führte dann der Schäumende den ersten Streich, daß

das Blut hoch hervorströmte aus Arthurs vorher zersplitterter Schulter, und der Gegner glaubte, ihn jetzt getroffen zu haben. Erwiedernd pfiff des Jünglings wackres Schwert, das einen Klang hatte, wie eine lebendige zürnende Stimme. Alles an ihm war im Kampfe zornvoller Geist: Roß, Harnisch, Waffen waren beseelt von seinem Gemüth.

Nach vielen vergeblichen Streichen ruhten beide Kämpfer erschöpft; aber die Garde drängte sich dräuend um Arthur, und Feuerröhre wurden auf ihn angelegt und abgeschossen, ohne daß der unritterliche Freiherr es wehrte. Fern schlug sich der Biederbe noch mit der übrigen Garde herum, und der unglückliche Jüngling konnte dem Verderben nicht entkommen. Da saß er auf seinem Gaule, das Schwert vor sich, zusammengepreßt. Laut rief er da: Hermosa! und in demselben Augenblicke erschollen Trompeten oben in der Burg. Man hatte das Gewühl unter den Belagerern gemerkt, und ungewiß über seine Ursache sich aufgethan. Als

Arthur ermattet sich dem Verderben nun ganz hingab, schollen die Trompeten schon näher, und Alles wandte sich nach der Burgbrücke.

Nur der Freiherr von Altan blieb stolz auf dem Platze, und stieß in diesem Augenblicke von neuem auf Arthur. Wie das jüngste Gericht war der ganze Schauplatz. Schatten ähnlich flohen hiehin und dorthin Gestalten; wie ein Engel des bösen Gewissens stürmte der Freiherr, und Arthur, im Widerstande, stralte wie die Unschuld selber. Da traf sein Hieb nicht stürmisch, sondern anscheinend in ruhiger Schwingung, in den Schädel des Gegners, und mit diesem flog der Gaul schauernd hinweg.

Immer lauter wurde das Schmettern der Trompeten, und immer lichter auf der Wiese der Fliehenden zerstreute Menge. Schon drängten sich über die Brücke der Burg bewaffnete Haufen. Das Roß mit dem blutigen halbtodten Herrn von Altan zerstörte jeden Muth, und frei begrüßten die Belagerten die Fremdlinge, welche, so wunderbare Retter, gekommen waren.

Nachdem das ärgste Gewühl vorüber war, und jede Rotte des Feindes sich dem bessern Theile ergeben hatte, fühlte Arthur seine ganze Mattigkeit und Verblutung. Er schwankte blaß hin und her. Der treue Wilhelm hielt ihn auf dem Gaule, und war überaus bekümmert. Du darfst nicht sterben! sagte der Biederbe; und der Jüngling blickte ihn getrost an, und sagte: gewiß nicht, denn ich liebe Hermosa.

Der Siegesjubel verstummte da, wo der leichenblasse Jüngling auf der Bahre über den Vorhof der Burg getragen wurde. Franziska flog hier den Rettern entgegen, und stand, gefesselt von der Schönheit, dem Jammer Arthurs. Der Biederbe über das Haupt des Freundes gebeugt, sah mit einem freudigen Staunen ihre kühnen, edlen Züge, das Feuer der Augen, der Haltung, das ihm zusagte, wiewol er fühlte, als flammte es hinaus über seine Gränzen. Da kniete das Fräulein neben der Bahre, und berührte seinen Arm, indem sie des Jünglings blutgeschmückte Hand nahm, und küßte, und mit Thränen netzte. Ein

nie empfundner warmer Hauch wehte durch seine Adern, und er sagte sich selbst, daß Arthurs Unfall ihn sehr weich gemacht habe.

Franziska bemerkte nichts als den blutenden Retter, und hing mit unaussprechlichem Ausdrucke an seinem Auge, welches sich in matter Lieblichkeit aufschlug. Er lebt! sagte sie freudig; und wird leben. Sie erhob sich, und winkte, und ging langsam vor der Bahre, nach der sie sich oft umwandte. Nie aber fiel ihr Blick auf den Biederben, und seinem gediegnen, ruhigen Sinne that das wehe.

In eine kühle, untere Halle wurde Arthur getragen. Einer von den Söhnen des Forstes schnallte die Rüstung auf, und öffnete behende das Gewand an der linken Seite, geschickt wusch er die Wunde, und zog kühn mit den Fingerspitzen zwei Splitter heraus. Sein wohlthätiger Vater hatte ihn zum Bedarf in des Waldes Einöde durch einen Wundarzt der Ferne unterweisen lassen. Er stillte gleich geschickt den Blutstrom, und besorgte eiligst den Verband. Da hub Ar-

thur im Schlafe der Ohnmacht leise die Stimme: „laßt mich rettend löschen die flehenden Kientöpfe." Franziska stürzte an ihm nieder, und hob laut weinend die Hände, und dankte für des Himmels Rettung. Der Biederbe bog sich zu ihr, faßte ihre Hände, und sah ihr treuherzig ins Gesicht. Da schaute sie ihn zum Erstenmale an, und sagte innigst: euch Ritter, hat die Natur das Vertrauen in alle Züge gegraben. Er drückte ihr darob die Hände mit ehrlicher Freude.

Der junge Jäger verlangte nun, daß Arthur allein unter seiner und Wilhelms Obhut gelassen würde. Draußen lärmte es auch noch immer fort, und so das geschlagne, feindliche Volk, als immermehr zuströmende, befreundete Menge, wollte Franziska schauen. Der Biederbe führte sie hinaus, und rief auf zu dem Thurme: löscht in Arthurs Namen die flehenden Kientöpfe.

Also Arthur heißt euer Gefährte? fragte Franziska, und war unermüdet in Fragen nach dem jungen, hülfreichen Gotte, wie sie ihn nannte. Treuherzig antwortete der Biederbe, was er

wußte, und empfand nicht den geringsten Neid über diese feurige Theilnahme, und noch weniger darüber, daß seiner Hülfe, die doch so mächtig gewesen, gar nicht gedacht wurde.

Von der reichen Habe, welche in des Feindes Zelten und Hütten erbeutet war, hatten Franziska's Streiter schon große Gelage bereitet, nun mit Freude eingedenk, daß sie in zwei Tagen kein Brod mehr in der Burg gehabt hätten, wenn sie dem Wüthrich noch länger widerstehn sollten. Laut begrüßten sie das heldenmüthige Fräulein, und den gewaltigen Retter an ihrer Seite. Sie mußten zwischen ihnen weilen, und sich erquicken. Franziska durfte nicht von ihnen weichen, um Ordnung zu schaffen, zu erhalten, und Befehle für die Umgegend ausgehn zu lassen. Auch entfernte sie sich gern vom Schlosse, den Jubel wegzuziehn, daß Arthur nicht durch ihn des heilbringenden Schlummers beraubt würde. Immer aber schickte sie Boten ab, um Kunde von seinem Zustande zu holen.

Je mehr sich der Tag gegen den Abend neig-

te, aus so ferneren Gegenden kamen jubelnde Züge von Landleuten, die ihr Freude bezeigten, daß sie nun nicht zu fürchten hätten, eine raubgierige Herrschaft werde den nützlichen Pflug zerhauen. Der alte Weidmann, schon früh seinen Söhnen mit banger Unruhe nachgegangen, weinte, als er nahe kam, vor Freude, daß nun die wilde Jagd nicht die schöne Sorge eitel machen solle, wodurch der Wald zum wohlgeordneten Forst würde, auch daß er seine Söhne unversehrt wiederfand. Handwerker kamen, und brachten überaus zierliche Arbeiten zum Geschenk für das Fräulein, in deren Huld ihr Fleiß immer höhere Bedeutsamkeit gewinnen solle. Auch Künstler langten noch an, mit der schwächern Sonnenglut, und athmeten wieder in ungetrübtem Daseyn: ihr Wesen und Walten war dem erschlagenen Wüthriche vor allen, nichtig und verhaßt gewesen. Die Neigung Franziska's zu diesen Thoren, pflegte er zu sagen, wird Versöhnung zwischen unsern Häusern unmöglich machen.

Mit stiller Verwunderung sah der Biederbe

diesem Allem zu. Die Freude der Landleute, des Weidmanns hatte er tief mitgefühlt, ein wenig fremder war ihm schon der Handwerker Lust an zierlicher Arbeit gewesen, und wie Zauberei dünkte ihn, was die Künstler sprachen und brachten. Doch ergötzte ihn auch darin der Geist der Klarheit, und das Leben des Fräuleins, die der Mittelpunkt von Allem war, kam ihm vor wie eine Ordnung, in welche er aufstreben müsse.

Ein gewisses ahndendes Wesen, das er nie empfunden, hob seine Natur in dieser Umgebung und bisweilen war ihm, als würde er seit diesem Tage seine Schwester Hermosa besser begreifen. Er konnte sich nicht enthalten, von ihr treuherzig zu erzählen, als er durch den Abendduft mit Franziska heimging, die ihn mit unermeßlichem Vertrauen behandelte, und bisweilen ihr schönes Gesicht an seine starke Schulter drückte. Es geschah mit, um die Thräne zu verbergen, die ihr Arthurs Leiden auspreßte, bei dem immer und immer ihre Gedanken waren. Der Biederbe hielt dann wonneschauernd die Schulter so unbe-

weglich und fest, daß sich der Himmel darauf stützen konnte, und wenn sie das Gesicht wieder erhob, staunte er es noch eine Weile mit ehrlicher Freude an. Der Kummer hatte das blühende Leben nicht vertilgen können, welches durch die blendendweiße Haut geströmt war: und wenn sich die großen dunklen Augen bisweilen auch schwermüthig aufschlugen: so faßten sie klar und bestimmt, doch plötzlich wieder die ganze Umgebung. Besonders aber konnte er den Blick nicht von der feinen Nase wenden, die sich so kühn aus dem Gesichte hervorhob.

Es war ihm einen Augenblick unbehaglich, daß Franziska die Schritte so sehr eilte, um zur Halle zu kommen; aber dann sehnte auch er sich zum kranken Gefährten. Sie schrack zusammen, als die Fenster des Gemachs geöffnet waren, wo Arthur lag. Vielleicht hatte Todesbangen ihm den Wunsch nach der freien Luft entpreßt. Sie flog die Stufen hinauf, und Wilhelm stand mit freudigem Gesicht an der Thüre. Gelobet sei Gott, sagte er; nach herrlichem Schlummer ist

der Ritter frisch erwacht, und der treffliche Weidmann gelobt, daß er ihn wieder gesund und flink schaffen wolle.

Heftig zog Franziska den Biederben nach sich in die Halle; Arthur saß, kaum von dem jungen Jäger aufgerichtet, in den schrägen rothen Abendstreifen, wie in aller Rosenfülle der Jugend, und warf die Blicke gegen die aufgehenden Thürflügeln. Mit Schamröthe, mit freudigem Erstaunen übergossen, stand das Fräulein still an der Schwelle, und zum erstenmale fühlte sich der Biederbe verlegen: er sah Franziska an mit befremdeter Haltung.

Im Zauber seiner ermatteten Sinne glaubte Arthur, daß Hermosa in die Halle getreten sei. So schlank und fest konnte nur ihre Gestalt seyn, so erröthend, halb zurückgezogen, halb sich traulich vorwärts neigend, sollte sie zum erstenmale vor ihm stehn. Da klangen ihm die weichen Töne: lebt ihr, lieber Ritter? und sie trat nahe an sein Lager, und er sah ihr träumend in das große feurige, von Schwermuth noch umdäm-

merte Auge. Lächelnd wandte er den Blick auf seinen Gefährten mit den Worten: Freund, du bringst mir deine Schwester?

Allmählig kamen ihm bestimmte Vorstellungen über seine Lage, und unsäglich wohl that ihm der Gedanke, in Franziska von Altan so viel von Hermosa in naher Wirklichkeit zu schauen: er sah darin eine Bürgschaft mehr, daß bald die ganze herrliche Erfüllung vor ihn treten werde. Darum wurde sein Ton gegen das Fräulein so feurig, als zart und innig, und ihre holde Gegenwart, die jeden Tag mehrere Stunden an sein Lager kam, umgab ihn mit einem rosenfarbenen Schimmer.

Wenn er bei der Dame in der glühenden Stadt des zauberischen Landes entzückt ward durch den geistigen Schleier, den Wissenschaft und Kunst um die Sinnlichkeit gewebt hatten: so empfand er nun freudiger, daß Geist und Einbildungskraft Franziska's ihrer selbst willen sie liebte, und ohne weitere Zwecke von ihnen geschmückt wurde. Er wußte nicht, wie ihm

geschah, wenn ihre Wange glühte von dem Triebe nach höherer Erkenntniß, oder dem Drange, ein neues Gebiet der Bilder zu gewinnen. Alles, was er in den reichen Jahren seines Unterrichts von den grauen Lehrern vernommen hatte, konnte er hier ohne Scheu hervorbringen: für alles hatte das Fräulein Sinn und Rede.

Dies lag in ihrem ganzen Wesen, war Bedingung ihrer Kultur; aber auch ohnedies wäre für sie alles Gute und Schöne auf Arthurs Lippen gewesen. Die heitere Ruhe, die durchsichtige Schönheit des Gemüths, verbunden mit so viel Kraft, Feuer und Reichthum des Geistes, welche sie an dem blühenden Jüngling wahrnahm, hob sie bisweilen über das unruhige Streben, wodurch sie bei aller gesunden Gediegenheit ihrer Seele über die Freuden des Lebens hinweggeführt wurde. Ihr war alsdann, als ob der Himmel unendlich wolkenlos und fest sie umfange. Aber selbst diese Ruhe verging schnell, und leidenschaftlich wollte sie ihren Frieden festhalten. Dann schlang sich ihre ganze Natur an

den

den Ritter, und dachte nimmer daran, eine Leidenschaft zu bezähmen, der seine innige Freude an ihrer Gegenwart so hold schmeichelte.

Endlich kam der Tag, wo er wieder hinaus in die freie Luft durfte. Er ging zwischen Franziska und dem Biederben hinab in den Garten der Burg, der tief lag zwischen hohen Mauern von Quadersteinen, lieblich und ehrwürdig. Alle Bäume waren alt und hoch und breit, alle schienen von Jahrhunderten belehrt zu seyn, wie sie die jungen blühenden Geschlechter der Pflanzen und Sträuche, die unter ihnen fröhlich genossen und vergingen, am besten schützen mögten wider die tückischen Winde oder sengenden Sonnenstralen. Dies gab dem Ganzen eine solche Traulichkeit, daß man nicht in ihm wandeln und weilen konnte, ohne vertraut gegen einander die Seelen zu ergießen.

Alle drei saßen stumm in einer der alten Ulmenlauben zusammen, und Bohnenblüte schlug mit ihren zarten Ranken um die Gesichter Arthurs und Franziska's, und beide konnten

nicht umhin, wenn sie sich an ihre Lippen legte, ihr flüchtige Küsse zu geben. Der Biederbe saß etwas fern von ihnen, in einen Winkel der Laube gedrückt. Er sah ernst auf das süße Spiel, stand auf und ging schweigend einen Gang hinunter. Arglos sahn sie ihn fortschreiten, und verloren sich weiter in die lieblichen Spiele. Da schlug in einer uralten Ulme über ihrem Haupte eine Nachtigall in den schmelzendsten Tönen. Franziska ward sehr still, und Thränen hingen an ihren langen schwarzen Augenwimpern. „Die Liebe stammt vom Himmel!" sagte sie schmelzend; „und ein Zufall, der aus den Wolken stammt, wirft das heilige Feuer in unsre Seele!" setzte Arthur schnell hinzu, indem er sich erinnerte, was sein grauer Lehrer ihm von des Fräuleins Worten gegen ihren Vater gesagt hatte. Sie ward überrascht, daß er sie wußte, und es war ihr nicht lieb; denn seitdem sie ihn kannte, hatte sie sich den Zufall unbewußt in ewige Nothwendigkeit hinübergeredet. Fast fühlte sie Beschämung, als er die Hand auf ihre legte, und

sagte: liebe Franziska, nie gab es etwas Nothwendiges, gleich der Liebe, und darum stammt sie vom Himmel.

In diesem Augenblicke trat der Biederbe wieder in die Laube, und zum erstenmale bemerkte Arthur, der ihn freudig ansah, eine trübe Unruhe in dem offnen, treuen Gesichte. Es that ihm wehe, und er sprang auf, faßte seine Hand und fragte: was ist dir, ehrlicher Freund: auch bei dir nicht unveränderliche Ruhe? Franziska nahm seine andre Hand, und sah ihm sonnig ins Auge. Eine wehmüthige Bewegung war in dem sonst so festen Antlitze, und er riß plötzlich beide Hände los, und drückte sie geballt in die Augenhöhlen. Stumm standen sie vor ihm, und als er die Arme wieder fallen ließ, war es fast, als hätte er geweint. Theurer Gefährte! sagte Arthur innigst: Du weinst? Er sprach das Du mit einer solchen Gewalt, daß der Biederbe sich jähling umwandte, und mit stürmender Eile den Garten verließ. Ihn selbst erschütterte der Gedanke, daß Er weinte, und verrieth ihm,

wohin es mit seinem gediegenen Gemüth gekommen sei.

Es war dem Jüngling unmöglich, nun noch länger im Garten zu verweilen, und sogar Franziska's Gegenwart war ihm in diesem Augenblicke lästig: er mußte einsam an seinen Freund denken, er mußte auf das verborgene Uebel sinnen, was ihn drückte; nun erst wurde er ganz gewahr, wie lieb er ihn hatte.

Noch nicht lange war der Garten von Arthur und Franziska verlassen: so betrat ihn der Biederbe wieder. Er konnte nicht lassen von der unglücklichen Laube, wo er noch die beiden Glücklichen gegenwärtig glaubte. Als er sie leer fand, setzte er sich wehmüthig an ihren Platz, und ließ auch die blühenden Ranken um sein Gesicht schlagen. Nur einmal, dachte er, sollte sie mich anschauen, wie ihn; nur einmal mit mir Küsse auf diesen Ranken wechseln. Dann wollte ich ihr sagen, was sich mir tief im Herzen bewegt, und meine Treue, meine Huldigung würde sie rühren. Wozu habe ich so unverdrossen

den Gehalt des Lebens bewahrt, den meine Väter mir überlieferten? Öde wird es ja immerdar bleiben in meinem Hause: was hilft's, daß ich mit dem Riesenarm die Keule schwinge, die kein Sterblicher durch die Luft hebt, wenn ein Andrer in seinen Arm das Fräulein von Altan drückt, wenn Arthurs Reiz da schwelget, wo ich wie ein rohes Ungeheuer abgewehrt werde?"

Immer grimmiger wühlte dieser Gedanke in seinem Innern, und sein frisches, starkes Gemüth wurde von tausend Schmerzen durchbohrt. Weil er zu edel dachte, um auf Arthur und Franziska, die keine Schuld gegen ihn hatten, länger als einen Augenblick zu zürnen, senkte sich das Schicksal wie ein schwarzes Ungeheuer vor seine Seele, und Qual stürzte auf ihn ein, wohin er sich wandte. In seinen Adern tobte ein höllisches Feuer, seine starken Sehnen zuckten, in seiner Löwenbrust hallte der geängstete Athem. Mit Riesenschritten stürzte er aus der Laube, sich zu retten gegen die grausen Bilder, die ihn dort gefangen hielten, und immer trieb

ihn ein wilderer Schmerz wieder hinein. Sein Blick fiel auf Ranken der Bohnenblüte, womit des Fräuleins Hand getändelt hatte, und sie schienen zu Arthurs Namenzuge verflochten zu seyn. Er riß sie grimmig herab, und wühlte zerstörend in der Laube, wie die Qual der Liebe in ihm. Seine Augen rollten, seine Lippen bebten. Knirschend stemmte er Arm und Knie wider die Ulmen der Laube, und es gelang ihm, bis auf eine, sie niederzupressen, daß die alten Wurzeln abgerissen aus der Erde hervorkamen. Dann sah er mit Wohlgefallen die zerstörte Laube, und immer düstrer flimmerte es ihm vor den Augen. Er eilte gegen die hohe Gartenmauer, als wollte er auch sie niederstürzen; aber plötzlich schwang er sich über sie, und stürmte fort in den freien Wald. Er vermied jeden Pfad, und suchte das Dickicht, wo die wildesten Thiere hausten. Bei ihnen zu hausen, empfand er als Seligkeit, und er fluchte den Vätern, die sein Geschlecht von der Wildniß entwöhnt hatten. Bär und Eber scheuten ihn, als er donnernd ihre Lagerstäten

vorbeiging, und er gedachte nicht, daß ihn Wölfe tückisch überschleichen könnten, als er nach langem Stürmen ermüdet sich an einen Quell gelegt hatte, um so seinen brennenden Durst zu löschen. Aus seinen glühenden Augen brachen endlich dicke Thränenströme, und die Qualen seiner Brust schollen seufzend in die waldigte Ferne. Nie hat ein sterbliches Wesen geweint, als dort der unglückliche Biederbe.

Unterdessen harrte Arthur, der ermattet sein Krankenlager wieder gesucht hatte, mit banger Freundschaft, daß sein Gefährte, Hermosa's Bruder, kommen werde. Er wollte so lange in ihn dringen, bis er ihm seinen Schmerz offenbarte, dessen Ursache er schlechterdings nicht errathen konnte. Wol wußte er, daß die lange Entfernung von seinem Hause und dem Schutze für die ihm anvertraute Gegend ihm unangenehm sei, und hatte ihn deshalb schon anfangs ersucht, heimzukehren, und ihn gänzlich der Pflege des Fräuleins von Altan zu überlassen; aber dieser Vorschlag war mit Widerwillen von ihm abgewiesen. Auch konnte

die drückendste Langeweile, mit Kummer um die Ferne vermengt, doch nicht eine solche Stimmung erzeugen, als der gediegene Ritter heute verrathen hatte. Endlich faßte der Jüngling die unglückliche Meinung, daß nur Hermosa's Verderben den Bruder so betrüben könne, und dann ergriff ihn solche Gewißheit mit den ungeheuersten Leiden.

In dieser Stimmung ließ ihn Franziska rufen. Er hatte es sich von ihrer Freundschaft erbeten, daß er am ersten Tage seiner vollkommnen Genesung die Kapelle besuchen dürfe, wo sie ihren Vater beigesetzt, und sie hatte große Freude empfunden, daß die todten Vorfahren ihrem edlen Retter danken sollten.

Arthur folgte, wiewol er schwach war und zerstreuten Gemüths. Er ward durch die Breite des Schlosses und dann wenige Stufen hinab geführt. Als große schwarze Flügelthüren aufwehten, glaubte er unter Särge zu treten, aber ihn umfing ein Garten von Blumen und Gewächsen, die das Sonnenlicht nicht ertrugen, und nur in

Schatten oder zur Nacht ihr schönes Daseyn gewannen, und dufteten. Lange Beeten von dunklen Nachtviolen blickten an den Seiten bescheiden auf zu dem Eintretenden, und verlangten nichts von ihm, als daß er ihre Düfte annehme. Die weißen Lilien sahen ihn prächtiger an mit ihrem blendenden Lichte, und zwangen ihn zu dem Geständniß, daß in der Dämmerung das glühendste Leben mit dem gewaltigsten Duft aufgehe. Als er bei ihnen bewundernd vorübergegangen, gerieth er unter Gewächse, die ihm fast alle unbekannt waren. Ihre Gestalten hatten zum Theil etwas unterirrdisches, oder waren wie von Meeresgründen hervorgetaucht; aber aus allen brach ein Leben, das keine Nacht verhüllen konnte. Er verweilte nur Augenblicke, sie zu betrachten; denn aus einer Vertiefung, worin er nichts wahrnahm, als einen matten Schein, wehten wunderzarte, lispelnde Töne, und flehten ihn, herunter zu kommen. Jenseit der Vertiefung fernehin lag goldne Abendglut, und die Baumstämme, welche er dort wahrnahm, gli-

chen flammenden Säulen. Ein frisches Rauschen verkündete Wipfel, die in den freien Himmel emporragten; doch sah er nichts von ihnen.

Wie er eine Stufe in die Vertiefung hinabgetreten war, dehnte sich vor ihm eine Reihe von Särgen, auf welche von Lampen Mondenglanz fiel, und Aeolsharfen Melodien flüsterten. An einem Sarge, dem nächsten bei den Stufen, stand Franziska und schaute empor in aller Glorie der Schönheit. Schwarzer Sammt floß an ihrer schlanken Gestalt nieder, volle weiße Rosen umschlossen ihre braunen Locken: sie regte sich nicht, und aus ihr athmete das seelenvollste Leben. Hier ruht mein Vater! sprach sie, und hielt die linke Hand in die Blumen gestützt, womit der Sarg überdeckt war; und dort, wo Cedern und Eichen rauschen, ist Auferstehung! ihre Rechte bog sich anmuthig über die Schulter, und wieß geistig auf die ferne Erhöhung der Baumstämme.

Jetzt stand Arthur vor ihr. Alle Verhältnisse schwanden im Hause der Todten. Gelieb-

ter! sagte sie mit tiefsinnigem Tone. Geliebte! sagte er, ohne des ganzen Sinnes in diesem Worte eingedenk zu seyn. Liebst du mich, rein, glühend, ewig? so schwöre mir bei meinen Ahnen, die dich hören. Sie sprach's, und Arthur schrack zusammen, und trat erblaßt zurück. Unglücklicher Irrthum! rief er laut, und verhüllte sein Gesicht: rein, glühend, ewig liebe ich Hermosa. Liebst du eine Andre? ächzte Franziska, und schwankte, und sank auf den Sarg des Vaters.

Arthur sprang hinzu, umfaßte sie, beschwor sie, diesen Ort an seinem Arm zu verlassen. Sie preßte ihn von sich, und sagte gebrochen: Fort! hinweg, und sendet mir eine meiner Frauen.

In stürmischer Eile erfüllte er ihren Willen, und betäubt kehrte er in seine Halle zurück, wo ihm unermeßlich öde war. Er fragte Wilhelm, ob der Biederbe im Schlosse sei? und bekam zur Antwort, daß seine Leute ängstlich auf den Ritter harrten, von welchem sie seit dem Morgen nichts vernommen hätten. Und schon bricht Mit-

ternacht ein? sagte Arthur halb fragend, halb bekümmert, und warf sich unruhig auf sein Lager. Von Stunde zu Stunde wiederholte er die Nacht hindurch seine Frage, und immer hieß es, der Ritter sei noch nicht heimgekommen.

Lange und heftig hatte der Biederbe am Born in der Wildniß geweint; aber nach den Thränenströmen war er ruhiger geworden. Ungestüm hatte die Leidenschaft seinen gediegenen, starken Sinn durchbrochen, und nur die wildeste Qual konnte ihm die starre Beschränktheit entnehmen. Durch die Raserei war er milder geworden, und aller Reichthum seiner männlichvollen Natur war nun plötzlich hervorgeschossen. Bin ich noch der Alte? dachte er, als er vom Born aufstand: ich kann es mir nicht verhehlen, nun kenne ich die Liebe, von welcher meine Vorfahren auch wußten. Wahrlich, nun will ich in dem Gebiete, das sie mir vertraut haben, noch vieles besser schaffen, und wie will ich mit Hermosa wirken.

Durch die Nacht ging er langsam heim, und

die

die Natur berührte ihn mit einer Weichheit, die er nicht an ihr gekannt hatte. Als der Morgen anbrach, wie er in einem felsigten Hohlwege ging, stieß er auf die Leiche des Freiherrn von Altan, welchen das Roß hier an Steine zerschmettert hatte. Er wandte sich schaudernd weg von dem Anblicke, und hörte mit Wollust auf die Nachtigallen in den obenwehenden Büschen, und lächelnd fragte er sich, ob wol wirklich im Nachtigallentone sei, was Hermosa darin gehört hätte?

Als er an die Gartenmauer kam, überfiel ihn unendliche Scham: ihn schreckte die zerstörte Laube, die Erinnerung an seinen rasenden Zustand. Noch hatte er nie einen Menschen gescheut, und nun fürchtete er sich, das Schloß zu betreten: er konnte auf Arthur, auf Franziska stoßen.

Leise ging er ein, leise suchte er sein Gemach, und freute sich, daß Alles in den Hallen schlummerte. Aber der treue Wilhelm hatte ihn doch beachtet, und schon trat Arthur hastig in seine

Thür, und griff seine Hand, und fragte: Treuer, herziger Freund, was ist dir? wo bist du gewesen? Der Biederbe stand da, ehrlich verschämt, aber sah ihm doch gerade ins Auge. Ich habe geraset und geweint: antwortete er ohne Rückhalt. Du bist verwandelt, fuhr Arthur fort; der Klang deiner Stimme ist weicher geworden, ein neues Feuer bricht aus deinen Augen, alle deine Züge sind sanft. Und der Biederbe entgegnete: warum sagtest du mir, du liebtest Hermosa? Flammend sprach der Jüngling: rein, glühend, ewig! Und auch Franziska? fragte der Ritter schärfer. Ungeheurer Irrthum! rief Arthur, und stand verstummt vor dem Freunde, der nun treuherzig sagte: sieh, ich liebe Franziska mit ganzer Seele.

Lange schwieg der Jüngling, und sprach dann freudig: mich treibt's fort, Hermosa zu finden. Ich glaube, Franziska ist nicht wohlauf: versprich mir, hier einige Tage mich zu erwarten, und ihrer Pflege Sorge zu tragen.

Der Biederbe verhieß es ohne Anstand, und

ohne weiter zu forschen, empfing er Arthurs Lebewohl, der mit Wilhelm schnell aufsattelte und wegritt.

Sobald der Ritter gehört hatte, daß Franziska von einer Ohnmacht, die von den Düften der Kapelle bewirkt sei, und von einem nächtigen Fieber sich fast erholt, und schon munter vom Lager erhoben habe, säumte er nicht, ihre Halle zu betreten. Sie war in ihrem Traueranzuge vom gestrigen Abend, und ihre Schönheit rührte ihn tiefer wie jemals. Mit gedämpfter Stimme meldete er ihr seines Gefährten Abzug auf wenige Tage, und freute sich, wiewol es ihm auch wehe that, daß sie es anhörte, ohne Schmerz oder Unmuth zu äußern. Mit bebender Stimme lenkte sie das Gespräch auf seine Schwester Hermosa, und war bald unerschöpflich an Fragen über sie. Jede Eigenthümlichkeit ihrer Gestalt mußte er genau beschreiben, und sie schlug die Augen nieder, wenn er versicherte, daß in seiner Schwester eine so wunderbare Schönheit wohne, die sich schlechter-

dings nur dem unmittelbaren Anschaun kund-thue.

Lange und innig sprachen sie zusammen, wie niemals. Franziska konnte nicht umhin, zu bemerken, welche Liebenswürdigkeit sich über den Biederben verbreitet hatte, und wie reich sein sonst so starres Gemüth, sein so schroffer Geist, wie mit Frühlingsblüten übergossen waren. Die so hart getäuschte Leidenschaft hatte dagegen ihre Einbildungskraft aus manchen Spannungen herabgezogen; ihr war öde, aber mit einem gemüthlichen Anklange, welcher schon für künftige Tage sanfte Bezwingung der Leerheit hoffen ließ.

So lebten sie mehrere Tage zusammen, und der Biederbe sprach kein Wort von Liebe, aber selbst in den kleinen Unbehülflichkeiten, welche mit seinem Uebergange in ein neues Wesen zusammenhingen, verrieth er die stumme, innige Liebe. Der Starke, welcher mit seiner Keule wilde Thiere und feuerbewaffnete Feinde niederschlug, hatte die zarteste Sorgfalt für Franziska's Gesundheit, der es immer mehr däuchte,

als müßte das Streben nach Arthurs zauberischen Erscheinung ihre Natur zerrütten, als könnte nur in dem festen, fruchtbaren Gemüth des Biederben ihr Leben sicher blühen, ihr Geist allen Gehalt bewahren, und in aller Gesundheit erwachsen.

Eines Tages bat sie ihn, sie in den Garten zu begleiten, und er folgte mit Beschämung: noch war der verwüsteten Laube nicht erwähnt worden. Als Franziska ihr nahte, als sie verwundert ausrief: wer hier geraset haben könnte? welche übermenschliche Kraft ihr so gram gewesen, hier in ihren Freuden zu toben? stand er lange einige Schritte hinter ihr. Seine Leidenschaft hatte sich ihrer selbst willen nicht aus der edlen Brust hervorgewagt: nun ward sie von der Wahrheit hervorgerissen. Franziska! rief er, ich bin der Unglückliche, der Verbrecher! aber hört mich. Vom ersten Augenblicke an habe ich euch geliebt, und ich wußte zuvor nicht, was Liebe sei. Sie hat meine Brust, mein Leben gespalten mit Qual und Angst. Schauderlich

ergriff sie mich, als ihr in der blühenden Laube mit Arthur kosetet; ich glaubte, ihr flammtet für ihn. Eine ungeheure Wuth lag mir schwarz vor den Augen: ich wühlte die alten Ulmen nieder, und in der Wildniß habe ich Thränenströme um euch vergossen.

Er stand und bebte, indem er dies sprach, wie ein Fels von tiefen Fluten erschüttert, und Franziska wurde gefaßt von Wonne und Schmerz ob solcher Leidenschaft für sie. Ich nehme, sprach sie mit nassem Auge, eure große Liebe als die Gabe eines guten, herrlichen Mannes.

Sie konnte sich nicht überwinden, in diesem Augenblicke zu gestehn, daß sie für Arthur geflammt hatte; aber sie betheuerte sich, daß sie es gestehn wollte. Du starke, offne Seele mußt über kein Gefühl, das in mir war, getäuscht bleiben: sagte sie halblaut.

Nach einigen Tagen geschah das Geständniß, und er hörte es ohne Regung an, wie eine unvermeidliche Fügung des Schicksals. Er faßte sogleich den Entschluß, daß sie beide den Freund

aufsuchen, und die schöne Enthüllung ihm mittheilen müßten. Franziska willigte ein. Noch in derselben Stunde saßen sie zu Roß, und wählten den Weg immer höher hinauf in das Gebiet des Geschlechts von Altan.

Am dritten Tage, da sie nicht weit mehr von der Gränze waren, entdeckte der Biederbe einen Falben, an einen Stamm gebunden, und sein schwarzer Hengst begrüßte wiehernd sogleich das wohlbekannte Roß. Sie sprengten hinzu, und fanden Arthur im Gespräch mit einem alten Hirten, der eine Pergamentrolle hatte.

Er sah sogleich an ihren Augen, was geschehen war, und drückte freudig ihre Hände zusammen. Dann fuhr er fort: ich habe Hermosa nicht gefunden, und muß hinüber in jenes Land. Hier der vielgewanderte Hirt und sein Pergament haben es mir beschrieben. Menschen wohnen dort von hoher Gestalt und milden Sitten; sie arbeiten, und die Arbeit ist Ergötzen; sie genießen nicht, ohne zu schaffen; sie lernen eifrig, und was sie lernen, ist ihnen wie angeboren.

Alle Wissenschaft ist Volkssprache, und Hörer und Schauer bilden im Innern nach, was der Künstler erschaffen hat. Keine Stadt ist unter ihnen, kein Thurm; aber jedes Haus ist ein Pallast in blühenden Gärten. Ein wundervoller Strom befruchtet das ganze Land, und Ueppigkeit ohne Erschlaffung beseelt jeden Zweig, jeden Grashalm. Der Himmel ist ewig heiter, wie die Seelen der Menschen, in welchen nur Religion und Liebe, niemals Haß wohnet. Eine prophetische Sage verheißt ihnen, daß ein junges liebendes Paar, ihnen gleich erschaffen, einst ihren Thron besteigen werde. Diese Erwartung ist jetzt die einzige Gewalt, welche sie regieret. Begleitet mich; ich muß an die Gränze.

Der Hirt erlaubte ihm, das Pergament mitzunehmen. Sie trabten hurtig durch den Wald und immer näher an den Strom, der in Arthurs Leben so ahndungsvoll gewesen. Da sahn sie im Abendroth auf dunkelblauem Hügel zwei Gestalten in die lichten Wolken reiten, und der Biederbe spähte mit seinem Adlerblick, und spornte

plötz-

plötzlich seinen mächtigen Hengst. Wie im Sturm flog er den Hügel hinauf, daß die übrigen Rosse nicht folgen konnten. Oben reichte er der einen Gestalt die Rechte. Hermosa! riefen Arthur und Franziska.

Sie spornten die Rosse. Ehe sie ankamen, sagte der Biederbe: ich bringe dir Arthur. Nie hörte ich den Namen, erwiederte Hermosa, und doch ist er mir wohlbekannt: so muß das schöne Jünglingsbild in dem kleinen düstern Burgfenster heissen. Kennt er die Wasserlilie und die Nußbäume? Immer und immer, entgegnete der Bruder, hat er sie angeschaut auf meinem Schilde, und geheim geküßt.

Alle Rosse waren oben. Arthur und Hermosa hielten zwei Schritte von einander: alle Glut ewigen Lebens strömte sich entgegen aus ihren Augen. Ach Liebe! rief der Jüngling: Ach Liebe! rief die Jungfrau. Beide sahn in den Himmel über den gesenkten Wolken. Weiß stralte Hermosa's Gewand, ihr Purpurmantel wehte rückwärts, ein Diadem von Diamanten und Ei-

chenlaub leuchtete über ihren tiefglühenden Augen. Vom Himmel fiel ihr Blick wieder auf Arthur. Er fragte: bist du Königin dort? und sie antwortete: die prophetische Sage zieht uns in das Thalland der göttlichen Menschen. Es donnerte dreimal bei heiterm Himmel.

Schweigend trennten sie sich. Arthur und Hermosa ritten hinab an der schönsten Seite. Wilhelm mit dem grauen Knappen der Jungfrau weilte unentschlossen. Die Herrschaft winkte sie hinab. Auf der Seite, von wannen sie gekommen, ritten der Biederbe und Franziska in die Ebene nieder.

Man meldet, daß sie ihre Gebiete in eines zusammengethan, und das Schönste und Höchste aus dem befreundeten Reiche Arthurs und Hermosa's zu jeder Zeit erhalten haben.

Inhalt
des
zweiten Bandes.

	Seite
Agathe	1
Charitas	141
Kleopatra	202
Ottomar	242
Kläre	257

Wahnsinn und Liebe 306

Genebald 329

Arthur 346

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Woltmann, Karl Ludwig von, 1770-1817

Schriften

Bd.: 2

Berlin 1806

P.o.germ. 1639-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123715-7